This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SA 7178.25

HARVARD COLLEGE LIBRARY
SOUTH AMERICAN COLLECTION

THE GIFT OF ARCHIBALD CARY COOLIDGE, '87
AND CLARENCE LEONARD HAY, '08
IN REMEMBRANCE OF THE PAN-AMERICAN SCIENTIFIC CONGRESS
SANTIAGO DE CHILE DECEMBER MDCCCCVIII

MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE

Reise in Columbien

in den Jahren 1825 und 1826

von

Carl August Gosselman,
Lieutenant bei Sr. Königl. Majestät Flotte.

Aus dem Schwedischen

übersetzt

von

A. G. F. Freese,
Königl. Schwedischem Hofprediger und Rector des Deutschen Nationallyceums zu Stockholm.

1. Theil.

Mit einer Charte.

Stralsund,
in der Löfflerschen Buchhandlung.
1829.

SA 7178.25
Harvard College Library
Gift of
Archibald Cary Coolidge
Clarence L. Hay
26 Jan 1910
(2 vols)

„I am neither Your Minotaure, nor Your Centaure, nor Your Satyr, nor Your Hyaena, nor Your Babion, but Your mere Traveller — believe me!“

JOHNSON

Sr. Excellenz

dem Königlich Preußiſchen Wirklichen Geheimen-Rathe, Ober-Präſidenten von Pommern, Ritter des rothen Adlerordens erſter Claſſe mit Eichenlaub und des eiſernen Kreuzes zweiter Claſſe am weißen Bande

Herrn Dr. Sack

in Hochachtung

und

innigſter Verehrung

gewidmet

vom

Ueberſetzer.

Reise in Columbien.

MUSEUM
IN
ESSLINGEN

Capitel I.

Die Abreise.

Früh Morgens, den 16. Februar 1825, lag die Brigg Christoph Columbus mit eingereefften Marssegeln ungefähr funfzehn Meilen südlich von dem Leuchtthurme Scilly auf der englischen Küste. Ein starker Nordwest pfiff durch das Tauwerk, und füllte mit Heftigkeit die scharf brassenden Segel und, indem er die Wolken zerstreute, welche die Nacht so dunkel und regnigt gemacht hatten, verschaffte er uns den Anblick des klar brennenden Feuers. Sobald die Richtigkeit hiervon durch den Compaß herausgebracht war, wurde die Brigg gewandt, und mit einer gleichmäßigeren Fahrt eilte sie nun mit halbem Winde aus der Oeffnung des Canals in den atlantischen Ocean, so daß wir bald das immer mehr sinkende Feuer aus den Augen verloren. Dieses hatte uns eine Zeitlang von einer oder der anderen höheren Welle entgegen geschimmert, uns gleichsam freundlich den letzten Abschied vom Lande zugewinkt, und verschwand endlich ganz, und mit ihm der letzte sichtbare Punkt von Europa.

Es ist ein angenehmes Gefühl, womit man in diesem und dem vorhergehenden Monate das enge Fahrwasser zwi-

schen England und Frankreich mit dem geräumigen zwischen der neuen und alten Welt vertauscht. Denn nicht zu gedenken, daß die Schiffahrt weniger gefährlich wird, so hat auch diese größere Annäherung an die südlichere Breite einen wohlthätigen Einfluß auf den von Norden Kommenden. Diesen hatte es besonders für uns, da wir den Winter zwischen dem Kattegat und der Nordsee getheilt hatten. Schon den 22. Februar fing die Wärme an, fühlbar zu werden, wenigstens für uns, da wir bis jetzt in unseren schweren, nassen Nordseekleidern steckten. Es war auch sonderbar zu sehen, wie die Sonne auf alles am Bord wirkte. Kleider, Fahrzeug, Segel und Takelage bestanden alle eine Art von chemischem Prozeß. Durch dick aufsteigende Dampfwolken, entluden sie sich der kalten, salzigen Feuchtigkeit, und wurden leichter und trockner. Bald schuf auch diese Veränderung der Temperatur das Aussehen der Brigg und der Besatzung um. Die erstere vertauschte ihre schweren, kurzen Winterbramstengen mit den längeren, leichteren Sommerstengen, und paradirte nun sehr oft mit Leysegeln, anstatt der vorher beinahe beständig eingewickelten Marssegel. Auf dieselbe Weise schienen die Matrosen mit Vergnügen ihre schweren Winterröcke mit leichteren Anzügen zu vertauschen.

Die Ankertaue wurden aufgewunden, und die Anker aufs Verdeck gelegt. Es gibt vielleicht wenige Begebenheiten am Bord, die so viele Betrachtungen erwecken, als die genannte Arbeit. Sie setzt immer eine längere Seereise voraus, oder wenigstens die Vermuthung, in langer Zeit dieser wichtigen Schiffsgeräthe nicht nöthig zu haben. Diese Arbeit kann also angesehen werden, als wenn man sich dem Neptun verschreibt; von dieser Zeit an tritt der Seemann eigentlich in

das höhere Schöne seines Gewerbes, und sieht sich mit Stolz in seinem Elemente.

Bei klarem Himmel und herrlichem westlichen Winde, der, so wie wir weiter nach Süden kamen, auch immer mehr südlich ward, setzten wir unsere Fahrt auf Madera fort. Unsere einsame Reise wurde nur zweimal durch das Vorbeisegeln und Preien oder Ausfragen zweier Fahrzeuge gestört: eines Amerikaners, der nach Ostindien ging, und des englischen Madera-Paquetfahrzeuges.

Den zweiten März waren wir schon in Maderas angenehmem Clima, und hätten den nächsten Morgen die Insel zu Gesichte bekommen müssen, als wir um sechs Uhr Abends einen starken Regenguß aus Osten bekamen, und da dieser die ganze Nacht fortfuhr, kam es, daß wir die Lage dieser Insel nicht genau erforschen konnten, sondern statt dessen westsüdwestlich auf einen Abstand von zehn Meilen an ihr vorbeifuhren. Dieser Wind dauerte so lange, bis wir in der Nacht vom achten auf den neunten März den nördlichen Wendekreis 28° 35′ westlich von Greenwich durchschnitten, und hatte schon damals das bestimmte Kennzeichen des Passatwindes zwischen Afrika und Amerika angenommen.

Wir waren also nun in dem so lange ersehnten Passatstriche, diesem Canaan für unsere langen Wanderungen in der Wüste, diesem Troste bei unserem Kreuzen in der Nordsee, auf den wir dann immer als denjenigen Freund hinblickten, der uns einmal für alles das Widrige und Unangenehme belohnen müßte, welches wir ausgestanden hatten, um ihn zu erreichen. Auch entsprach er nicht nur unserer Erwartung, sondern überstieg sie sogar. Es ist unmöglich, ihn denjenigen zu beschreiben, die diese Fahrt nicht gemacht haben,

denn auch die schönste Beschreibung wird immer armselig bleiben. Es ist wahrlich ein Glück, daß nicht alle Meere dem zwischen den Wendekreisen gleichen, denn dann möchten vielleicht zu viele Menschen Seeleute seyn wollen, weil die Fahrt auf demselben alle Annehmlichkeiten und Reize einer Seereise gewährt, ohne doch mit irgend einer ihrer Unannehmlichkeiten verbunden zu seyn. Die mildeste und gesundeste Temperatur, ein hoher, wolkenfreier Himmel, gleichmäßiger, beständig guter Wind, eine klare, unermeßliche Tiefe, auf der es kaum starke Wellen gibt, — das ist ja Alles, was man von der Natur auf der See fordern kann. Man könnte ihn eine See-Chaussée, ein Capua für die Matrosen, und ein Non plus ultra der Wünsche des Seemanns nennen.

Vom vierten März an, als wir Madera passirten, bis zum zwei und zwanzigsten, als wir des Abends wegen der Nähe von Westindien die Segel einzogen, oder beinahe drei Wochen, hatten wir immer denselben Wind, fast immer mit gleicher Stärke, so daß wir nie unter sechs, oder über acht englische Meilen in der Stunde machten. Während dieser ganzen Zeit rührte sich kaum ein Einziger am Bord; alle möglichen Segel waren aufgezogen, und die Segelstangen standen wie festgenagelt quer über das Fahrzeug. Nicht mehr als ein einziger Mann brauchte auf dem Verdecke bei dem Steuerruder zu seyn, und doch glich er mehr einem ausgestellten Posten, als einem gewöhnlichen Steuermanne, denn er stand beinahe stille, und brauchte sich nicht zu rühren. Wenn jemals die Versäumung der sonst gewöhnlichen Vorsicht, die Segel des Nachts zu vermindern, am Bord verzeihlich seyn kann, so war sie es hier; denn Wind, Witterung, Fahrt

und Cours waren immer dieselben. Auch glich das Logbuch, das sonst wenn nicht von einer so spielenden, doch wenigstens abwechselnden Art ist, mehr einem Kalender, als etwas anderem; denn mit Ausnahme von Tag, Datum und Graden der Länge, war alles Uebrige den einen Tag wie den andern gleich, oder wie der Steuermann sich so lakonisch ausdrückt, „Einerlei.“ Nur Zeit und Raum veränderten sich, allein dies geschah auf eine so gleiche und ruhige Weise, daß es wirklich schwer hielt, die verflossenen Tage von einander zu unterscheiden, und sich ihrer zu erinnern. Die äußere Umgebung der Natur bot dem Gedächtnisse keinen Standpunkt dar. Die Sonne ging an demselben klaren, heitern Himmel auf, woran sie auch wieder unterging, und das Auge suchte vergeblich einen Gegenstand, auf dem es in dem weiten, leeren Horizonte ruhen konnte; denn dieser war in der eigentlichen Bedeutung des Worts „Coelum undique et undique pontus.“

Wir konnten also die Zeit nur nach den Beschäftigungen und Zerstreuungen des geselligen Lebens am Bord des Schiffes abmessen. Es waren ihrer auch nicht wenige, und sie wechselten häufig miteinander ab. Dies scheint sonderbar zu klingen, und ich gestehe auch, daß es nicht oft der Fall auf gewöhnlichen Handelsschiffen ist; indessen nichts desto weniger verhielt es sich so bei uns, wo vier junge Kameraden, alle beinahe von gleichem Alter, nebst drei angenehmen, muntern Passagieren, sämmtlich das Ihrige dazu beitrugen, diese für lange Zeit einförmige Seereise so munter, wie möglich, zu machen.

Mag es mir bei dieser Gelegenheit erlaubt seyn mit schmerzlichem Gefühle bei dem Andenken eines der ersteren zu

verweilen, dessen letzte Reise die gegenwärtige war, der immer, und besonders jetzt am meisten zur Freude und zum Vergnügen seiner Reisekameraden beitrug. Man braucht nicht unter der Anzahl seiner besten Freunde, oder auf längere Zeit sein Schiffskamerade gewesen zu seyn, um mit Schmerz und Trauer an sein so frühes Hinscheiden zu denken. Jeder, der auch noch so wenig diesen viel versprechenden Jüngling kannte, wird es thun, und aufrichtig seine trauernden Eltern, Geschwister und Freunde bedauern, denen er in der Ausübung seiner Bestimmung entrissen wurde, deren Zierde er geworden seyn würde. Wenigstens erschien mir in vieler Hinsicht August Palander immer als Ideal eines jungen und also noch unerfahrnen Seeofficiers, der, wenn er länger gelebt hätte, gewiß das ausgezeichnete Vertrauen und die Freundschaft gerechtfertigt haben würde, die er sich schon bei Vorgesetzten und Kameraden erworben hatte. — Aber möge man mir diese und ähnliche Abschweifungen verzeihen, die vielleicht keine eigentliche Gemeinschaft mit einem Buche unter dem Titel: „Reise in Columbien" haben können. Diejenigen, welche sie zu sonderbar finden, muß ich dann immer auf das Motto, gleich hinter dem Titelblatte verweisen, welches man, wenn man so will, als Vorrede betrachten kann, und zur Vermeidung einer vielleicht nöthigen Wiederholung desselben Mottos über jedem Capitel hin gesetzt ist.

Allein wir wollen an Bord zurückkehren und zu den Beschäftigungen daselbst. Eine gut gewählte Bibliothek, dem Herrn Hauswolff gehörig, und auf der Reise jedem Bewohner der Kajüte zugänglich, war vielleicht der sicherste Bürge eines angenehmen Zeitvertreibs. Aber auch andre weniger ernsthafte Unterhaltungen mußten an einem Orte entstehen,

wo so viele junge Personen zusammen waren. Schon beim Passiren des Wendekreises gab der gewöhnliche Scherz, diejenigen, welche früher nicht da gewesen waren, zu rasiren, den Anfang zu der Menge von komischen Aufzügen, welche nur erst mit unserer Ankunft in Südamerika aufhörten. Viele von ihnen waren in Plan und Ausführung so eigen und meisterhaft, daß sie wohl eine eigene Beschreibung verdienten, wenn nicht andre Ursachen davon abriethen. Fügt man hierzu, daß wir einen ungewöhnlich geschickten Musikus, einige gute Stimmen, einen Karrikaturzeichner, mit den glücklichsten Anlagen hatten, so scheint es nicht auffallend, daß sogar die Passagiere nicht nur vergaßen, daß sie auf dem weiten, bodenlosen Oceane schwebten, getrennt von der ganzen übrigen Welt, sondern auch gestanden, daß diese Art zu reisen die angenehmste sey, die man sich nur wünschen könnte.

Ein Zelt auf dem Vorbecke und das eine Boot immer mit Wasser zum Baden angefüllt, schützte und erfrischte gegen eine Hitze, die in allem Falle nicht übertrieben war. Beim Wendekreise stand das Thermometer des Mittags auf 25°, stieg aber auf dieselbe Art wie sich die Grade der Breite verminderten, so daß es bei 15° Breite auf einer Höhe von 32° stand. Die Temperatur des Meerwassers war immer 2° bis 3° kälter, als die der Atmosphäre des Mittags im Schatten, aber natürlicherweise wärmer als sie um Mitternacht. Die Salzigkeit des Wassers nahm auch in demselben Verhältnisse, und eben so die Klarheit desselben zu; man kann sich nichts schöneres denken, als die Farbe, welche das Wasser hier hat. Dort, mehr wie bei uns, heißt es mit größerem Rechte, die blaue Welle. Es wirft den Schein des hohen, klaren Azurhimmels so stark zurück, und ist so

unglaublich klar und durchsichtig, daß, wenn man vom Hintertheile des Schiffes bei stillem Wetter das Fahrzeug unter dem Wasser betrachtet, man die beiden Elemente nicht von einander unterscheiden kann: das Auge täuscht sich, und es sieht aus, als wenn das ganze Schiff in der Luft hinge. Stellt man sich aber vorne auf das Schiff während der ruhigen Fahrt, die der Passatwind gewährt, so wird das Auge noch angenehmer beschäftigt. Jede sich an den Seiten des Schiffs brechende Welle wird gleichsam in den weißesten Schnee verwandelt, der vom Kiel durchschnitten, sich in zwei Reihen an beiden Seiten des Schiffes bildet, die den schönsten Kontrast mit dem himmelblauen Wasser machen. So ist es am Tage; aber wie viel glänzender ist es nicht in der dunkeln tropischen Nacht, wo auf dem schwarzen Wasser die Wellen Silbermassen gleichen, die mit einer unzähligen Menge funkelnder goldener Sterne wie besäet sind. Viele Wesen halten sich auch in diesem schönen Elemente auf. Oft und ganze Tage hindurch hat man eine Avantgarde von Delphinen, welche, immer den Zug anführend, einige Ellen von dem Gallion, unter beständigen Schwenkungen, das Auge mit ihren glänzenden Farben beschäftigen. Selten ist auf der anderen Seite das Kielwasser unbewacht von einem lavirenden Hay, der, gleich einem auf seiner Station kreuzenden Kaper, mit kurzen Schlägen aufmerksam und still das Fahrwasser durchsegelt, auf Alles lauernd, was vom Schiffe über Bord geworfen wird, um es mit Gefräßigkeit zu seiner Beute zu machen. Plänkerer vermißt man auch nicht. Leichte Abtheilungen von fliegenden Fischen schwingen sich an den Seiten des Fahrzeugs in langen, krummen Linien hoch über das Wasser empor, wobei sie manchmal aufs Verdeck kommen,

und wirklich die sonderbare Frage: „Ist es Vogel oder Fisch?“ weniger närrisch machen. Nicht selten sieht man auch die schönsten Muscheln umherfließen, unter denen sich insbesondre der Papiernautilus auszeichnet, welcher mit seinem kleinen schiefen Segel seinen immer gleichen Lauf mit halbem Winde über die leicht bewegte Meeresfläche steuert, und also von dem einsamen Schiffe als ein kleiner Kamerade auf dem öden Meere begrüßt werden kann. Als Pendant hierzu sieht man, wiewohl selten, eine plumpe Schildkröte schwer mit ihren vier breiten, schüsselähnlichen Rudern arbeiten, nicht unähnlich einer alten, bedeckten Kanonenschaluppe, wenigstens in Hinsicht auf Schwere, Stärke und Bewegung. Ganze Schaaren von convoyirenden Meerschweinen scheinen dem Fahrzeuge mit ihrem närrischen Blasen und Kulbutiren gleichsam den Hof zu machen, wobei sie die Artigkeit bisweilen so weit treiben, daß sie, dicht unter dem Kiele unter das Wasser tauchend, ihn in allen Richtungen und mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit passiren. In der Luft dagegen war weniger Leben. Einer oder der andre tropische Vogel schien eher ein Beweis zu seyn, daß sie da seyn könnten, als daß sie sich dort wirklich aufhielten; oder von der Natur in derselben Absicht dorthin versetzt waren, als der Landschaftsmaler einen einsamen Wanderer mitten in eine öde, verlassene Gegend setzt, um dem sonst todten Gemälde Leben zu geben.

Die Nächte vor und nach dem zwei und zwanzigsten März zogen wir die Segel ein, weil wir nun in der Nachbarschaft der westindischen Inseln seyn mußten, und Mittags den drei und zwanzigsten erscholl auch vom Toppsegel das merkwürdige Wort: „Land,“ das, wenn es auch bei uns nicht grade

dieselben Gefühle, wie bei Columbus erweckte, da er diese Inseln zuerst sah, doch sehr interessant war, wenigstens wegen des Ungewöhnlichen und Neuen, welches darin lag, weil wir nun eine längere Zeit nur gesprächsweise dasselbe genannt hatten. Nachmittags erhoben sich immer mehr und mehr zwei hügelichte blaue Klumpen am westlichen Horizonte, welche, da die Sonne bei ihrem Untergange ihre letzten rothen Strahlen mitten zwischen beide warf, auch dem unbewaffneten Auge die scharfen Umrisse von Martinique und St. Lucie zeigten, zwischen denen wir, unserem Beschlusse zufolge, die westindische Inselkette durchbrechen wollten.

Es ist schwer zu sagen, welches angenehmer für das Auge ist, entweder, nachdem es lange von näher umgebenden Gegenständen gebunden und ermattet gewesen ist, eine Ausflucht über eine freie, weite Aussicht zu machen, oder nach einer langen ermüdenden Unthätigkeit aus Mangel an Gegenständen, den ersten, der sich seinen irrenden, suchenden Blicken darbietet, gleichsam zu verschlingen. Gleich einem ermatteten, vom Sturme verschlagenen Vogel, der mit Freude auf dem angetroffenen Schiffe verweilt, dem einzigen, lange gesuchten Ruhepunkte auf dem weiten Meere, ruhete das Auge nun mit Lüsternheit auf den beiden Gegenständen aus.

Obgleich mit guter Fahrt segelten wir fast einen ganzen Tag, bis wir zwischen diese Inseln kamen: ein Beweis von der Höhe der Berge und der Klarheit des Horizontes. Den folgenden Vormittag passirten wir sie, und sahen nun zugleich mehrere von den anderen Inseln im Winde, die, wie eine würdige Vorpostenkette zu dem großen Amerika, hoch und stolz mitten in dem unermeßlichen Oceane lagen, dessen ohnmächtige Wogen ihr steiles Ufer mit Verachtung zurückwarf.

Wie viele ungleiche Reflexionen erregen nicht der Anblick und die Betrachtung dieser in so vieler Hinsicht merkwürdigen Inseln. Wie viel liegt nicht allein in dem Namen Westindien, welche ausgezeichnete Rolle hat es nicht, in moralischer und merkantilischer Hinsicht, lange auf dem Welttheater gespielt; wie viele Reichthümer sind nicht aus seiner reichen, fruchtbaren tropischen Erde herausgepreßt worden, gewässert mit dem Schweiße und den Thränen der gemißhandelten schwarzen Menschenrace: in welchem unnatürlichen Verhältnisse steht hier nicht der gewinnsüchtige Europäer gegen den hierher geschleppten Afrikaner, hier in diesem für sie beide fremden Welttheile — in diesem Theile von Amerika. Und wer von ihnen steht am niedrigsten auf der Leiter der Menschheit, etwa der Herr oder der Sklave, hier in diesem Heiligthume der Sklaverei — in diesem Westindien? Indessen auch in weniger ernsthafter Hinsicht ist es merkwürdig. Die Matrosen zum Beispiel betrachten Westindien ganz so, wie der modische Gutzer Paris betrachtet; mit gleichem Hochmuthe erzählen Beide, daß sie da gewesen sind, und auf gewisse Weise kann man sagen, daß es zu der höheren Erziehung Beider gehört, sich dort eine Zeitlang aufgehalten zu haben. Und, um mit diesen Ideen zu schließen, was für ein vortreffliches Hülfsmittel ist Westindien oft für gewisse Verfasser von Theaterstücken und Romanen gewesen: wie oft haben sie nicht von dort einen alten, eben so reichen, als von der Sonne schwarz gebrannten Onkel geholt, wenn sie auf andre Art keinen Brautschatz für ihre armen, verliebten Helden bekommen konnten!

Den sieben und zwanzigsten März passirten wir Curaçao und Oruba, und den darauf folgenden Tag, des Vormittags,

bekamen wir zuerst die Terra-Firma von Südamerika zu Gesichte, bei Punta Gallina, welches etwas oberhalb des Caps la Vela liegt, ein Vorgebürge, welches um sechs Uhr des Abends uns quer gegenüber war. Die Fahrt war nun gewöhnlicher und abwechselnder geworden. Der Wind kam stärker und schwächer, und aus ungleichen Himmelsstrichen, oder, wie man es nennt, er war unbeständig und sprang um, eine Folge von der Nähe des Landes, welches bewirkte, daß wir nicht eher, als den dreißigsten, die Schneeberge bei Santa Marta erblickten. Es ist ein zugleich erstaunender und schöner Anblick, diese fürchterlichen Riesen, mit dem Fuße in der See, ihre schneebedeckten Gipfel hoch über die Wolken erheben zu sehen. Anfangs will man nicht glauben, daß dies ein Theil der Erde seyn kann, der sich so hoch über den Wolken, im Himmel, zeigt. Man vermuthet eine Täuschung des Auges, das sich zitternd davon überzeugt, da der Abhang der Berge so jähe ist, daß es scheint, als könnten sie Einem über den Kopf zusammenstürzen. Diese Berge geben auch einen Vorschmack von Südamerika, dessen ganze natürliche Beschaffenheit nach einem größeren Maaßstabe gebildet scheint, als irgend ein Gebirge auf der Erde. Der Anblick derselben, so wie im Allgemeinen die Seereise längs der ganzen Küste ist merkwürdig für denjenigen, welcher vorher nicht in der neuen Welt gewesen ist. Es ist beinahe so, als säße man in der Erwartung des Anfangs eines großen Schauspiels, von dem man viel hat sprechen hören, das man aber noch nicht gesehen: der Vorhang wird aufgezogen, man sieht die Decorationen, die etwas Ausgezeichnetes versprechen: aber bis jetzt ist das Stück nicht angefangen, noch hat kein Schauspieler das Theater betreten.

Den ersten April wurden wir durch ein sonderbares Phänomen in Schrecken gesetzt, wobei die Natur uns, so zu sagen, in April schicken zu wollen schien. Obgleich so weit von der Küste, daß wir sie nicht sahen, kamen wir auf einmal in ein Wasser, das eben so sonderbar, als beunruhigend war. Anstatt des gewöhnlichen klaren, blauen Wassers, umgab uns jetzt überall ein dickes und graugelbes, dem bei den holländischen Dünen, oder in dem Zuyder-See nicht unähnlich, wenn es vom Sturme in Bewegung gesetzt wird. Anfangs sah es wirklich gefährlich aus, so daß wir umzukehren beschlossen, und auf demselben Wege, den wir gekommen waren, zurückzugehen. Nachdem wir dies gethan, hatten wir einen ganz eigenen Anblick, der uns auf einmal alle Furcht benahm, und die Ursache derselben erklärte. Das durch die Wendung des Schiffs nun nach vorne gekommene Kielwasser lag nämlich wie eine klare, dunkelblaue Furche in der umgebenden dicken Masse, die nichts anderes war, als eine dünne, auf der Oberfläche liegende Verlängerung des Wassers des Magdalenaflusses, dessen Mündung wir nun passirten, und der bei stillem Wetter seine dicke mit fettem Lehm vermischte Wassermasse ganze vierzig Meilen *) in die See hinaustreibt. Dies ist auch eine sehr gute Nachricht für die, welche in die Häfen von Sabanilla und Carthagena einlaufen wollen, da die Küste hier so niedrig ist, daß man sie nicht sieht, wenn man etwas weiter auf der See ist.

*) Englische nämlich, so wie im ganzen Buche, so daß man die Anzahl der Meilen mit 6 dividiren muß, um schwedische zu bekommen.

Nachmittags wurden wir von einem columbischen Orlogschoner angerufen. Da dies das einzige Kriegsfahrzeug war, dem wir auf der Reise begegneten, und außerdem das erste, welches wir unter der Flagge der Republik gesehen hatten, so erweckte es viel Interesse, und bestand eine strenge, kunstmäßige Kritik von den Mitbrüdern desselben Gewerbes. Es hielt sie auch aus, da es in allen Theilen der Idee entsprach, die man sich von einem ächten westindischen Kaper machen kann. Ein langes, ganz schwarz gemaltes, auf dem Wasser niedrig liegendes Schiff, schnitt wie ein Pfeil durch die See mit dem kielförmigen, grünen, kupferbeschlagenen Boden, und schien ein wahres Vergnügen darin zu finden, die Wellen zu zertheilen, und ihren Schaum hoch über die niedrigen Seitenwände zu werfen, um gleichsam die Menge der braunen und schwarzen Figuren zu waschen, aus denen die zahlreiche Besatzung bestand, welche mit ihren halbnackten, dunkeln Leibern ein sonderbares Schattenspiel auf den weißen, breiten und wohlgeformten Gabelsegeln machten, die vom Verdecke an den langen hinten über liegenden Masten bis zu den schmalen Stengen folgten, worauf die spitzigen Toppsegel diese schöne große Segelmasse bis zu den feinsten Toppen verlängerten, von deren höchstem ein langer, schmaler Wimpel in vielen Windungen hinten hinaus flatternd, zeigte, daß die ganze untenliegende schöne Maschine vorwärts, beinahe gerade dem Winde entgegen, getrieben wurde.

Den folgenden Tag bekamen wir des Nachmittags „La Popa" *), einen hohen Berg bei Carthagena, zu Gesichte,

*) Bedeutet die Schanze auf einem Schiffe.

der dem Hintertheile eines Schiffes sehr ähnlich ist, eine vorzügliche Wirkung auf das sonst allenthalben niedrige Land macht, und eins der besten Wahrzeichen für die von Süden und Norden kommenden Fahrzeuge ist. Etwas später zeigte sich auch Carthagena, das mit seinen hohen Wällen, vielen Kirchen und Cocospalmen, als Bild einer alten befestigten katholisch indischen Stadt da lag. Als solche betrachtet war ihr Anblick im höchsten Grade schön. Inzwischen lag etwas Schmachtendes und Schauerliches in dem Ganzen, wozu vielleicht besonders ein zweijähriges Ausbleiben der Regenzeit beitrug. Dieser Mangel an Regen hatte die ganze Gegend ausgedörrt, und jede Spur von Grün vertilgt, mit Ausnahme der Cocospalmen, welche ihre langen, weichen Aeste über die unter ihnen liegenden weißgrauen Häuser ängstlich schwangen, und ihnen einen schwachen Schutz gegen die senkrechten, glühenden Sonnenstrahlen gaben.

Ein anhaltender Wind von Nordwest machte, daß wir uns der Stadt näherten, so daß wir um vier Uhr nach Seemannsweise uns mit ihr unterhalten konnten, welches durch Aufziehen der schwedischen Flagge auf die Gabelstange und den Vortopp geschah, und damit sie sich dessen so viel besser erinnerten, von einem Schusse begleitet wurde. Denen, die diese Art in den Wind zu reden nicht verstehen, kann sie auf folgende Art erklärt werden: Wir sind aus Schweden, und bitten uns so schnell, wie möglich, einen Lotsen zu schicken. Man verstand auch sogleich dies auf allen Meeren so gut bekannte Signal, und kurz darauf sahen wir einen kleinen indianischen Kahn, in dem sich vier Neger befanden, von der Küste abstoßen und mit schnellen Ruderschlägen gerade auf die Brigg zukommen. Bald waren sie auch an der Seite derselben.

ben, die mit staunenden Zuschauern besetzt war, welche neugierig diese ihre ersten Besucher aus einem andern Welttheile betrachteten. Und wie ungleich waren auch diese Menschen ihren transatlantischen Brüdern, sie, die in ihrer kleinen, drei Fuß breiten, aus einem Baume ausgehöhlten Pirogue saßen, und uns mit ihren weißen Zähnen und schwarzen Gesichtern angrinseten. Auf schlecht Spanisch, und wo möglich noch unbegreiflicher durch eingemischte und übel angebrachte englische Seemannsphrasen, verlangten sie einen Aufsatz von dem Namen der Brigg, ihrer Last u. s. w., worauf sie den einen ihrer Kameraden am Bord ließen, statt seiner eine Flasche Branntwein empfingen, vom Fahrzeuge absetzten und eben so geschwinde nach der Küste zurückruderten.

Wir waren nun mitten vor der Stadt, mußten aber einen weiten Umweg rund um Tierra Bomba machen, eine Insel, die den Hafen von Carthagena beschützt, oder richtiger ihn bildet. Der eigentliche Einlauf war hier früher auf der nordöstlichen Seite, welche Boca Grande genannt wird, ward aber im Kriege durch Versenkungen unbrauchbar gemacht. Da der Seewind gegen Abend ganz stille ward, kamen wir nicht früher als acht Uhr Abends nach dem andern, oder dem südwestlichen Einlaufe. Dieses Fahrwasser, das einzige, dessen man sich nun bedient, wird Boca Chica genannt, und ist mit niedrigen Batterien sehr stark befestigt, welche à fleur d'eau den engen Einlauf bestreichen.

Es war eine jener schönen tropischen Nächte, die man hier zum Ersatz für die durch die Sonnenhitze beinahe unerträglichen Tage hat. Der Vollmond, schon hoch über dem Horizonte, näherte sich mit großen Schritten seinem Zenith, und seinen starken, angenehmen Schein von den beiden Festun-

gen zurückwerfend, schien er ihn ganz auf die ebene, schmale Oberfläche des Wassers zwischen beiden zu concentriren. Das Fahrzeug segelte in diesem blendenden Schimmer langsam vorwärts. Kein Lüftchen bewegte das Wasser und wärb auf dem Verdecke gefühlt: nur die hohen obersten Bramsegel konnten dann und wann, von hinten her, einen leisen Hauch auffassen, so daß die Brigg, mehr aus alter Gewohnheit und Sehnsucht nach dem Orte ihrer Bestimmung vorwärts zu kommen schien, als durch den sie treibenden Wind. Eine tiefe Stille herrschte überall, die nur zuweilen durch das einförmige „Stribor! — Babor! — Asi!“ *) des Lotsen unterbrochen wurde. Endlich waren wir mitten zwischen den Festungen, und der zur rechten sehr nahe, von welcher ein „Bergantin! Hola!“ und dann „De donde viene el Bergantin?“ **) durch das Sprachrohr zu uns erscholl, und auf einmal fing das Preien und unsere erste Unterredung mit der neuen Welt an. Kaum war diese Ceremonie beendigt, so schlug die Uhr acht, worauf von dem Innern der Festung auf einmal eine Menge Trompeten sich hören ließen, und in langgedehnten Stößen den Zapfenstreich für die Garnison bliesen. Der helle, aber harmonische Schall prallte in öfterem Echo von der ruhigen See zurück, und machte eine schöne Wirkung in der stillen, vom Monde feierlich erhellten Nacht. Er schien uns freundlich bewillkommnend zum Ankerplatze, etwas weiter hinauf, geleiten zu wollen; wo grade beim letzten Widerhall des Finale, das so lange

*) Steuerbord! — Backbord! — Recht so!

**) Brigg Heda! — Woher kommt die Brigg?

ruhende Anker losgemacht wurde und mit Heftigkeit vom Schiffe ins Wasser fuhr, indem es die rasselnde eiserne Kette mit sich zog. Nachdem diese mit entsetzlichem Geknarre zum Theil durch die Klüse geeilt war, stand sie endlich stille, befestigte das Schiff an den Boden — und uns an Südamerika.

Capitel II.

Carthagena.

Die Windstille, die in der Nacht geherrscht hatte, fuhr bis zum nächsten Tage fort, da der Seewind, welcher eigentlich nichts anders als der Passatwind ist, zu wehen anfing, und sogleich waren wir unter Segel, um nach dem vier Meilen entfernten, weiter ins Land hinein gelegenen Hafen zu kommen. Da dieser in derselben Richtung, wie die des Windes war, vor uns entfernt lag, so mußten wir den ganzen Weg kreuzen. Dies gefiel unserm schwarzen Lotsen nicht, der hier den Landwind erwartet hätte. Er lotsete uns indessen ganz gut, obgleich dies im Allgemeinen ihr Verdienst nicht ist, weil sie eine sehr geringe Kenntniß des Fahrwassers besitzen. Sie haben unter anderen eine eigene Gewohnheit sich immer vorne auf das Bugspriet zu stellen, und von da, aus allen Kräften, ihre Befehle auszuschreien. Da man dies unpassend fand, so ward ihm die Weisung ertheilt, nach dem

Hintertheile des Schiffes zu kommen, und dort auf seinem Platze zu bleiben. Dies mochte, seiner Meinung nach, vielleicht die republikanische Etikette beleidigen, weßhalb er sogleich herabsprang, seinen Mantelsack, eine große Calebasse, den er bei seiner Ankunft auf dem Arme trug, wie die Damen ihre Strickbeutel, ergriff, hinter das Boot auf dem Verdeck eilte, und in einem Augenblicke, ganz umgekleidet, zurückkam, daß heißt mit einem reinen, feinen Hemde und weiten Beinkleidern, anstatt der groben, schmutzigen Wäsche, die er vorher getragen hatte. Anfangs war es freilich sehr schwer zu begreifen, was diese Metamorphose mit dem Befehle nach dem Hintertheile des Schiffes sich zu verfügen, gemein hatte, wofern er sie nicht für nöthig ansah, um sich auf dem Verdecke zeigen zu können; allein bald erklärte er alles, da er mit einer trotzigen Miene und stolzem Gange sagte: „Soy hombre libre y Cavallero como Ustedes!“ — Ich bin ein freier Mann und Herr eben so gut wie Sie — worauf er seinen vorigen Platz auf dem Bugspriete sogleich wieder einnahm. Er glaubte nämlich, daß wir uns Anfangs in seinem Werthe geirrt hätten, den er nun durch die in seiner Toilette vorgenommene Veränderung unbestreitbar gemacht zu haben glaubte. Ich erwähne dieses lächerlichen Auftritts nicht so wohl seiner selbst wegen, als vielmehr wegen des ganz besonders Charakteristischen darin, da es, wie ich nachher gefunden habe, auf alle die farbigen Einwohner dieser Republik angewandt werden kann, die, sobald sie einen neuen Rock angezogen haben, sich sogleich als Leute von vornehmerem Stande betrachten, oder was die Engländer so unübersetzbar einen Gentleman nennen.

Inzwiſchen kamen wir mit oft erneuerten und kurzen Schiffswendungen nach dem ſchönen geräumigen Hafen, der mit Recht als einer der herrlichſten in der Welt betrachtet werden kann, ohne grade deßhalb zu ſagen, daß er darin mit dem von Neapel wetteifern kann, eine Behauptung, die ich doch von dieſem und jenem gehört habe. Da mit Ausnahme von La Popa ſein ganzes Ufer niedrig iſt, ſo hatte die langwierige Dürre ſeine Geſtalt nicht verſchlechtern können, ſondern er ſtand in ſeinem vollen Grün, das indeſſen weiter ins Land hinein mehr und mehr ins Grau fiel, bis es endlich in der blauen Bergkette verſchwand, die auf dieſer Seite die Ausſicht begränzte. Auf der andern lag die lange Inſel Tierra Bomba, die ſich von Boca Chica an, dem Auge mit ihren gleichmäßigen Abhängen angenehm zeigte, überall bewachſen mit Büſchen und kleinem Gehölze, in welchem hier und da eine kleine indianiſche Hütte das Auge ganz bis nach Boca Grande ſo zu ſagen begleitete, auf deſſen andrer Seite die großen, hohen, weißgrauen Feſtungsmauern die Stadt von einer Menge Kriegs- und Handelsfahrzeugen trennten, welche in ihrem Hafen lagen, und alle mit ihren Signalen und ungleichen Nationalflaggen das Oſterfeſt feierten, und dadurch dem ſchönen Gemälde Leben gaben, in deſſen Mitte ſich die, die Stadt beherrſchende, ſtarke Citadelle San Lazaro über die kleinen Landhäuſer und indianiſchen Dörfer erhob, am Fuße des hohen majeſtätiſchen Popa zerſtreut umherliegend, der ſich im Hintergrunde hoch über die ganze Gegend erhob, und mit ſeinem auf dem höchſten Gipfel liegenden alten Mönchskloſter die Schönheit des Gemäldes gleichſam vollendete.

Früh Nachmittags legten wir uns vor Anker, und gleich

darauf kam das Zollboot mit dem Hafen-Capitaine, den Zollofficieren und einem Dollmetscher an Bord. Sie waren sehr artig, und es machte ihnen Vergnügen, das fremde Fahrzeug und besonders dessen schöne Besatzung zu betrachten, welche auch mit ihren großen starken Körpern und ihrer frischen Farbe einen merklichen Kontrast mit ihrer eigenen schmächtigen Figur und ihren bleichgelben Gesichtern machten. Darauf zog unsere Flagge ihre Aufmerksamkeit auf sich, und Alle stimmten darin überein, daß „la bandera de la Suecia es muy bonita“ — die schwedische Flagge sehr schön ist. Die beinahe gleiche Art, wie die Spanier die Namen Schweden und Schweiz aussprechen, hatte die Folge, daß einer von ihnen uns durchaus, für aus der Schweiz kommend, ansah, und da sie keinen anderen Begriff von beiden hatten, als daß sie „muy al Norte“ — hoch im Norden, lägen, so entstand ein lustiger Streit darüber, der sich damit endigte, daß einer von ihnen ausrief: „Son de la Patria de Carlos doce“ — sie sind aus Carls des Zwölften Vaterlande — welche ungewöhnliche Erklärung Alle sogleich begriffen. Es klingt sonderbar, und ist gleichwohl wahr, daß man nicht nur an der Küste von Columbien, sondern auch weiter hinein bei den andischen Cordilleras Leute trifft, die, obgleich sie kaum wissen, daß es ein Schweden gibt, doch mit Vergnügen von Carl dem Zwölften reden, „el mas valiente en todo el mundo“ — dem Tapfersten in der ganzen Welt — und wenigstens etwas kennen von „den store Konungens bedrifter“ — „som läsas nu i hundra skrifter“ — „ty vida kring den örnen flög“ (des großen Königs Thaten, die nun in hundert Schriften stehn — denn weit umher der Adler flog) wie der große Dichter singt.

Sobald die Sonne angefangen, ihre Strahlen weniger senkrecht zu werfen, und etwas von ihrer erschrecklichen Kraft, verloren hatte, oder vier Uhr Nachmittags, machten wir uns fertig ans Land zu gehen, und landeten kurz darauf an dem gewöhnlichen Platze, der Ebene zwischen der Stadt und der Vorstadt Ximani, mitten unter einer Menge von Geschöpfen von allen Farben, Altern und Geschlechtern.

Den Eindruck zu beschreiben, welchen eine solche Landung macht, ist schwer. Die Ankunft in einer fremden großen Stadt ist im Allgemeinen immer von frohen, belustigenden Gefühlen, selbst dann, wenn die Reise zu Lande gemacht wird, begleitet: allein um wie viel mehr wird sie es nicht, wenn sie zur See geschieht. In dieser Hinsicht ist eine lange Seereise von einer so eigenen Beschaffenheit, und selbst der längsten Landreise so ungleich, daß sie schwerlich mit einander verglichen werden können. Man kann sich freilich zu Lande nach den entlegensten Oertern versetzen, die, was Clima, Menschen, natürliche Beschaffenheit und dergleichen betrifft, von einander verschieden sind, und wo, wenn man einmal dort ist, alle diese Sachen in Vergleichung mit dem Orte, von dem die Reise anfing, stark ins Auge fallen. Allein man kommt nicht auf einmal dahin; dies geschieht nach und nach; man muß mehrere, gegenseitig nicht so verschiedene Länder besuchen, wo jede Station als ein Glied in der langen Kette angesehen werden kann, der die weit getrennten Oerter vereinigt. Diese Glieder sind freilich ungleich, sehr ungleich an beiden Enden, aber die neben einander liegenden sind es nicht so; sie gehen das eine in das andere über, und unterscheiden sich fast unbemerkbar von einander, gleich dem Schatten in einer gut gerathenen Schattirung, wo Niemand sagen

kann, wo der Uebergang ist. Eben so schwer ist es die Stellen zu bezeichnen, wo neben einander liegende Länder sich unterscheiden. — So ist es nicht mit einer Seereise: hier wird man auf einmal von einer Stelle zur andern, selbst der ungleichsten, versetzt. Wie durch eine Zauberkraft kommt man in eine andre Welt. Denn die Zeit, welche man an Bord braucht, um von einem Orte nach dem andern zu kommen, kann man in dieser Absicht nur als einen Schlaf betrachten, der beim Absegeln anfängt, und von welchem man bei der Ankunft aufgeweckt wird. Der Eindruck, den der Ort, von dem man abreisete, eingeflößt hat, liegt noch eben so frisch und lebhaft im Gedächtnisse, als die Begebenheiten von gestern her. Er kann durch die Reise nicht verwischt oder geschwächt seyn, die in Hinsicht auf beide Länder, als ein Traum der Nacht zwischen den Abentheuern zweier Tage liegt, als eine Pause zwischen zwei verschiedenen Theaterstücken. Das Fahrzeug selbst ist ja nichts anderes als ein bewegliches Haus, ein getrennter Theil von der verlassenen väterlichen Erde, eine fließende Wohnung, die mit allen ihren Bewohnern, Bequemlichkeiten, Vorräthen, mit Allem, sich nach anderen Welttheilen versetzt, und von der man ungleichen Völkern einen Besuch macht, wie man bei Nachbarn quer über die Straße Besuche ablegt. Ein Schiff mit seiner Besatzung aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verändert sich nicht auf der längsten Reise in individueller Hinsicht betrachtet, es thut dies nur relativ zu anderen Oertern. Es ist damit wie Horaz sagt: „Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt.“ Wenn man also durch eine Seereise auf einmal von einem Lande in das andre gleichsam stürzet, und die geringste Verschiedenheit unter ihnen dadurch

augenscheinlich wird, welchen Eindruck sollte denn nicht der Reisende von Nordeuropa bei seiner Landung in Südamerika fühlen? Hier waren es nicht nur zwei ungleiche Länder, sich in gewissen Dingen von einander unterscheidend: es waren zwei durch den Ocean weit getrennte Welttheile, welche Vergleichungen anboten über die Ungleichheit in Natur, Clima, Menschen, Sprache und vielen anderen Sachen.

Das eingetretene Osterfest mit seinen Lustbarkeiten verminderte nicht den Eindruck dieses fremden Schauspiels. Die ganze niedrige Ebene zwischen dem Stadtthore und der Vorstadt — der Hamburger Berg von Carthagena — war mit einem bunten Menschengewimmel angefüllt. Der größere Theil bestand aus Schwarzen, allein es waren da auch Leute von anderen Farben, als gelbe, braune und weiße mit ihrem verschiedenen Gemische, so daß dies eine vollständige Probecharte von allen möglichen Nüancen zwischen dem schwarzen Afrikaner und dem gelbbraunen Amerikaner bis zum weißen Europäer vorstellte. Sie waren Alle in dünne, weiße und bunte Zeuge gekleidet, welches einen angenehmen Kontrast zu ihrer eigenen ungleichen Farbe machte. Da wir schnell durch sie hindurchgingen, um in die Stadt zu kommen, so war es schwer etwas Besonderes in diesem Gewimmel genau aufzufassen, welches zu beschauen wir bei unserer Rückkunft bessere Muße hatten.

Zwei große Thore unter dem Festungswalle führen, das eine von, und das andre nach einem dreieckigten Märkte, der mit seinen alten, meistens verfallenen Häusern eine schlechte und vielleicht unrichtige Idee von der hier anfangenden Stadt gibt. Da kein Luftwechsel zwischen den hohen Häusern Statt fand, so fing hier eigentlich die bis zum Ver-

schmachten starke Hitze der Stadt an, welche wir in der äußeren freien Luft nicht gefühlt hatten, obgleich unser Thermometer am Bord auf 33° stand. So wie man durch das Thor ging, kam man gleichsam in einen heißen Ofen. Es war nicht Sonnenhitze, sondern eine warme, drückende Luftmasse, welche die Menge von zusammengepackten Menschen umgab, durch die sie noch unangenehmer ward. Wer daran nicht gewöhnt war, war gleichsam bange sie einzuathmen, diese, wie ihm dünkte, pestartige Atmosphäre. Geht man über den immer schmaler werdenden Markt, so nimmt sie mit dem Gedränge in gleichem Verhältnisse zu, und wird am Ende desselben ganz erstickend, wo man sich durch den geschäftslosen Haufen durcharbeiten muß, der sich hier bei einer Menge schwarzer Marketenderinnen immer aufhält, die ihre Waaren unter einem alten Segel, einer Decke, oder einem zerrissenen Regenschirme aufgeschlagen hatten, worunter sie mit einem kleinen Kehrwische die Legionen von Fliegen verjagten, die in der eigentlichen Bedeutung des Worts die Früchte, süßen Sachen, den Käse und die Cigarren, womit man handelte, bedeckten. Von hier fängt die kurze Straße an, die nach Plaza Mayor — dem großen Markte — führt, und welche mit ihren hohen Häusern einigen Schatten, wenn nicht gar etwas Kühlung gibt, so daß wir hier anfangen konnten die fremde Stadt recht zu betrachten.

Woferne man dem ersten Eindrucke, den ein Ort hervorbringt, bei der Beschreibung desselben folgen müßte, so würde die von Cherthagena eben nicht sehr anlockend seyn. Freilich ist es von dem Ansehen europäischer Städte verschieden, allein diese Verschiedenheit spricht nicht zu seinem Vortheile. Große, weiß abgesetzte, aber schmutzige, steinerne Häu-

ser, die drei oder vier Etagen hoch, die schmalen Straßen durch ihre unförmlichen hölzernen Balkone, womit sie überladen sind, noch dunkler machen, und die dicht einander gegenüber hervorschießen, um den Fußgänger gleichsam einen Vergleich anstellen zu lassen, welche am häßlichsten sind, die roth oder die schwarz gemalten? welche beiden Farben, gleich voll von Staub und Schmutz, sich einander mehr oder weniger nähern, und die Wahl noch schwieriger machen. Da gläserne Fenster durchaus nicht zu dem Inventarium der Häuser gehören, welche statt derer große Oeffnungen, mit hölzernem Gitterwerke haben, die mit den Balkonen in der vollkommensten Harmonie stehen; so ist es eben nicht so sehr zu verwundern, wenn man bei seiner Wanderung durch die Straßen in Ungewißheit ist, ob man sich zwischen Gefängnissen oder Magazinen befindet. Die meisten Straßen sind nicht gepflastert, sondern gewöhnlich mit Sand angefüllt, in dem sich hier und da eine Gruppe nackter, schwarzer Kinder wälzet, oft in Gesellschaft eines Affen, der sich von ihnen kaum durch etwas anderes als seine höheren Sprünge und geschicktere Bewegung unterscheidet. Dies ganze Schauspiel wird gewöhnlich von einer Musik begleitet, die dem Ungewohnten nur als Variationen zu dem Geplapper der in den Thüren und auf den Balkonen sitzenden Papagoyen vorkommt, nämlich der Sprache des großen Haufens. Denn so schön auch das Spanische ist, wenn es gut gesprochen wird, so ist es gleichwohl aus dem Munde der Neger und Indianer für den angekommenen Fremden eben so unbegreiflich, wie das Geschrei der vorher genannten Vögel. Legt man dies alles zusammen, so hat man eine so ziemliche Vorstellung von dem

Eindrucke, den die ersten Schritte auf den Straßen von Carthagena einflößen.

Ehe man nach dem großen Markte kommt, öffnet sich die Gasse ansehnlich, und besteht zur rechten Seite aus der Cathedralkirche und zur linken aus dem Pallaste — el Palacio — welcher letztere aus der Amtswohnung des ehemaligen spanischen Bischofs in den Sitz der vornehmsten Würde von Carthagena — la Intendencia del Departemento de la Magdalena — verwandelt worden ist. Zwischen diesen Gebäuden kommt man nach Plaza Mayor, dessen grade gegenüber liegende Seite ganz und gar von dem ehemaligen Inquisitionspallaste eingenommen wird, einem großen, unregelmäßigen Gebäude, dessen Aeußeres und Inneres für jetzt nicht diesem schrecklichen Namen entsprechen. Aus dem eisernen Gitterwerke und den Oeffnungen waren hölzerne Gitter und Balkone geworden: aus den Gefängnissen waren Magazine, und aus den unterirdischen Gewölben Keller entstanden, in denen Kaufmannswaaren und Weinfässer die hier früher verschmachtenden Gefangenen abgelöset hatten. Anstatt eines blutdürstigen Groß-Inquisitors war nun ein vielleicht blos geldgieriger Kaufmann Herr desselben, das er von der jetzigen Regierung, welche sogleich die Inquisition abschaffte, gekauft hatte. Eine andere Seite des Marktes besteht aus einer Menge von Häusern, deren oberes Stockwerk so weit hervorschießt, daß sie, gemeinschaftlich mit den darunter stehenden groben Säulen, eine lange und breite Arkade bilden, die einen beständigen Schatten gibt, der verbunden mit dem freieren Luftwechsel vom Markte, diese Stelle zu einer der kühlsten in Carthagena macht.

Da wir keinen Wegweiser bei uns hatten, und außer-

dem wenig oder gar nichts von der Sprache verſtanden, außer einigen Fragen, die wir aus Vorſicht bei vorkommender Gelegenheit eingelernt hatten, und welche man wahrſcheinlich eben ſo ſchwer verſtand, wie wir die erhaltenen Antworten, ſo liefen wir lange umher, bis wir erfahren konnten, wo unſer Commiſſionair Señor Martin wohnte. Zuletzt zeigte man uns ein großes Haus, in das wir durch die große, offene, mit der Straße in gleicher Fronte befindliche Thüre hineingingen, und einen hohen, geräumigen und kühlen, mit Quaderſteinen belegten Flur betraten. Auf beiden Seiten führten Thüren in die untere Wohnung, die in den großen Häuſern meiſtens zu Magazinen gebraucht wird. Eine breite ſteinerne Treppe leitete von dem inneren Ende derſelben, durch den Entreſol, eine niedrige Zwiſchenwohnung, die aus kleineren Zimmern, Comtoir u. ſ. w. beſteht, in das vornehmſte oder dritte Stockwerk. Dies iſt ſehr hoch, und hat, wie manches unſerer Bauerhäuſer, kein anderes Dach, als das des Hauſes; der Fußboden beſteht aus gebrannten, viereckigten Mauerſteinen, welches, in Verbindung mit dem Zuge, den man ſich durch das Anbringen einander gegenüber befindlicher großer Thüren und Fenſter zu verſchaffen ſucht, dieſen Theil des Hauſes zum kühlſten und angenehmſten Aufenthaltsorte macht, den man in einem ſo brennenden Clima erhalten kann. Von einer Art Vorſaal, der nach dem Hofe hin meiſtens offen iſt, kommt man durch zwei große Jalouſiethüren in einen großen Saal, von welchem auf der anderen gegenüber liegenden Seite zwei ähnliche Thüren zu dem über die Gaſſe ſich erſtreckenden Altan führen. Ein oder zwei Schlafzimmer auf der Seite machen den Reſt der Zimmer in dieſem Stockwerke aus, zwiſchen denen die Wände nur bis

an die Dachleiste gehen, und also das ganze Zimmer zwischen beiden Seiten des Dachs offen lassen. Die Mobilien sind eben so einfach, als leicht gezählt. Mitten auf dem Fußboden im Vorsaale, der meistens Eßsaal ist, paradirt ein großer, unförmlicher und schlecht gearbeiteter Tisch von Cedernholz, dessen einziges Verdienst darin besteht, daß er vollkommen zu dem halben Dutzend Lehnstühlen von derselben Holzart paßt, die mit Rückenlehnen und Sitzen von grobem Leder, ausgespannt zwischen den von unten bis oben gleich dicken Füßen, zeigen, daß sie nebst dem Tische von demselben Künstler sind; so daß man von diesen Mobilien zusammen genommen mit Ovid wenigstens nicht sagen kann: „Materiam superabat opus.“ Zwei oder drei kolossale Wasserkrüge von gebranntem Thon — Tinajas — machen das Uebrige der Verzierung dieses Zimmers aus, wenn sie nicht etwa mit größerem Rechte zu dem an Mobilien noch ärmeren Saale gerechnet werden müssen, weil sie in die Wand zwischen beiden eingemauert sind, ganz so wie ein bei uns zwei Zimmer heizender Ofen. Sie gehören in allen Fällen mit ihrer einen Hälfte dem Saale an, wo um die leeren, kahlen, geweißten Steinwände hier und da einige Stühle in die Augen fallen, die den vorher genannten so ähnlich sehen, daß man sie als Ergänzung des Dutzend ansehen könnte. Selten gibt es mehrere Mobilien in diesem großen Zimmer, wenn man nicht dazu eine oder zwei große, schöne Hängematten von weiß und blauem Baumwollenzeuge rechnen will, welche von einer Wand zur anderen, in langen Festonen zwischen einer, von der Decke des Zimmers herabhängenden Glaslaterne, befindlich sind, worin die Lichter ihren Platz in Ermangelung eines anderen bekommen haben, weil ein Tisch

mitten im Zimmer die freie Schwingung der Hangematten hindern würde. Im Schlafzimmer ist von Mobilien natürlicherweise ein Bett, und zwar meistens ein großes und prächtiges, ganz nach dem französischen Geschmacke; allein dies steht mehr zur Parade da, oder um die Bestimmung des Zimmers anzuzeigen, als um darin zu schlafen, denn das Feldbette und die Hangematte bleiben doch immer die besten Betten in diesem heißen Clima, und diese setzt man dahin, wo es am kühlsten ist, entweder in den Saal, auf den Balkon, oder in das Schlafzimmer. Uebrigens steht im genannten Zimmer ein großer Schrank, sehr hinlänglich für die ganze Garderobe, die man hier braucht. Der Rest der kleineren Mobilien des Schlafszimmers ist immer schwer zu schildern, besonders aber hier, wo sie sich auf das Allernothwendigste beschränken, da Ueberfluß in dieser Hinsicht nicht zu den Fehlern der Nation zu gehören scheint. Einen Spiegel hat man indessen, obgleich bei ihm die kleinen, von uns für nothwendig angesehenen Toilettenartikel nicht wieder erscheinen.

Diese Schilderung eines großen Hauses in Carthagena kann, obgleich im Allgemeinen wahr und richtig, natürlich einigen geringeren Abweichungen unterworfen seyn, wozu größeres Vermögen, und die Einführung des Luxus fremder Völker das meiste beitragen, so daß man bei diesem oder jenem vornehmen Beamten oder reichen Kaufmanne französische Gemälde auf Kalkwänden glänzen sieht, und bemerkt, wie seine englische, mit Rohr beflochtene Stühle, die alten, dickheinigten und mit Leder überzogenen einheimischen ergänzen, wenn nicht gar verdrängen. Auch wird man wohl diesen oder jenen besser gearbeiteten Tisch gewahr, mit zwei

großen cylindrischen, gläsernen Kapseln — Guarda brizas — in welche die Lichter zum Schutz gegen den starken Zug gesetzt werden. Doch dies Alles kann nur als Ausnahme von dem, was die Mittelklasse, oder der bessere Theil der Nation braucht, angesehen werden. Sefior Martins Haus war eins von diesen. Wir wurden hier sehr artig vom Wirthe, der Französisch spricht, und seinem Schwager, Graf Adlercreutz, aufgenommen, der grade bei ihm war.

Nachdem wir uns hier etwas verweilt hätten, kehrten wir auf die Straße zurück, die nun ein lebhafteres Aussehen angenommen hatte, da die Hitze am Abend nicht so drückend war, als da wir zuerst kamen. Viele Damen und Herren vornehmeren Standes spazierten nun nach der vorhin genannten Ebene außerhalb der Stadt. Wir folgten der Menge, gingen durch die Vorstadt, und kamen nach dem Thore, das auf das Land führt. Da vor demselben eine niedrige Mauer einen Ruheplatz darbot, und wir überdies warm und müde nach dem ungewöhnlichen Spaziergange waren, setzten wir uns hier nieder, um in Ruhe die Menge der ungleichen, hier vorbei passirenden Menschen zu betrachten.

Da kamen zum Beispiel einige vornehme creolische Damen, die mit ächt spanischem Gange in ihren dünnen weißen Kleidern mit kurzen Aermeln und Röcken stolz einherschritten, als wollten sie sagen: Wenn Ihr nicht unsere bleiche Haut bewundert, so sehet wenigstens unsere netten Füße an. Neben ihnen konnte man auf jeden Fall einen schleichenden Mönch erblicken, der in seinen schwarzen Mantel gehüllt, unter dem mit breitem Rande versehenen Hute schwitzte, welcher an der Seite aufgeschlagen, ihn freilich hinderte zum Himmel emporzuschauen, aber durchaus nicht, verstohlne Blicke nach den

Seiten zu werfen, wenn auch nur deßhalb, um die vielen Ehrfurchtsbezeugungen einzusammeln, womit der geringere Haufe ihn begrüßte. Zu diesem konnte man einige auf kleinen Eseln reitende Neger rechnen, die nach dem Verkaufe der Gartenfrüchte in der Stadt, nun auf dem Wege nach Hause die Stelle derselben in dem kleinen Packsattel eingenommen hatten, auf dem sie saßen, und die Füße über den Hals des geduldigen Esels ins Kreuz haltend balancirten. Ihre ganze Cavallerieuniform bestand in einem mächtig großen Strohhute, einem Hemde, und einem am Ende gekrümmten, kleinen Stocke, mit dem sie von hinten das trabende Thier anspornten, wenn die oft wiederholten Aufmunterungswörter „Burro!“ „Anda!“ — Esel! geh! — nicht helfen wollten. Dies war besonders der Fall, wenn sie den schweren Miethwagen — Volantes — aus dem Wege reiten wollten, welche, mit Ausnahme von Lastkarren und einigen Kutschen in Bogota das einzige Fuhrwerk in Columbien sind, und außerdem gewiß die einzigen ihrer Art in der ganzen übrigen Welt; denn waren sie jemals in civilisirteren Ländern gebräuchlich, so ist das wohl vor Jahrhunderten der Fall gewesen. Diese wahren Ungeheuer von Wagen sind schwer zu beschreiben, wenn man sich nicht einen alten vertical in der Mitte abgehauenen Paradewagen mit sieben Fensterscheiben vorstellt, so daß nur die hinterste Hälfte mit drei Scheiben und großen Hinterrädern übrig ist, die vermittelst zweier langen und dicken Gabeldeichsel von einem beklagenswerthen Pferde fortgeschleppt wird, auf welchem noch ein schwerer, großer Neger sitzt und mit seiner ledernen Peitsche klatscht, wenn er nicht mit dem an einem der nackten Füße sitzenden Sporne versucht, die Schnelligkeit dieser köstlichen

Equipage zu vergrößern. Da es Glasfenster nicht gibt, kaum in der Sprache, so gewähren die nicht verschlossenen Oeffnungen dem darin fahrenden Paare eine schöne Gelegenheit zu sehen, und von den weniger glücklichen Fußgängern gesehen zu werden. Zu diesen kann man eine Menge junger Negerinnen zählen, deren weiß gestickte französische Kleider einen ungewöhnlichen Kontrast mit den schwarzen langen Handschuhen, Strümpfen und Schuhen machten, die, wie man anfangs glaubte, ihrer Farbe wegen, gewiß eine sonderbare Laune der Mode beweisen, allein doch zu den feinen Kleidern passendere Theile des Putzes bilden, als die, womit die Natur sie nur versehen hat. Dies war indessen der Fall, wenn sie nicht nur mit bloßen Armen, sondern auch barfuß gingen, wie viel auch die Ringe auf den Fingern, die Armbänder auf den Armgelenken, die Perlen auf dem Halse und die Blumen im Haar dagegen einwandten. Gleich hinter ihnen kamen einige columbische Stutzer, mit leichten Hüten aus Wurzeln, gestreiften Jacken und weiten, weißen Beinkleidern, die so weit waren, daß unter ihnen anstatt der mit hohen Absätzen versehenen Stiefeln, auf denen diese Herren mit ihrem hochmüthigen, leichten Gange stolzirten, wohl zwei Frauenzimmerfüße hätten hervorblitzen können, indem sie unter einem unaufhörlichen Geplauder oder vielmehr Geschrei daher schritten, das nicht einmal ihre rauchenden Cigarren unterbrechen konnten. Dort zeigte sich ein starker, untersätziger, schmutzig gelber Eingeborner, dessen glattes schwarzes Haar unter dem breiten Strohhute herabhing, der seine vierschrötige Figur beschattete, nur in ein blaugewürfeltes, lose hängendes Hemde gekleidet, das zum Theil ein Paar lange Unterkleider von demselben Zeuge bedeckte. Aus dem

breiten, nur mit sparsamem Barte gezierten Munde stand er im Begriff seine Cigarre zu nehmen, um sie seinem Kameraden, einem kastanienbraunen Mulatten zu geben, der, als Abkomme eines Europäers und einer Afrikanerinn, mit seinem schönen, wohlgebildeten Körper dem Bildhauer zum Modell dienen könnte, und im Uebrigen, mit Ausnahme des kurzgelockten Haars seiner Mutter und seiner dunkeln Farbe, auch ein schöner Mann seyn würde. Nachdem er seine Cigarre angezündet, trennten sie sich, um einige Reiter passiren zu lassen, die mit steifen Zäumen, Sporen und Reitpeitsche ihre kleinen Pferde zum schärfsten Trabe anhielten, wobei sie sie zum Paßgange eingeübt hatten, der eben so ermüdend für das Pferd, als angenehm für den Reiter ist. Unterdessen gingen auf der anderen Seite einige Garnisonsofficiere, deren großer, schwarzer Schnurrbart, Backen- und Kinnbart nur einen kleinen Theil ihres bleichgelben Gesichtes frei ließ, welches mit seinen blitzenden Augen zeigte, daß, wenn auch diese Herren nicht selbst, doch wenigstens ihre Voreltern von den beiden Castilien herstammten, obgleich die dreifarbige Cocarde der Republik auf den großen dreieckigten, mit Panaschen besetzten Hüten und das columbische Wappen auf den Knöpfen ihrer glänzenden Uniform verrieth, daß sie jetzt die Freiheit der unabhängigen Republik gegen den Druck des alten Mutterlandes vertheidigten. Zuletzt konnte man hier und da auch einen Engländer sehen, dessen bleiches, mageres Gesicht bewies, daß er schon vor einiger Zeit das kalte, feuchte Clima seiner geliebten Insel gegen die trockene, brennende Hitze dieses Continents vertauscht hatte. Sie gingen indessen auch hier und schwitzten in der Kleidung ihres Vaterlandes, dem blauen Fracke, der auf gewisse Weise mit

ihrer nationalen Existenz so einverleibt und von ihnen eben so unzertrennlich zu seyn scheint, als ein Türke von seinen Mamelucken. Wenigstens sieht man sie in gleicher Entfernung vom Polarcirkel, wie sie es jetzt vom Aequator waren, bei der Kälte des ersteren, und der tropischen Hitze des letzteren, mit wenig Ausnahmen, in dieser Lieblingskleidung. Dagegen trippelte ihnen zur Seite ein kleiner, netter Franzose, der durch seine leichte Bedeckung zeigte, daß er bereits die Sitte des Landes, wohin er gekommen, angenommen hatte, obgleich er mit dem steifen Halstuche, dem Busenstreife, der Tuchnadel, den Zierrathen an der Uhrkette sich erinnerte, qu'il faut être habillé partout, sowohl auf der Promenade in Carthagena, als auf den Boulevards in Paris.

Unterdessen waren wir aufgestanden und mit der Menge nach der Stadt zurückgekommen. Einem Theile derselben folgend, befanden wir uns, obwohl auf der Straße, ganz unvermuthet in Carthago's vornehmstem Caffehause, das des Abends, durch Hinaustragen der Stühle sein Gebiet über die Hälfte des vor ihm liegenden Theils der Gasse erstreckt. Hier sitzet man auch lieber, als in den heißen Zimmern, in denen Limonade, Mandelmilch, Caffe u. s. w. servirt wird. Selbst hier kann man oft die Nationen an ihrem verschiedenen Geschmacke unterscheiden. Der Engländer z. B. verlangt sein „Brandy and Water", der Franzose seine „Tasse de café", und der Columbier seine „Chocolate", wenn er nicht schon „Ponche de huevos" — Eierpunsch — gerufen hat, welchen insbesondre die jüngeren von ihnen gerne trinken. Alle vereinigen sich indessen in dem Gebrauche eines Artikels, der Cigarre; denn hier rauchen Alle vom Höchsten bis zum Niedrigsten, Frauenzimmer nicht ausgenommen, ob-

gleich nicht die von besserem Tone und in größeren Gesellschaften. Dies allgemeine Bedürfniß hat denn auch eine eigene Sitte hervorgebracht. Das Anzünden einer Cigarre wird nämlich als so heilig betrachtet, daß Niemand dem, der ihn darum anspricht, sein Tabaksfeuer verweigern kann. Der Soldat begehrt es von seinem Officier, und der vornehmste Herr gibt es sogleich dem geringsten Arbeiter. Oft ist diese, wenn man so will, ächt republikanische Mode sehr lästig, denn wenn man es auch noch so eilig hat, kann ein Neger, Indianer, oder wer mir sonst auf der Straße begegnet, nur durch sein „Hagame el favor, Señor!“ — erzeigen Sie mir den Dienst, mein Herr! — mich aufhalten, bis seine Cigarre angezündet ist, oder mich zwingen ihm Feuer und Tabak zu geben, um seinem vielleicht schimpfenden Mißvergnügen zu entgehen.

Da die Thore und Palliſaden vor dem inneren Boothafen des Abends um acht Uhr geschlossen werden, und keiner von uns bis jetzt eine Wohnung in der Stadt hatte, so nahm um diese Zeit unser erster Besuch in Carthagena ein Ende, und wir kehrten an Bord des Schiffes zurück.

Die nach Ostern folgenden Festtage und halben Festtage, Sonntage und die Namenstage gewisser Heiligen bewirkten zugleich mit der großen Trägheit und Faulheit der Einwohner, daß wir anfangs wenig ausrichten konnten. Man kann füglich behaupten, daß die Columbier das eine halbe Jahr Festtage haben, und in dem anderen halben Jahre nichts thun. Man braucht nicht heftig zu seyn, um die Geduld zu verlieren, wenn man mehrere Tage vergeblich zu einem solchen Señor gelaufen ist, der sich, in seiner Hangematte hin und her schwingend, mit ihrem Lieblingsworte Mañana

— morgen — wiederzukommen gebeten hat, und wenn man nun wieder da ist, die kategorische Antwort erhält „Hoy es dia de fiesta“ — heute ist Festtag — welches er mit einer so frohen Gewißheit ausspricht, als wenn er während der Zeit darauf gewartet hätte, weil wenigstens für den Tag ihm wegen seiner Unthätigkeit nichts gesagt werden kann. Das Clima hat wohl etwas Schuld daran, und besonders ist es für Europäer gefährlich, die ersten Tage nach ihrer Ankunft in zu starker Bewegung zu seyn, weil der längere Aufenthalt außerhalb Hauses und die mitten am Tage senkrechten Sonnenstrahlen Kopfweh verursachen, das oft mit leichtem Fieber verbunden ist. Die Eingebornen setzen sich ihnen auch nicht gerne aus, sondern wählen lieber ihren Platz in der Hangematte, in der sie, die Cigarre im Munde, und den einen Fuß am Boden, durch gleichmäßige Schwingungen den Zug, so viel wie möglich, vermehren, um dadurch so viel Kühlung zu genießen, als eine häufig 35 Grade starke Temperatur gewähren kann. Selten sieht man auch Jemand des Mittags auf der Straße. Die schrecklich heißen Gassen und Märkte sind dann leer und todt. Sollte zufällig ein Wandrer, wichtiger Geschäfte wegen, über sie hinwegeilen, so thut er dies in einer widrigen Einsamkeit, da sogar der sonst unzertrennliche Schatten seines eigenen Körpers ihn verlassen zu haben scheint; dieser ist, Morgens und Abends ausgenommen, zu Hause, und kann eben so wenig, wie die hiesigen Dienstboten, gezwungen werden, mitten am Tage auszugehen. — Es ist auch schwer, sich eine Vorstellung von einem solchen Lichte zu machen. Es ist, als wäre man von einer alles erleuchtenden, angezündeten Gasmasse umgeben,

die alles mit ihrem blendenden Scheine durchdringt und erfüllt. Auch sieht man hier oft Blinde und Augenkranke.

Der erste weniger helle Tag und der erste Regentag, welchen Carthago in zwei Jahren gehabt hatte, kam endlich den funfzehnten April. Aber es war auch ein tropischer Platzregen, der gleichsam versuchen wollte, ob es nicht möglich wäre, auf einmal die Dürre zweier Jahre zu ersetzen. Die Tropfen kamen so groß, so dicht nach und bei einander, daß sie vielmehr einer einzigen Wassermasse glichen, die unter schrecklichem Donner mit Heftigkeit über Häuser und Gassen herabstürzte. Die letzteren waren in einem Augenblicke zu Kanälen verwandelt, und die ersteren hatten die ganze Stärke ihrer dicken, mit doppelten Dachziegeln vermauerten Dächer nöthig, um Menschen und Thiere, die ihre Zuflucht dahin genommen hatten, zu schützen. Die hierdurch bewirkte erfrischende Kühlung machte, daß das Thermometer bedeutend fiel, aber es stieg wieder eben so hoch, nachdem der Regen aufgehört hatte, und sich die Sonne mit erneuerter Kraft zeigte, um Alles, sogar die Straßen zu trocknen. Eine bessere Wirkung hatte dieser auf die, in den meisten Häusern befindlichen, großen Cisternen, die eine längere Zeit hindurch in Ermangelung desselben ihren Zweck, die Stadt mit Trinkwasser zu versehen, nicht hatten erfüllen können.

Den neunzehnten April wurde der Jahrestag des Anfangs der Revolution gefeiert. Die hier garnisonirenden beiden Bataillone paradirten. Das eine, Tiradores de la guardia — die Jäger der Garde — sieht besser aus und manövrirt sicherer, als man vermuthen sollte, obgleich die wollenen Jacken und schweren Tschakots den daran nicht gewöhnten Negern und Indianern, woraus es bestand, beschwer-

lich fallen mußten. Ihre Musik ist, wenn auch nicht gut, wenigstens laut und lärmend: je mehr Trompeten und je mehr Geräusch sie machen, desto besser. Der dazu gehörenden Leute sind viele, und, wo möglich, eben so geputzt wie bei uns, brauchen aber ihr Gesicht nicht schwarz zu malen, um einige von ihnen Mohren vorstellen zu lassen. Hier war auch eine Schwadron sogenannter Husaren, die indessen von ihrem Gewerbe nicht mehr als den Namen und den Säbel haben, denn Pferde stehen seit langer Zeit nicht mehr auf der Musterrolle dieses Corps. — Die im Hafen liegenden Orlogsfahrzeuge salutirten und flaggeten, und ein großer Ball im Gouvernementshause beschloß die Feierlichkeit des Tages. Durch des Grafen Adlercreutz zuvorkommende Güte war es uns vergönnt, diesem eben so herrlichen, als für einen Fremden interessanten Vergnügen beizuwohnen. Von den vielen wohl erleuchteten Zimmern dieses großen Hauses waren zwei der größten, der Länge nach neben einander liegend, zum Tanze bestimmt, wozu sie sich um so mehr paßten, da sie durch zwei große Thüren mit einander verbunden waren, die, ohne eine Schwelle zu haben, den Walzenden erlaubten, aus dem einen in das andre, auf dem mit gebrannten Mauersteinen belegten Fußboden zu kommen. Die Gesellschaft war eben so zahlreich als glänzend, sowohl durch die vielen bunten und glänzenden Uniformen, als durch die aus Seide und feinen Zeugen bestehende Kleidung der Damen, ausgeschmückt mit einer Menge Perlen, Steine und Juwelen, die indessen bei Lichte besser aussehen, als sie bei Tage werth sind. Unter den ersteren zeichneten sich am meisten die Generale Soublette und Montilla in ihren gestickten Fracken von Scharlach aus. Der erstere, einer von den klügsten und beliebtesten Generalen

Columbiens, wurde hernach Minister im Kriegsdepartement, und der letztere, der schönste und artigste von allen, ist nun Chef im Departement Magdalena. Alle Herren waren entweder im Militair- oder Civilfrack, aber mit weißen leinenen Pantalons, und viele von ihnen zeichneten sich durch ihre schöne Figur und ihren geschmackvollen Tanz aus. Von den Frauenzimmern war keines ausgezeichnet schön, obgleich sie es bei Licht am meisten seyn müßten, weil sie durch Schminke eine Farbe erhöhen, oder richtiger auflegen, die sie sonst nicht haben; denn kein Frauenzimmer in Carthagena hat eine andere, als die gewöhnliche graubleiche. Da sie meistens häßliche Zähne haben, so kann doch wohl schwerlich das schwarze Haar und die Augen sie zu Schönheiten machen. Ihre Gestalt wäre vielleicht schöner, wenn nicht die damals gebräuchliche kurze Taille sie ganz entstellte, und dies um so mehr, da die Hitze ihnen nicht gestattet, ein Schnürleib zu tragen. Was sie indessen selbst am meisten schätzen, und was auch das Schönste ist, sind ihre Füße, welche nächst denen der chinesischen Frauenzimmer wahrscheinlich die kleinsten sind, welche man sehen kann. Sie tanzen auch mit vieler Annehmlichkeit, obgleich sie keine der bei uns gewöhnlichen Pas machen, welche sich auch auf dem steinernen Fußboden nicht anwenden ließen und bei der langsamen feierlichen Musik, nach der sie ihre Walzer und „Contradanzas“ eine Art Anglaise mit unzähligen Variationen, tanzen. Um Mitternacht vertauschten wir die Tanzsäle gegen zwei andre Zimmer, in denen die langen Tische unter der Last der Speisen beinahe schwankten, welche, wenige ausgenommen, beinahe in denselben Gerichten, wie die unsrigen, bestanden. Nachdem die Mahlzeit geendigt war, ward das Desert aufgetra-

gen, das dem unsrigen vielleicht etwas ungleicher ist, da es meist aus den besten und feinsten tropischen Früchten bestand, wie Ananas, Mango, mehreren Arten Melonen, Limonen, Apfelsinen u. s. w., in einer eben so abwechselnden als überflüßigen Menge. Endlich war diese Angelegenheit nach zwei Uhr abgemacht, worauf der Tanz bis um vier Uhr Morgens dauerte, da denn der Ball zu Ende war.

Einige Zeit darauf gab der hiesige englische Consul Mr. Wats einen ähnlichen Ball in seinem großen Hause, zu dem er auch uns einlud. Nach diesem kamen mehrere, und im Allgemeinen kann man sagen, daß ihnen das Tanzen eine große Belustigung gewährt, welches auch, mit Ausnahme des Spiels, ihr einziges gesellschaftliches Vergnügen ausmacht.

Den dreizehnten Mai segelten wir von Carthagena ab, welche in mehrerer Hinsicht interessante Stadt ich vielleicht umständlicher bei meinem zweiten Besuche beschreibe. Der allgemeine Eindruck, den die Lebensart bei dem neu angekommenen Europäer zurückläßt, ist widerlich, oder vielmehr unangenehm, obgleich diese Stadt von den Columbiern und selbst von den aus den anderen Küstenstädten Ankommenden für ein kleines Paris angesehen wird. Vielleicht, daß auch wir zu übertriebene Begriffe von ihr durch einen englischen Passagier bekommen hatten, der von England mit uns dahin zurückkehrte, aber nun auch die Meinung hegte, daß sie in vieler Hinsicht nicht so war, wie er sie vor zwei Jahren verließ. Da er mich bei unserer Abreise fragte, wie mir Carthago gefiele, konnte ich, mich seiner vorigen Beschreibung darüber erinnernd, nicht unterlassen, seine Frage mit

einer Strophe aus einem ihrer Schriftsteller zu beantworten: „A merry place 'tis said in days of yore, but something ails it now — the place is cursed.“

Capitel III.

Santa Marta.

Den vierzehnten Mai des Morgens setzten wir den Lotsen bei Boca Chica ans Land, und waren bald wieder in der See, um zum Theil denselben Weg, den wir gekommen waren, zurückzusegeln, nach der nordöstlich liegenden Stadt Santa Marta. Obgleich die Entfernung nicht länger als ungefähr hundert Meilen ist, und mit dem Passatwinde gewöhnlich in weniger als vier und zwanzig Stunden gesegelt wird, so braucht man dagegen Wochen, wenn nicht Monate zur Rückreise, besonders wenn der Passatwind stark ist, da er denn heftige Strömung mit sich führt. Mit dem Segeln beim Passatwinde in Westindien verhält es sich, wie mit einem langen Berge auf der Landstraße, es geht leicht und schnell hinunter zu kommen, aber hinauf braucht man mehr Zeit und Arbeit. Die Witterung hatte sich auch durch die nun eingetretene Regenzeit bedeutend geändert. Anstatt des unveränderten, von einem klaren Himmel begleiteten nordöstlichen Windes, war er nun oft stille und sprang um, und keine Nacht verging ohne eine oder mehrere schwere Regen-

wolken, die in Verbindung mit dem schrecklichsten Donner und Blitz um so gefährlicher waren, da sie auf einmal unvermuthet von der Seite, die den Wind vorher nicht hatte, also grade gegen den vorigen Wind, kamen. Dies zugleich mit den dunkeln Nächten machte diese Reise zu einer der unangenehmsten.

Den siebzehnten sahen wir schon Nachmittags die bekannten Schneeberge, und den andern Tag des Abends lagen wir mit ausgeworfenem Gabelanker in dem offenen, nur gegen nördliche und östliche Winde geschützten Hafen bei Santa Marta. Die niedrig liegende Stadt sieht von hier sehr gut aus, ist auf drei Seiten von einem benachbarten kleinen Gehölze, und ein wenig weiterhin, von hohen, mit Wäldern bewachsenen Bergen umgeben, von denen ein kleiner klarer Fluß durch das Holz nach dem Meere rinnt, das die vierte Seite bildet. Den geringen Schutz, den der Hafen gibt, hat er ganz allein der Natur zu verdanken, denn die Kunst hat nicht mit einem einzigen Stein oder Balken dazu beigetragen, weil dort weder eine Hafenmauer noch Pfähle zum Befestigen der Schiffe sind, nicht einmal eine kleine Brücke, um ein Boot ans Land zu setzen; sondern man muß die Fahrzeuge vorne mit dem Gabelanker und einem dicken Taue am Lande befestigen, und Alles mit seinem eigenen Boote löschen und laden, das man so weit ans Land rudern muß als es gehen will, und dann entweder ans Land waten, oder auf dem Rücken der Matrosen das abschüssige, sandige Ufer hinanreiten.

Dies war auch der Fall mit uns, da wir den anderen Morgen ans Land gingen. Man watet darauf in einem losen Sande, bis man an eine im Bau stehende Schanze,

Namens Santa Barbara, kommt, die zugleich mit einer befestigten Klippe, el Morro, auf der anderen Seite des Hafens dazu bestimmt ist, die Stadt und den Einlauf zu vertheidigen. Etwas weiter aufwärts liegt die Stadt selbst, deren breitere Straßen zwar einen freieren Luftwechsel haben, als die in Carthagena, aber auch eine weit unerträglichere Sonnenhitze, gegen welche die niedrigen, aus einem Stockwerke bestehenden Häuser um so weniger schützen können, da sie keine, die Gasse beschattende, Balkone haben. Hier sieht man weniger weiße, und mehr schwarze und braune Menschen als in Carthagena, von denen die letzteren, wo möglich, schlechter und boshafter sind, als die am letztgenannten Orte; wenigstens ist die Provinz Santa Marta in der ganzen Republik durch ihre boshaften farbigen Einwohner bekannt. Selbst die hiesigen Weißen werden für schlechtere Republikaner als anderswo gehalten, und man kann hier bisweilen reden hören von „Royalistas, o amigos de la patria vieja“ — Royalisten, oder Freunden des alten Vaterlandes. — Die Einwohner in Santa Marta behaupten, daß ihre Stadt nicht so heiß ist, wie Carthagena, und diese wieder sagen das Gegentheil; einem Fremden aber dünkt, daß es da am heißesten ist, wo er sich aufhält, so daß man dies sehr schwer entscheiden kann. Indessen möchte vielleicht Santa Marta von Natur weniger heiß seyn, da die es umgebenden Berge etwas zur Kühlung der Atmosphäre beitragen müssen; dagegen hat man aber in Carthagena mehr Schutz gegen die Hitze durch die engen Gassen und großen kühlen steinernen Häuser. Insbesondre trug nun die Regenzeit dazu bei, hier wenigstens des Nachmittags, durch die von häufigen Blitzen und schrecklichem Donner begleiteten Wolkenbrüche einige Küh-

lung zu geben, die sich täglich einfanden, und manchmal bis in die Nacht dauerten. Allein die beste Erfrischung für Santa Marta ist vielleicht der nahe liegende Fluß, dessen klares, frisches Wasser das beste Trinkwasser und das angenehmste Bad darbietet. Früh Morgens wird auch das Wasser von da nach der Stadt geschleppt, entweder in großen Krügen aus Thon, auf den krausen Negerköpfen, oder auch in kleinen hölzernen Fäßchen auf dem Rücken der langhaarigen Esel. Eben so sieht man Morgens und Abends ganze Gruppen von Badenden, sowohl Männer als Weiber. Man erzählte mir, daß es früher zum guten Tone gehört habe, daß Herren und Damen, natürlich nicht ohne eine leichte Kleidung, mit einander badeten. Dies sieht man freilich jetzt nicht, obgleich der Abstand zwischen beiden Badestellen weder lang noch bestimmt ist. Mitten am Tage verscheucht eine große Menge Wäscherinnen alle Badegäste vom Flusse, den sie alsdann durch ihre Seife und andere Dinge ganz schmutzig machen.

Das zwischen dem Flusse und der Stadt liegende Gehölze gewährt Morgens und Abends wegen seiner vielen Wege und Steige einen angenehmen Spaziergang. Eine Menge großer Käfer — Cucarachas — überall in den Büschen sitzend, stimmen dann eine sonderbare Musik an, welche vielleicht durch ihre Einförmigkeit ermüdet, da sie nur in lange anhaltenden, gellenden Tönen, ungefähr so wie die der Heuschrecken bei uns besteht, obgleich viel länger und lauter. Das Auge wird dagegen angenehmer durch die Menge der auf dem Wege hüpfenden Eidechsen beschäftigt, die von den nur fingerlangen an, bis zur großen vier Fuß langen Iguaneidechse, alle mit ihren glänzenden, wie Email spielenden,

blauen, gelben, grünen und schwarzen Farben, harmlos und scheu, vor dem Kommenden davoneilen. Seltener sieht man hier eine Schlange, obgleich es solche gibt, und worunter besonders eine kleine braune Art, Namens Culebra de Bejuco — die Schilfschlange — drei Fuß lang, aber dünn wie eine Peitschenklappe, ungewöhnlich giftig seyn soll. An dunkeln Abenden und besonders nach Regen, wird diese Promenade durch eine zahllose Menge glänzender Fliegen — Cucullas — erhellt, die gleich einem Feuerblitze aufflammen und verschwinden, während sie ihre gleichmäßigen Schwingungen um die Bäume machen.

Diese schöne Promenade wird indessen nicht viel benutzt, da die Einwohner, nachdem es dunkel geworden, tomar el fresco — die frische Luft genießen — vor ihrer Hausthüre auf der Straße. Da sieht man denn die ganze Familie versammelt auf den hinausgesetzten Stühlen, selbst Besuche entgegennehmen, so daß die Thüre mit dem benachbarten Theile der Gasse in dieser Hinsicht der Columbier Drawing-room genannt werden kann. Indessen wäre es unrecht zu sagen, daß sie hier auf ihren Stühlen sitzen: sie liegen vielmehr auf ihnen, denn nie sah ich einen Creolen grade auf dem Stuhle sitzen, wenn er sich damit gegen eine Wand lehnen konnte, um in dieser Stellung sich hintenüber strecken zu können. Auch sind alle ihre Stühle entweder vom Anfange an, oder durch Abnutzen hinten kürzer als vorne. Die Reicheren haben sogar eine eigene Art großer, niedriger Lehnstühle, die mit ihren langen, nach hinten gebogenen Rückenstücken noch besser, und ohne Hülfe der Wand ihre unthätige Lieblingsstellung befördern. Kommt man in ein Zimmer, so lehnt der Wirth immer einen Stuhl gegen die Wand und sagt: „Quiere

Usted sentarse?“ — Wollen Sie sich setzen? — welches die Folge hat, daß man anfangs glauben kann, das Wort sentarse bedeute sich legen. Auf diese Art sitzen sie dann in langen Reihen und plaudern bis tief in die Nacht hinein. Da man sie nie lesen sieht, so entschädigen sie sich dafür durch el conversacion, wodurch sie auch ihre meisten Begriffe und Kenntnisse bekommen. Auch sehen sie es gerne, daß ein Fremder daran Theil nimmt, da sie denn auf alle Art ihm mit der Sprache zu helfen suchen, und niemals hört man sie über einen Fehler, den man macht, lachen. Alle Columbier sprechen auch, wegen dieser beständigen Uebung, sehr gut. Es ist ein wahres Vergnügen, nachdem man einige Kenntniß darin erlangt hat, sie ihre reiche, wohllautende Sprache reden zu hören. Unter diesen Abendgesellschaften — Tertulias — werden oft Chocolade oder süße Sachen — Dulces — aufgetragen, und darauf immer Wasser in großen Tassen aus Thon, in denen es sich frisch hält; aber die vornehmste Bewirthung ist doch die Cigarre, die viele von den vornehmeren Damen in Santa Marta rauchen, und ist es ein ausgezeichneter Beweis ihrer Artigkeit, daß sie diese, nachdem sie sie angezündet haben, aus ihrem Munde nehmen, und dem Fremden geben. Man erzählte, indessen will ich die Wahrheit dieser Erzählung nicht verbürgen, daß man hier vor einiger Zeit die Damen mit einem Haarschmucke von Cigarren auf die Bälle kommen sah, die in der Gestalt eines Diadems den Kopf geschmackvoll umgaben, und so wie man ihrer bedurfte, weggenommen und geraucht werden konnten. Ich halte dies für so weniger unwahrscheinlich, da sie noch jetzt, wie ein Secretair mit seiner Feder thut, die Cigarre hinter das Ohr stecken, wenn sie sie nicht gebrauchen. Auch kann ich nicht

finden, daß oben genannter Kopfputz hier so unpassend ist, wo er zwei Zwecke zugleich erfüllt, Zierde und Nutzen, und da es in jedem Falle schwer zu sagen ist, welches unsauberer sey, ein reines, trocken zusammengerolltes Tabaksblatt, oder was wir gebraucht haben, eine fette, beschmutzende Pomade, und eine Menge trockenen umherfliegenden Puders.

Eben so wie in Carthagena findet man hier großes Vergnügen am Tanzen. Auch hört man Frauenzimmer oft auf einer Art von kleinen Harfe spielen. Sie wissen nichts von Noten, haben aber ein feines Gehör, und spielen mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit und Takthaltung. Da sie ihre Nägel immer mit einer kleinen Spitze in der Mitte wachsen lassen, so fassen sie mit vieler Stärke in die Saiten, und behandeln sie mit so wenig Schonung, daß sie oft springen. Sie haben daher immer einen kleinen Vorrath von den feineren, die in der Harfe liegen, bei sich, und sind unglaublich geschickt, eine abgesprungene Saite auszubessern, oder eine neue aufzuziehen. Es bedeutet auch wenig, daß die Musik mit einem Male durch ein: „Carambam! se revento la cuerda“ — Verhenkert, die Saite sprang — abgebrochen wird, denn bald ist sie wieder fertig und das Stück wird mit demselben Gange wie vorher fortgesetzt, grade so, als wenn dies kurze Intermezzo nur eine lange Pause gewesen wäre. Selten hört man sie singen, und nachdem man sie einmal gehört hat, sollte man wünschen, daß sie es noch seltener thäten, denn es klingt jämmerlich, ein Umstand, der sonderbar genug ist, wenn man ihre schöne musikalische Sprache und ihr sicheres Gehör berücksichtigt, aber der Fehler liegt wohl in einem, wenn nicht gänzlichen Mangel, doch wenigstens in zu

geringer Uebung eines für den Gesang unentbehrlichen Dinges, nämlich der Stimme.

Im Pfingstfeste war ich auf dem Lande in einem Dorfe, Namens Gaira, drei Meilen von der Stadt, wo ein Monsieur Sandreschi eine kleine Landstelle besaß, nach welcher er einige Freunde eingeladen hatte. Ein Brief von Herr Hauswolff hatte mir die Bekanntschaft dieses ausgezeichnet artigen und gebildeten Mannes verschafft, dem ich hernach während meines Aufenthalts in Santa Marta viele frohe und angenehme Tage zu verdanken hatte. Von Geburt ein Korsikaner, war er als Commissaire de l'Armée Napoleon auf seinem Feldzuge nach Rußland gefolgt, und war hieher gezogen nach dem Falle des großen Mannes, wie er ihn immer nannte. Auch war es ganz lustig in diesem Klima ihn von dem Rückzug von Moskau erzählen, und bei der Erinnerung an Rußlands Eis und Schnee ausrufen zu hören: „Ah! quel froid terrible!“ während die Hitze dem Erzähler und den Zuhörern Schweißtropfen auspreßte. Man muß sich nicht vorstellen, daß es eine große prächtig gebaute Landstelle war, die er bewohnte, denn solche gibt es in Columbien nicht. Es war nur ein etwas besser abgesetztes Haus von Bambusrohr und Lehm, welches sich von den andern daneben liegenden, mit Palmblättern gedeckten Häusern durch nichts als seine Reinlichkeit und bessere Mobilien unterschied. Man ward auch überrascht, an den Wänden in dieser kleinen indianischen Hütte Gemälde zu finden, die Napoleon und alle seine vornehmsten Generale vorstellten. Sie standen alle in voller Uniform, und le petit caporal in seiner unverkennbaren Stellung mit über einander geschlagenen Armen. Man konnte sagen, daß sie hier wieder in einer anderen neuen

Welt versammelt waren, nachdem sie ihre Rolle in der alten ausgespielt hatten.

Diese kleine Stelle war indessen um so viel angenehmer, da sie zugleich mit der Gegend umher nicht so warm war, und nicht von so vielen Musquitos wie Santa Marta beschwert wurde: eine Folge von den näher liegenden Bergen. Das Dorf Gaira ist doch am meisten wegen des kleinen Flusses merkwürdig, der bei ihm vorbeifließt, und dessen klares, frisches Wasser um so mehr ein gesundes Bad gewährt, da er, etwas höher auf den Bergen, über ein Bette von Sassaparille fließt. Auch empfehlen die Aerzte dies Wasser, zum Brunnentrinken und zum Baden, und deßhalb kann das kleine Dorf bei der Benutzung des Wassers von Kranken und Nichtkranken für das Medewi oder wenigstens Uddewalla *) von Santa Marta angesehen werden. Viele Vornehmere, besonders Damen, verlassen die Stadt auf einige Zeit, um Gaira's frische Luft zu genießen und in seinem Flusse zu baden, wo sie es, wo möglich, noch ungenirter, als in Santa Marta thun können. Dies geschieht auch mit wenig Umständen, da sie, Strümpfe und Schuhe ausgenommen, meistens mit voller Kleidung in den Fluß springen, welches eben nicht so sonderbar ist, da diese aus nicht mehreren Stücken, als einem dünnen Anzuge von Kattun oder Zitz besteht. Da sie einen ähnlichen, trocknen mitnehmen, so machen sie hernach auf einmal ihre ganze Toilette für den Tag. Ein mitgenommener Kamm und einige Blumen von den nahe stehenden Büschen vollenden den Kopfputz. Oft wird auch eine kleine Ei-

*) Medewi und Uddewalla, zwei bekannte und stark besuchte Brunnen- und Badeörter in Schweden.

garre mitgenommen, die zu Hause angezündet, gleich dem Feuer der Vesta, unter der Lustreise nicht ausgehen durf, sondern alle nach der Reihe erhalten sie brennend, bis sie, nach Hause zurückgekommen, in der Hangematte sie durch neue ersetzen können.

Am Pfingsttage, ungefähr drei Uhr Nachmittags, da wir unter einer Art mit einem Palmdache beschatteter Piazza vor der Thüre nach der Straße saßen, hörten wir unvermuthet bei klarem Himmel ein dumpfes Getöse, das sich, gleich einem unterirdischen Donner näherte, bis die Gasse sich leise zu bewegen anfing, so daß die Häuser und Mobilien zitterten, und wir auf unseren Stühlen erschüttert wurden. Es war lustig zu sehen, wie eilig alle auf der Gasse befindlichen Indianer hatten, auf die Knie zu fallen, und unter unzähligem Kreuzmachen ihre Gebete herzusagen. Sie sind jedoch daran gewöhnt, und den anderen Tag hatten wir zwei geringere Stöße. In Santa Marta hatten diese Erderschütterungen mehr Lärmen und Angst erweckt. Inzwischen verursachten sie weder da noch hier weiteres Unglück, und waren daher recht interessant. Das Gefühl, welches man bei einer solchen Erschütterung — Tierramota — hat, ist sonderbar, und kann am besten mit dem verglichen werden, das man am Bord eines großen Schiffes empfindet, wenn es auf einmal unvermuthet auf den Grund stößt. Alles nimmt dann eine plötzlich zitternde Bewegung an, die Menschen fühlen sich für den Augenblick gleichsam aufgehoben und niedergesenkt, indem die Schwierigkeit das Gleichgewicht zu behalten von der größeren oder geringeren Stärke des Stoßes abhängt. Die Erschütterung, welche ein Jahr hierauf in den meisten oberen bergigten Provinzen Columbiens gefühlt ward, am meisten aber in

Bogotá, war stärker und ernsthafter, wie wir weiter unten sehen werden.

Am folgenden Tage war des Abends ein großer indianischer Ball im Dorfe. Der Tanzsaal ist immer unter freiem Himmel, und wird von einem engen Cirkel von Zuschauern begränzt, die das Orchester und die Tanzenden umgeben. Ersteres ist ächt Indisch, und besteht aus einem Kerl, der eine Art vier Fuß langer Clarinette von Bambo — Gayta — bläset, mit fünf Löchern darin, begleitet von einem anderen, der ein ähnliches Instrument, nur mit vier Löchern versehen, handhabt, wozu er nur allein die rechte Hand anwendet, während er in der linken eine mit kleinen Steinen angefüllte Calebasse — Maraja — hält, mit der er den Takt schlägt, der indessen besser auf der großen Trommel — Tambor — bezeichnet wird, die aus einem, von dem oberen Ende an, durch Feuer ausgehöhlten, großen Holzstamme besteht, worüber ein Fell ausgespannt ist, und worauf der dritte Virtuose mit den flachen Händen trommelt. Mit dieser beständig einförmigen Musik vereinigen sich bei gewissen Takten alle Umherstehende, die alsdann mit ihrem Gesange und Händeklatschen das schrecklichste Chor bilden, das man nur hören kann. Nach dieser Musik tanzt immer ein Paar allein. Sie haben dann meistens einen Tanz, der vielleicht eine Nachahmung des spanischen Fandango ist, obgleich er mehr einer Parodie auf denselben gleicht. Er hat alles das Wollüstige, ohne irgend etwas von dem Schönen zu haben, wodurch sich oben genannter spanischer Lieblingstanz auszeichnet. Zwischen den Tänzen sang ein Indianer verschiedene Lieder, oder richtiger ein Recitativ zu einer kleinen Guitarre. Dies thun sie oft und es klingt sehr gut, da sowohl in der Musik, die immer

in Moll geht, als in ihrer groben reinen Stimme etwas so Melancholisches liegt, das sich so gut zu dem Clima ihres Vaterlandes, und der großen feierlichen Natur desselben paßt. Besonders klang eine Arie über die Einnahme von Santa Marta im Revolutionskriege sehr gut. Auch deklamirte er sie mit mehr Gefühl als die anderen, da er selbst diesem Kriege mit beiwohnte, an welchem die Indianer in und um Gaira den thätigsten und entscheidendsten Antheil nahmen. Sie waren damals auf spanischer Seite, und werden noch jetzt zu den stolzesten und trotzigsten Stämmen, von den in der Republik befindlichen civilisirten Indianern, gezählt.

Es gibt zwei Wege von Gaira nach Santa Marta. Der eine macht einen Umweg zwischen den, um diese Oerter liegenden, hohen Bergen, durch einen schönen Wald, voll von Rozas — angebauten Plätzen — welche im Gehölze ausgehauen, mit ihren kleinen indianischen Hütten und Pflanzungen unseren kleinen Höfen und Kathen im Walde gleichen. Hier wird Mais, Platanen, Zuckerrohr, Wurzelfrüchte u. s. w. gebauet. Eine dieser Rozas liegt ganz nahe der Stadt, und zeichnet sich wegen ihrer Größe und eines Hains von Mangobäumen aus. Der andre Weg geht über einen hohen, steilen Berg, von dem man eine weite Aussicht und eine herrliche Augenweide von der am Fuße liegenden Stadt hat. Um nach dieser zu kommen, muß man durch den genannten Fluß waten, denn eine Brücke gibt es weder hier noch über einen anderen Strom in Columbien, dessen Wasser nicht über den Sattel des durch ihn passirenden Reitpferdes geht.

Man kommt in die Stadt über einen Markt oder eine Ebene, wo alle Morgen Gartenfrüchte und Lebensmittel verkauft werden. Einen ähnlichen gibt es in allen Städten, und

es ist um so nöthiger, da dieses Clima nicht erlaubt, zu Hause etwas aufzubewahren. Auch gibt es nie in den Häusern eine Speisekammer, sondern hier kauft man in der eigentlichen Bedeutung des Worts für den Tag. Dieser Markt gewährt also eine recht interessante Promenade, nicht nur für den, der als Käufer hieher kommt, sondern auch für den bloßen Zuschauer, da er hier das am besten sieht, womit seine hier wohnenden Mitmenschen ihr Leben fristen. Was zuerst seine Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist das Fleisch, welches auf lange Stangen gesteckt, dem Aussehen und dem Geschmacke nach das allerschlechteste ist. Elend geschlachtet, wird es sogleich in lange, schmale Stücke zerlegt, die hernach in rothen Festonen auf lange Pfähle gehängt werden, damit sie in der Sonnenhitze trocknen, wodurch es verzeihlich wird, wenn man anfangs ungewiß ist, ob es dahin gehängt wurde, die Vögel wegzujagen, oder die Fliegen anzulocken. Unter diesem Fleische, und wo möglich noch ekelhafter, liegen lange quadratartige Stücke von Schweineschmalz — Manteca — ein höchst widerliches Surrogat für Butter, indem nicht allein alle ihre Speisen damit zubereitet werden, sondern, so zu sagen, darin schwimmen. Darauf kommen Fische, Hühner, Küchlein und Tauben, alles Sachen, die auf dem Markte angenehmer zu sehen sind, als sie auf dem Tische schmecken; die Ursache davon mag nun die üble Zubereitung, oder die natürliche Trockenheit seyn, die allen animalischen Produkten hier anzukleben scheint. Dagegen ersetzt die Natur dies in vegatabilischer Hinsicht, und wie abwechselnd und reich ist nicht der Markt in dieser Hinsicht! Da sieht man überall die Frucht, welche füglich von allen zuerst genannt werden muß, die unvergleichbar wohlschmeckender, gesunder

und nahrhafter ist als unsere Kartoffeln, nämlich die Platane (Banane oder Pisang), welche sich hier von der verschiedenartigsten Größe, von der, einen Fuß langen, bis zu der kleineren grünen Art befinden. Nach ihnen kommen die vortrefflichen Yams-, Yuca- und Aracachafrüchte, auch viel besser als unsere Rüben, Pastinaken und Kohlrüben. Darauf sieht man Cocosnüsse, Mais und Reis von eben so großer Menge als Güte, so wie mehrere Gattungen Bohnen — Frisuelos — von allen Farben, roth, schwarz, weiß, braun und gelb. Hierauf folgt eine Fruchtart, Abocados genannt, deren loses und fettes Fleisch wie Butter gebraucht werden kann. Endlich findet man auch eine Art Knoblauch — Sevoyo — der nebst dem rothen Pfeffer — Agi — von den Köchen reichlich benutzt wird. Cacaobohnen und schon fertig gemachte Chocoladekugeln werden hier auch zum Verkaufe ausgeboten, auch eine Art aus gemahlenem Mais gemachtes Brod, geformt in große länglichte Stücke — Boyos — die an Farbe und Gestalt großen Eiern gleichen. — Alle diese und mehrere machen die stärkeren Nahrungsmittel aus, aber welche Menge leichterer Desertfrüchte wechseln hier nicht in dem Ueberflusse ab, daß man genug damit zu thun hat, sie nur alle zu nennen, wie Pinas, Mangos, Guayavas, Patillas, Melones, Guineos, Parasoles, Grenadillas, Papayas, Rabanos, Guayavitas, Limones, Naranjas, Cañas u. s. w. Zuletzt sieht man auch Eier, Käse und etwas Milch; die letzte Waare nur unbedeutend, da sie ihre Kälber nie schlachten, sondern sie mit der Mutter gehen lassen. Sie halten sie auch für ungesund, und brauchen sie nie. Natürlich vermißt man auch nicht den gesuchtesten Artikel, Tabacos — Cigarren.

Von fünf bis neun Uhr Morgens dauert dieser Verkauf; nach dieser Zeit hört er ganz auf, weil die nun senkrechten Sonnenstrahlen Käufer, Verkäufer und Waaren wegjagen. Eine ähnliche Leere herrscht dann auch auf den anderen Märkten und Gassen, bis etwas vor Sonnenuntergang, wo alles wieder Leben und Bewegung erhält. Nach dieser Zeit pflegen die vornehmeren Männer einen Spaziergang längs dem Meeresufer, auf der Sandebene — la Playa — vor der Stadt zu machen, wo gewöhnlich ein frischerer Wind weht. Zu diesen gehören besonders die angesehenern Kaufleute, die außer den Creolen, aus Franzosen, Nordamerikanern und Engländern bestehen. Gewöhnlich sammeln sie sich dann meistens bei einem kleinen Zollhause, und rauchen ihre Cigarre auf einem vor demselben liegenden, großen Baumstamme, wobei sie von Geschäften, Seefahrt und dergleichen Sachen sprechen, so daß dieser Platz mit vollem Rechte die Börse von Santa Marta genannt werden kann, und zwar um so viel mehr, da die Schiffer von den dicht dabei liegenden Handelsschiffen auch oft die Anzahl auf dem Ruhe schenkenden Baumstamme vermehren.

Die Geschäfte sind auch weder groß noch lebhaft. Selten sieht man über drei bis vier Fahrzeuge in dem geräumigen Hafen. Dies sind meistens französische, die von Bourdeaux und Marseille ganze Ladungen von feinen, leichten Zeugen, Tuch, Wein, Galanteriewaaren und Putzsachen hierherbringen, welche, nachdem ein kleiner Theil derselben hier bleibt, wieder auf eine Art Küstenfahrzeuge, Bongos oder Botes genannt, geladen werden, auf denen sie nach dem Magdalenaflusse und der hundert und achtzig Meilen von hier liegenden Stadt Mompox gehen. Hier bleibt wieder ein Theil,

worauf der Rest auf den eigentlichen Flußfahrzeugen — Champanen — eingeschifft, und auf diesen, den Fluß weiter hinauf, in das Innere des Landes gebracht wird. Meistens müssen die genannten Handelsschiffe hier eine lange Zeit liegen und auf eine Retourladung warten, die dann meistens aus Färbeholz, Häuten und Baumwolle besteht. Ich sah ein französisches Schiff, das hier schon in den siebenten Monat lag, und bei meiner Abreise von diesem Orte noch nicht segelfertig war. Die Ursache davon ist freilich die Trägheit und Langsamkeit, womit hier alle Geschäfte gehen, aber besonders die höchst schlechten und elenden Communications- und Frachtanstalten. Mit Ausnahme der Eselsrücken, beschränken sich diese beinahe ganz und gar auf oben genannte Botes, von welchen es schwer zu sagen ist, worin sie an Jämmerlichkeit alle andre Fahrzeuge am meisten übertreffen, ob in ihrer Bauart und Takelage, oder in der Ungeschicklichkeit der Besatzung, sie zu manövriren. Ich sah selbst, daß eins dieser Seegespenster bei schönem Wetter und dicht vor dem Hafen umschlug. Es war mit Ballen von Baumwolle beladen, die, da der Wind vom Lande abstand, und kein Boot zur Hand war, sie zu bergen, bald in See gingen, als ob sie nun besser und sicherer segelten, als da sie in den schlechten Fahrzeugen lagen. Der Eigner derselben, ein englischer Kaufmann, stand am Lande, sah zu und fluchte über die „damned black rascals“ die daran Schuld waren, und sich nun durch Schwimmen retteten. Da er behauptete, er wisse keine Art, wie man dieses Vieh lehren sollte bessere Seeleute zu werden, konnte ich nicht unterlassen ihm zu rathen, das nächste Mahl sein Boot mit Affen zu laden und, wenn nicht alle, doch wenigstens die vornehmsten von der

Besatzung, ans Fahrzeug festbinden zu lassen, weil sie dann entweder vorsichtiger bei der Handthierung des Segels und Steuers werden, oder, im entgegengesetzten Falle, ihm zum wenigsten einen solchen Verdruß wie jetzt, da er sie ans Land kommen, und über das ganze Abenteuer lachen sah, ersparen würden.

Dieses vortreffliche Seevolk — Bogas — macht nebst einer Menge Fischer einen Theil von Santa Marta's Bevölkerung aus, die übrigens aus einigen kleinen Kaufleuten, Handwerkern und Tagelöhnern besteht, und die hiesige Garnison, zwei Compagnien Artillerie und Infanterie, mitgerechnet, sich ungefähr auf 5000 beläuft.

Der größere Theil der zahlreicheren geringeren Klasse besteht meistens aus Negern, oder Abkömmlingen von Negern und Indianern — Zambos — die zusammen den schlechtesten Pöbel ausmachen, den man sich denken kann. Faul, störrisch, und unbändig, thun sie selten etwas anderes als Tabak rauchen und Karten spielen, denn sie brauchen nicht viel zu arbeiten, um ihre wenigen Bedürfnisse von einer so milden und reichen Natur befriedigt zu sehen. Wären sie weniger rein und mehr zerlumpt, so würden es vollkommene Lazaronis seyn. Wenn sie je einmal ihre Geschicklichkeit anstrengen oder zeigen, so ist es im Stehlen, und dazu haben sie von Natur eine gute Anlage und ungewöhnliche Fertigkeit. Beständig hört man Leute besseren Standes klagen, daß sie auf diese Art etwas verlieren. Indessen ist es ein Glück, daß man hier nicht so viele Kleinigkeiten in den Zimmern hat, wie bei uns; denn einige Besuche dieser Herren würden sie bald unsichtbar machen. Ich selbst erfuhr dies zweimal. Eines Abends hatte ich nämlich einen solchen Neger in mein

Zimmer gerufen, um ihm einen mir geleisteten Dienst zu bezahlen. Als ich ihm seine Realen gegeben hatte, dankte er auf das Verbindlichste, und fügte das gewöhnliche Kompliment hinzu „Viva Usted mille annos!“ — mögen Sie tausend Jahre leben. — Einige Zeit nachdem er sich entfernt hatte, vermißte ich aber meine Uhr, welche vorher auf dem Tische lag, und die er mitgenommen hatte, vermuthlich als Souvenir von dem guten Herrn, dem er auch dadurch die Unannehmlichkeit ersparte, die vielen Stunden seines „tausendjährigen“ Lebens zu zählen. Das zweite Mal war es vielleicht noch ärger. Da ich gewöhnlich jeden Sonnabend Abend nach Gaira reiſete, um wenigſtens in der Woche zwei kühle Nächte zu genießen, ſo benutzten ſie dieſe Entfernung einmal, des Nachts mein Zimmer zu durchſuchen, und Alles, was in ihren Augen Contrebande war, zu konfiſciren. Weil Niemand ſonſt in dieſem Hauſe wohnte, konnten ſie es deſto ſicherer und leichter thun, da ſie, um hineinzukommen, nur das alte hölzerne Gitterwerk, womit das Fenſter verſchloſſen war, zu zerbrechen brauchten. Indeſſen fanden ſie die Waare, die ſie am eifrigſten ſuchten, nämlich Geld, nicht, ob ſie gleich das Reiſekäſtchen, deſſen Papiere und Holzſtücke bei meiner Rückkunft auf dem Boden zerſtreut lagen, gleich den Federn und Knochen eines vom Habicht zerriſſenen Vogels, zerſchlagen hatten. Das Einzige, was ich darin vermiſte, waren einige Medaillen, die ſie vielleicht für Geld hielten, die aber wahrlich nie dazu beſtimmt geweſen waren, die Summe des gemünzten Geldes der Republik zu vermehren, und wovon es luſtig genug wäre zu erfahren, welche Rolle ſie hernach unter ihren Piaſtern geſpielt haben, nämlich ein Krönungsſtück und eine Belohnungsmedaille von der Kriegs-

akademie. Da sie glücklicherweise nicht mehr Gold oder Silber fanden, so entschädigten sie sich durch verschiedene kleinere Sachen wie z. B. einen Spiegelkasten, ein Paar Pistolen, einige Kleider und Wäsche u. s. w. Nichts davon hatte ich hernach die Ehre wieder zu sehen, welches in einer so kleinen Stadt nicht sehr zum Vortheil der Polizei spricht. Auch bekümmerte man sich wenig darum, sondern wünschte mir statt dessen herzlich Glück, daß in dem Kästchen bei dieser Gelegenheit keine Dublonen — „onzas in la pepelera“ — gewesen wären. Dieses Falles sowohl, als andrer ähnlicher erwähne ich auch nicht, als bloß persönlicher Abentheuer, sondern mehr wegen der allgemeinen Anwendung, die man daraus auf den Charakter, die Sitten und die Denkungsweise des Volks machen kann.

Santa Marta ist die Hauptstadt in der Provinz gleiches Namens und der Sitz eines Gobernador militar. Dieser Posten wird jetzt von einem Coronel, Namens Sarda, einem ausgezeichnet artigen Manne, und einem von Bolivar's besten Officieren bekleidet, der, obgleich ein Spanier von Geburt, einer ihrer gefährlichsten Feinde gewesen ist, und sehr viel dazu beigetragen hat, sie aus dem Lande zu jagen.

Hier ist auch eine Menge Priester und Mönche. Die vornehmste Kirche ist groß und inwendig schön; außerdem giebt es zwei andere, von deren Thürmen die beinahe beständig läutenden Glocken, die widerlichste und unangenehmste Musik machen, besonders ehe man das Ohr an dies ewige, einförmige Bimmeln gewöhnt. Außerdem ist hier ein kleines sogenanntes Collegium und eine Lancasterschule. Das große und hier ungewöhnliche Haus, in welchem diese beiden wohlthätigen Einrichtungen angelegt sind, ist früher der Pallast

des spanischen Bischofs gewesen. Diese Herren mochten immer gerne gut wohnen, und verstanden sehr gut ihre Sitze zu wählen: indessen ist es erfreulich zu sehen, daß sie auf diese Art ersetzt werden.

Die obgleich zunehmende Aufklärung scheint übrigens im Allgemeinen in Santa Marta nicht so groß zu seyn, wie in Carthagena, wo der bessere Theil der Einwohner gebildeter, und wenigstens an das gesellschaftliche Leben mehr gewöhnt ist als hier. Ein Fremder hat da mehrere Ausswege, oder richtiger keinen so gänzlichen Mangel an ihnen wie hier, eine lange, unangenehme Zeit zu vertreiben, was um so fühlbarer wird, wenn man nicht, wie die Eingebornen, den ganzen Tag in der Hangematte liegen, und von mañana träumen kann. Wenigstens kam es mir so vor, und mit Ausnahme der kleinen Reisen nach Gaira, war es vielleicht die unangenehmste Zeit meines ganzen Aufenthalts in Columbien, welche ich in Santa Marta zubrachte.

Capitel IV.

Reise von Santa Marta nach Carthagena.

Nachdem ich eine längere Zeit vergebens auf eine Seegelegenheit gewartet hatte, um nach Carthagena abzureisen, war ich genöthigt, diese Reise zu Lande zu machen. Sie wird dann von so ungleicher Art in Hinsicht auf Zeit, Kosten

und Beschwerden, daß man es oft vorzieht, Wochen und Monate auf ein Fahrzeug zu warten, als sich zu Lande auf den Weg zu machen, ein Umstand, der da beweiset, daß die jetzt beinahe veralterte Maxime, „reise nicht zur See, sobald Du den Weg zu Lande machen kannst," auch hier nicht so ganz richtig ist.

Da diese Reise in jeder Hinsicht den unsrigen so ungleich ist, und sie außerdem, wiewohl kurz, einen ziemlichen Begriff von der Art, in Columbiens unteren Provinzen zu reisen, gibt, so halte ich mich bei ihr vielleicht etwas umständlicher auf.

Den ersten August war Alles fertig zur Abreise, die aber ein heftiger Regen bis zum folgenden Tage verschob. Da man weder mit Vorspann noch mit dem Postwagen reiset, so braucht man hierbei wenigstens kein Wartgeld zu bezahlen, oder stille zu liegen. Am besten ist es, einige Tage vorher seine Pferde zu bestellen, die dann für die ganze Reise, oder bis zu einer gewissen Station auf derselben, gedungen werden. Gewöhnlich reiset man hier nicht ohne einen Bedienten, welcher einem wenigstens das Vergnügen erspart, sein Essen selbst zuzubereiten, aber es auch nothwendig macht, drei Pferde zu nehmen. Mit dem ersten eröffnet el Piloto — der Wegweiser, oder, wenn man so will, Postknecht — den Zug, bisweilen auf den beiden kleinen Koffern sitzend, von denen einer auf jeder Seite des Packsattels herabhängt, und die das Gepäcke des Reisenden enthalten. Auf dem anderen folgt der Bediente mit seinen Sachen, nebst dem, was zum Küchendetail gehört; und auf dem dritten reitet der Reisende selbst mit der Hangematte am Sattelknopfe, und einem kleinen Mantelsacke, hinten an dem Sattel befestigt.

Es ist nöthig alles mitzunehmen, was man unterwegs braucht, und eine solche Reise ist in dieser Hinsicht einer kleinen Karavane oder einem Kriegszuge ähnlich, auf dem man oft nur trinkbares Wasser, Holz zum Kochen, und einen Ort die Hangematte aufzuschlagen, zu finden Rechnung macht.

Den ersten Tag zwang uns der Regen in Gaira zu verweilen, von wo wir den andern Morgen früh um ein Uhr im schönsten Mondscheine unseren Weg fortsetzten. Ein Kaufmann aus der Stadt, Namens Hamburger, ein geborner Holländer, begleitete uns eine Strecke. Der Zug ging anfangs durch einen hohen und dichten Wald mit Lianen vermischt, durch dessen reiches Laub der Mond nur bisweilen durchschien, um, so viel es nöthig war, die Menge Steine, trockenen Zweige und niedergefallenen Bäume zu vermeiden, welche den schmalen Fußsteig gefährlich und beschwerlich machten. Darauf ging es über eine große, sandige Ebene nach dem Meere, wo man wieder im Zickzack sich unter Steinen und Klippen durchkreuzen mußte, da man auf einer Seite hohe Berge, und auf der anderen die caraibische See hatte, welche sehr oft mit ihrem Schaume Pferd und Reiter bespühlte, gleichsam darüber ärgerlich, daß man auf diese Art einen Weg bereisete, der nur für Fische und Seemöven bestimmt zu seyn schien. — Hier waren Ueberbleibsel von einer alten Verschanzung, die im Kriege ein wichtiger Platz war, weil er den Weg von und nach Santa Marta versperrte. Uebrigens sieht man kein Haus oder eine Spur von Bevölkerung, da man auf der rechten Seite das Meer, und auf der linken undurchdringliche Wälder hat, auf deren anderer Seite, nach den Schneebergen hin, ein großer Stamm wilder Indianer — Indios bravos — Namens

Goahiras, sich aufhält, unabhängig von der Republik und Spanien. Sie erlauben keinem Fremden ihr Land zu durchreisen, und bewirthen ihre ungebetenen Gäste im entgegengesetzten Falle mit vergifteten Pfeilen. Sie kommen, wiewohl selten, in Handelsgeschäften nach Santa Marta, weil sie lieber mit den Schiffen handeln, die ausgesandt von Jamaica an ihrer Küste landen, zwischen Santa Marta und Rio de la Hacha; und vertauschen ihr Pelzwerk, Färbeholz, Maulesel und Schafe, gegen Rum, Branntwein, Zeuge und Spielsachen. Die Regierung von Columbien ist freilich hiermit nicht recht zufrieden, kann aber nicht gut den direkten Handel der Ausländer mit diesem Staat im Staate verhindern. Ich sah zwei von diesen Wilden in Santa Marta: sie gleichen sehr den civilisirten Indianern, und haben ihre charakteristischen Züge noch ausgezeichneter, als eine breitere und plattere Nase und Mund, steiferes Haar, und eine kürzere, breitere und stärkere Figur, in der eine gewisse Wildheit und Schüchternheit herrscht.

Inzwischen hatte sich der Weg nun wieder in die Berge und den Wald geschlängelt, wo er erst von einem kleineren, und dann von einem bedeutenderen Strome abgeschnitten wurde, beide ohne Brücken, und der letztere ziemlich gefährlich, weil beim Durchpassiren das durch Regen vermehrte Wasser bis an den Sattel ging, und durch seinen starken Strom dem Pferde viele Schwierigkeit machte, das Gleichgewicht zu behalten und vorwärts zu kommen. Ehe man sich an solche Cavalcaden gewöhnt, erscheinen sie etwas sonderbar, indessen man gewöhnt sich bald daran, und denkt nur, wie weit diese Abentheuer wohl gehen können.

Nachdem wir einige Male ausgeruhet, und uns mit dem mitgenommenen Frühstücke gestärkt hatten, langten wir endlich in einem großen Dorfe, Namens Cienaga, ungefähr acht Uhr Vormittags, an. Da der von uns nun zurückgelegte Weg nicht mehr als etwas über sechszehn Meilen von Gaira ist, und wir an den erträglicheren Stellen doch scharf geritten waren, um vor dem Anfange der Sonnenhitze dahin zu gelangen; so kann man sich einen Begriff davon machen wie wenige ihrer sind, oder wie schlecht und beschwerlich im Allgemeinen der Weg war.

Hier in Cienaga, oder richtiger in dem kleinen, eine halbe Meile davon entfernten Fischerdorfe Pueblo-Viejo, ist die Landstraße auch abschüssig, da man die Reise nun eine Zeitlang bis nach der am Magdalenaflusse liegenden Stadt Barranquilla zu Wasser machen muß. Weil wir mit unserer Einschiffung nur erst des Nachmittags fertig wurden, so wollten wir die Zwischenzeit, so gut wir konnten, anwenden, uns erst in einem kleinen Bache baden, und darnach in unseren aufgeschlagenen Hangematten schlafen. Indessen mißglückten diese beiden Projekte, der erstere wegen des zu wenigen Wassers, und der letztere wegen der vielen Musquitos. Wir hielten jedoch in diesem durch seine Hitze und Musquitos bekannten Dorfe bis drei Uhr Nachmittags aus, da Herr Hamburger nach Santa Marta zurückkehrte, und ich mich auf einem kleinen, zwanzig Fuß langen, und drei und einen halben Fuß breiten Bongo einschiffte. Diese sind von einem ganzen Baume gemacht, aber nicht so nett und schön, wie die Canots und Piroguen auf dem Magdalenaflusse. Er hatte einen kleinen aus einigen Stöcken und einer Matte provisorisch errichteten Schutz gegen die Sonne, worunter

man wohl liegen und sitzen, aber durchaus nicht stehen und sich bewegen konnte. Er wird längs dem Ufer mit langen Stangen — Palos — vorwärts geschoben, welche zwei Neger mit vieler Geschicklichkeit im Vordertheile handhaben, und wird durch den hinten sitzenden Schiffer — el Patron — mit einer Art Ruder oder Steuer — Canalete — gesteuert, das dem der alten Griechen und Römer sehr ähnlich ist.

Der Weg, den man in diesem Fahrzeuge zu machen hat, geht zwischen vielen Klippen und Inseln, wodurch der Magdalenafluß mit dem Meere vereinigt, und mit einem gemeinschaftlichen Namen, los quatro Bocas — die vier Mündungen — genannnt wird. Man kommt erst zu einem großen Binnenwasser, Namens la Cienaga de Santa Marta, auf dem sie oft Segel in ihren Böten gebrauchen, weil es ziemlich groß ist; darauf zu einem engen Wasser, Caño sucio — der schmutzige Canal — ein sehr passender Name. Der Theil des Wassers zwischen den Klippen und Inseln im Allgemeinen, aber besonders der letzt genannte Canal ist berüchtigt wegen seiner Musquitos. Ich war glücklich genug, des Regen und Windes wegen, die die ganze Nacht dauerten, ziemlich gut davon zu kommen, da man gerne naß wird, friert, und alles andre erduldet, wenn man nur nicht diese Plagegeister zu fühlen, zu sehen und zu hören braucht. Darauf kommt man auf ein beinahe cirkelrundes Binnenwasser, mit Namen Cienaga redonda — das runde Binnenwasser — welches durch einen anderen kleineren Canal, el Clarino — kleine Luke — mit dem Magdalenafluß verbunden wird.

Grade bei Sonnenaufgang kamen wir nach diesem majestätischen Flusse, der hier fast eine Meile breit, sich in

einer beinahe graden Linie von Süden nach Norden erstreckt. Still, und ohne Geräusch führt er seine große, graugelbe Wassermasse dem funfzehn Meilen entfernt liegenden Meere zu, zwischen niedrigen, mit hohen Bäumen und undurchdringlichen Büschen bewachsenen Ufern, welche alle prunkend in ihrer starken tropischen Vegetation standen, verschönert durch unzählig verschiedenartige, prachtvolle Blumen. Der Fluß ist hier so eben und wenig abschüssig, daß er mehr einem schmalen Landsee gleicht, auch kann man seinen Strom kaum an etwas anderm, als den schwankenden Bewegungen bemerken, die er den Zweigen der am Ufer umgefallenen Bäume mittheilt, oder an der gleichmäßigen Fahrt der mitten im Flusse schwimmenden trocknen Baumstämme, auf welchen oft eine Menge kleinerer Vögel Schiffer spielen, und mit ihrer schüchternen Bewegung ihre Verwunderung äußern, auf diese neue Art den Fluß und das Ufer entlang zu kommen.

Hier mußten wir zum ersten Male die kleinen, breiten Ruder, dem Namen und der Gestalt nach, dem Steuerruder gleich, anwenden, um über den Fluß nach der gegenüber liegenden Stadt Barranquilla zu gelangen, in der wir durch einen langen Canal acht Uhr Morgens ankamen.

Ein englischer, hier ansäßiger Kaufmann, Namens Glen, mit dem ich in Santa Marta bekannt geworden war, lud mich ein, in seinem Hause auszuruhen. Solche Einladungen sind um so viel willkommener, da ich mit Ausnahme von Carthagena und Bogotá kein Wirthshaus in Columbien gefunden habe. Man reiset auch immer mit Empfehlungsbriefen von einem Orte zum andern, welche indessen sehr oft unnöthig sind, weil die Gastfreiheit der Nation dem Reisenden erlaubt, in das erste, beste Haus einzukehren. Das

macht in ihrem Clima auch nicht so viel aus, wie es bei uns ausmachen würde. Sie brauchen weder das blaue, noch das gelbe Zimmer in Ordnung zu setzen, das Gardinen- oder Feldbette hineinzuschaffen, noch sich darüber zu beunruhigen, womit sie den Fremden zu Mittage bewirthen wollen, und dergleichen mehr; denn ein Reisender bringt alle seine Bedürfnisse mit. Er hat auch nichts anders, als zwei feste Punkte nöthig, nebst dem dazwischen befindlichen Raume in einem ihrer Zimmer, um seine Hangematte zu befestigen, während sein Bedienter die Küche aufsucht, um Chocolade, Eier u. s. w. zu kochen.

Hier ruheten wir uns nach der Reise recht ordentlich aus, und zwar um so viel besser, da Barranquilla zu den wenigen Oertern am Magdalenaflusse gehört, die nicht in dem gewöhnlichen Grade von Hitze und Musquitos geplagt sind, zwei Landplagen, welche hier durch den vom Meere her wehenden Passatwind verhindert werden, der sich hier so verändert hat, daß er, längs dem Flusse hinstreichend, zuweilen, wiewohl schwach, bis nach Mompox gefühlt wird.

Von hier nach Carthagena reiset man zu Lande, ein Weg, der auf vierzig spanische Meilen — Leguas — berechnet wird, welches beinahe zwanzig schwedische, oder hundert und zwanzig englische sind. Der Weg geht anfangs südlich, auf dem ebenen, mit Gehölz bewachsenen Lande, längs dem Magdalenaflusse, geht aber hernach westlich ab, über die niedrigere Verlängerung der Cordilleras, welche das westliche Ufer des Caucaflusses bildend, im Mittelpunkte der Andes anfängt, und sich mit den Bergen bei Turbaco, etwas von Carthagena endigt.

Durch Hülfe meines gütigen Freundes waren die Pferde schon des Nachmittags bestellt und fertig, welche bis nach Carthagena gehen sollten, und sechs Uhr Abends setzte die kleine Caravane ihren Zug im schönsten Mondscheine fort, der sich hier und da in dem stillen Magdalenaflusse spiegelte. Dann und wann kamen wir vor einer oder der anderen Roza vorbei, die ausgehauen in dem großen, wilden Walde wie abgesonderte Inseln in dem weiten, sie umgebenden Meere lagen. Nachdem wir durch ein kleines, niedliches Dorf, mit Namen Soledad, gereiset waren, machten wir neun Uhr Abends in einem ähnlichen, Malambo genannt, neun Meilen von Barranquilla Halt, wo wir die Nacht zubrachten.

Um drei Uhr am anderen Morgen setzten wir unsere Reise noch acht Meilen nach einem größeren Dorfe, Namens Pueblo-Nuevo, fort, wo wir so lange verweilten, bis die Sonnenhitze vorüber war, da wir uns denn wieder auf den Weg machten, der nun anfing sich zu erheben und zu senken, auch zuweilen eine Aussicht durch den ungewöhnlich dünnen Wald erlaubte, in dem eine Menge großes, schönes Rindvieh weidete. Gewöhnlich sieht man in diesen wilden Wäldern selten einen Grashalm, denn eine Menge Büsche, Lianen und Schmarotzergewächse nehmen allen Raum zwischen den dichten Bäumen ein, und bilden ein für die Sonnenstrahlen undurchdringliches Zelt über der feuchten Erde, die nur mit alten, verfaulten Blättern bedeckt ist. Die Bäume in diesen Wäldern sind im Allgemeinen von ungewöhnlicher Größe, am meisten zeichnet sich aber darunter die majestätische Ceder — el Cedro — aus, welche mit ihrem hohen, dicken Stamme zu Canots und größeren Böten dient,

und zwar um so viel besser, da sie am dicksten mitten zwischen der Krone und der Wurzel ist, von der drei breite Stützen ausgehen, dem Stamme weit in die Höhe folgen, in ihn verschwinden, und dazu dienen, wie ein Dreifuß, den großen Baum zu stützen. Darauf kommt, ihm an Größe am nächsten, ein schön belaubter Baum, Namens Ceiba, dessen große und tiefe Krone einen kühlen Schatten gewährt, und dessen Aussehen übrigens dem einer Castanie nicht unähnlich ist. Ebenfalls findet sich hier die Acacia oder der Mahagonybaum, mit seinen langen, herabhängenden Schoten, so wie der Bombaxbaum — Mahagua — dessen Frucht einen baumwollartigen Stoff enthält, den die Indianer zu Kopfkissen gebrauchen. In größerer Menge sieht man Palo de Brazil — den Brasilienbaum — der einen Ausfuhrartikel des Landes ausmacht. Eine große Anzahl ungleicher Palmbäume — Palmas — strecken auch von dem hohen und kahlen Stamme ihre langen, schwankenden, blätterreichen Zweige aus, die getrocknet und zusammengelegt einen sicheren Schutz gegen Sonne und Regen auf ihren Häusern und Böten bilden. Auch zeichnen sich die eben so langen als dünnen Cañas — bravas — großes Rohr — aus, die, gleich einem Fächer, ihre feinen Zweige nur nach zwei Seiten, oder in eine Fläche ausbreiten, und eben so sehr durch ihre außerordentliche Höhe, als ihren feinen und schnurgraden Stamm Erstaunen erregen, der schwankend wie das Schilf, dem Winde nachgibt. Außerdem gibt es außer vielen anderen drei Arten großer Bäume, welche die Indianer Hobo, Guacamayo und Cotorro nennen. Der erste ist merkwürdig wegen der von den äußersten feinen Spitzen der Aeste herabhängenden Vogelnester, welche, wie lange gewirkte Beutel, mit einer

fünf oder sechs Fuß langen Kette von verschlungenen feinen Fasern an den Ast befestigt sind, wodurch die in ihnen wohnenden Vögel — Oropendulos — sich vor Affen, Baumeidechsen und anderen ähnlichen Feinden schützen. Die beiden letzten sind nach den beiden Arten Papagoyen benannt, die sich auf ihnen aufzuhalten pflegen. Von diesen Vögeln gibt es auch eine unglaubliche Menge von den schönsten und herrlichsten Farben, aber besonders wetteifern zwei Arten um den Vorzug, die große, bunte, meistens rothe — Guacamaya bermeja — und die eben so große blaugelbe — Guacamaya azul. Größer als diese hat man eine andre, weniger glänzende, dunkelrothe — Loro colorado — zwischen welcher und den kleinen hellgrünen Papagoyen — Cotorras — viele andre sind, die sich durch Farbe und Größe von einander unterscheiden. Auch eine Menge anderer Vögel sieht man hier, unter denen ich nur den schwarzgelben Turpian, den schwarzrothen Colorin, und den von allen Farben funkelnden kleinen allerliebsten Colibri anführen will, die, obgleich alle verschieden, doch sämmtlich mit ihren starken, blühend rothen, abwechselnden Farben beweisen, daß Südamerika mit Recht die schönsten Blätter in der Ornithologie einnimmt. Indessen nicht allein an die Vögel hat dieser Erdstrich so entzückende Farben verschwendet; er ist auch eben so freigebig gegen die unzähligen und verschiedenartigen Schmetterlinge — Maripozas — gewesen. Unter diesen zeichnet sich der große hellblaue aus, wenn man ihn anders einen Schmetterling nennen darf, der mit seinen beiden großen Flügeln wohl einen Teller bedecken kann. Aber wie viele andere ähnliche kleine Geschöpfe schwärmen hier nicht umher, und was für ein weites Feld wäre hier für einen Insektensammler. Außer eini-

gen dunkelgrauen Schlangen, die wahrscheinlich Klapperschlangen waren, obgleich die Entfernung und die Pferdetritte verursachten, daß wir ihr Geklapper nicht hören konnten, sah ich heute eine ungewöhnlich schöne Corallenschlange — Culebra de Coral. Ihre glatte glänzende Haut war der Tracht eines Harlequins, voll von rothen, gelben und schwarzen Würfeln, nicht unähnlich; und nach dem Augenmaaße zu urtheilen, da sie quer über den Weg kroch, hatte sie wohl die Länge eines Mannes und die Dicke eines Armgelenks. Etwas von ihr entfernt lag eine ähnliche kleinere auf dem Wege erschlagen.

Ein wenig weiter vorwärts öffnete sich der Wald mehr und mehr, bis wir spät Abends in dem freier liegenden Dorfe Savana-Larga ankamen, wo wir in einem der größeren Häuser unser Nachtquartier aufschlugen. Der Wirth, einer von den vermögenderen Indianern, wollte durchaus, daß el Blanco — der Weiße — in einer Art Bettstelle oder auf einer breiten Bank liegen sollte, bestehend aus einem auf niedrigen Füßen ruhenden, dicken, hölzernen Rahmen, über welchen eine trockene Haut ausgespannt ist, die in der Ecke des Zimmers ohne Betten steht, und oft als Schlafplatz von den Creolen und bemittelten Indianern benutzt wird. Ich zog inzwischen meine Hangematte vor, welche unter einem auf dem Hofe befindlichen Schauer von Palmblättern, befestigt ward, der nur von vier hohen Pfählen aufrecht erhalten wurde. Dieser Ort ist vielleicht der beste von allen Schlafplätzen, da keine Wände den freien Luftzug verhindern, und das Dach vor Regen und dem des Nachts fallenden Thau schützt. Da ein solcher Schauer bei den meisten Wohnungen der Indianer ist, so wählte ich ihn um so lieber

zur Schlafstube, weil man dort meistens weniger von den Musquitos geplagt wird, und auch keine Skorpione und Kellerwürmer zu fürchten hat, die bisweilen in den engen Häusern versteckt sind.

Um drei Uhr des nächstens Morgens, der ein Sonntag war, bestiegen wir wieder unsere Pferde, und setzten unseren Weg fort, der nun etwas bergan ging, bis wir um sieben Uhr eine Anhöhe erreicht hatten, von der eine schöne Aussicht rechts, über eine weite Ebene war, die eine große Indigoplantage, dem General Montilla gehörig, in sich begriff. Das Auge, nur gewöhnt an nahe liegendes Gehölz, ruhte mit Wohlgefallen auf dieser weiten Anpflanzung. Nun ging es wieder bergab nach einem großen Dorfe, Namens Aguada — Wasservorrath — das seinen Namen von einem benachbarten, weitläuftigen Sumpfe erhalten hatte, durch den wir, ganz bedeckt von dem hohen Schilfe, ritten. Die Hitze war hier ganz unerträglich: es schien als wären alle Sonnenstrahlen auf den schmalen Fußsteig concentrirt, wo nicht der geringste Luftzug sie mildern konnte. Das einförmige, unangenehme Geschrei einer unzähligen Menge von Sumpfvögeln verfolgte und peinigte das Ohr, und schien uns verspottend fragen zu wollen, was wir an diesem ihren heißen und feuchten Aufenthaltsorte zu thun hätten. Indessen war es ein Glück, daß wir nicht des Abends dies Moor passirten, denn dann wären wir von den Musquitos gewiß verzehrt worden. Da wir endlich nach dem auf der anderen Seite liegenden Walde gekommen waren, ruhten wir einige Stunden aus.

Nachmittags wurden wir unterwegs von etwas überfallen, das wir schon lange gefürchtet hatten, nämlich von

einem starken Regenguſſe, der, wie gewöhnlich, von Donner und Blitz begleitet, uns auf die Erde zu werfen drohte. Meine beiden indianiſchen Begleiter waren ſogleich entkleidet, und nachdem ſie ihre Kleider unter die trockene Haut geſteckt hatten, welche die Koffer ſchützte, ritten ſie nun ganz nackt, ausgenommen den hohen, breiten Strohhut, der, wie ein Regenſchirm den Kopf vor der niederſtürzenden Waſſermaſſe bewahrte. Ich fand nicht für gut ihrem Beiſpiele zu folgen, ſondern hüllte mich anſtatt deſſen in einen kurzen ledernen Mantel ein, der in treuer Vereinigung mit einem Regenſchirme, und einem mit breiten Rande verſehenen, aus Wurzeln geflochtenen Hute ausrichtete, was in ſeinem Vermögen ſtand, nämlich eine Zeitlang dem Regen zu widerſtehen. Aber es währte nicht lange, ſo fühlte ich, daß dieſe Vertheidigungswaffen nicht hinreichend waren, und da der Regen endlich aufhörte, und die Anderen ihre trockenen Kleider anzogen, waren meine durchnäßt, ſo daß ich ſie nothwendig mit anderen vertauſchen mußte.

In einem Augenblicke war der Weg ganz weich und verdorben, auch um ſo viel ſchwerer zu bereiſen, da er nun beſtändig bergan, nach der hohen, vorher genannten Bergkette führte, die, wie die meiſten Berge in Columbien, aus Schiefer, bedeckt mit einem fetten röthlichten Thone, beſteht. Der Pilot wußte nicht was er thun ſollte, ob umwenden, und dann morgen einen anderen längeren Weg einſchlagen, oder vorwärts reiten, um vor dem Anbruche der Nacht über die Berge zu kommen. Endlich faßten wir den Entſchluß, uns wo möglich auf dem angefangenen Wege, ſo übel er auch war, vorwärts zu arbeiten.

Mit vieler Zeit und Mühe, wobei wir sehr oft absitzen und im Schmutze ausgleitend, die Pferde vor uns her treiben mußten, glückte es uns endlich auf den Gipfel zu kommen. Allein hier fing erst das Uebel an; die Pferde, ermattet und müde durch das viele Klettern, waren nun bange die steilen Anhöhen auf dem nassen, schlüpfrigen Lehm hinunter zu steigen, wo sie die Füße nicht festsetzen konnten, sondern so lange bergab glitten, bis ein Stein oder eine Wurzel ihre Fahrt hinderte, und sie stehen und sich ausruhen konnten. Nachdem wir vergebens versucht hatten, sie vor uns her zu treiben, wollten wir versuchen, reitend hergab zu kommen. Dies schlug indessen nicht besser aus, denn nachdem das erste Pferd bange und unsicher etwas hinab geglitten war, kehrte es sich mit einem Male um, und eilte scheu zu seinen Kameraden im Galopp zurück. Diese Lage war wirklich sehr unangenehm, und schwer zu sagen, wie es abgelaufen seyn würde, wenn nicht zu unserem großen Glücke ein Neger denselben Weg mit einem kleinen, raschen Esel gekommen wäre, der ganz unbekümmert die steilen Anhöhen hinunter glitt; da sich unsere Pferde denn entweder schämten, oder artig genug waren, ihm zu folgen. Ueber alle Beschreibung ermüdet, und schmutzig bis über die Ohren, kamen wir spät in der Nacht in dem am Fuße des Berges liegenden großen und schönen Dorfe, Villa-Nueva, an, wo ein klarer Fluß und die unschätzbare Hangematte selbst den Gedanken an Schmutz und Strapazen bald verjagte.

Nicht eher als um sechs Uhr den andern Morgen verließen wir diesen Ruheplatz: die späte Ankunft daselbst, und die gestrige vier und zwanzig Meilen lange Reise, hatten ihr

Recht gefordert. Wir hatten nun die letzte Tagereise zu machen, die eben so lang war, denn wir hatten beschlossen heute nach dem vier und zwanzig Meilen entfernten Carthagena zu gelangen. Das Wetter war freilich gut, aber der Weg durch den Regen um so viel schlechter, da er heute meistens durch niedriges und dickes Gehölz ging. Diese Wege und im Allgemeinen die hiesigen Wege in dieser Jahreszeit schlecht zu nennen, wäre unrecht, denn das würde zu wenig sagen; sie aber dagegen keine Wege zu nennen, wäre vielleicht zu viel, da es hier kein andres Vereinigungsband zwischen den Oertern gibt, und man im Allgemeinen mit dem Worte Weg den Theil eines Landes bezeichnet, auf dem Menschen mit ihren Hausthieren gewöhnlich von einem Orte zum andern, reisen. In dieser Hinsicht, schwerlich aber in einer anderen sind es Wege; denn Eingeborne und Reisende müssen sie benutzen, ob sie gleich übrigens keine größere Leichtigkeit vorwärts zu kommen, darbieten, als beinahe jede grade Linie zu Lande, zwischen zwei Oertern, selbst in den weniger bewohnten Provinzen bei uns gäbe. Denn der wilde Zustand von unseren Wäldern, Bergen, Mooren, Strömen, Sandhalden u. s. w. würde den Reisenden doch kaum so sehr beschweren können, als die Wege in Columbien dem in der Regenzeit Reisenden hinderlich sind. Die Beschwerden der Reise haben sich hier seit langer Zeit auf die bloße Möglichkeit, vorwärts zu kommen, eingeschränkt, und es ist also der Mangel oder die Menge derselben, welche hier den guten oder schlechten Weg bestimmen.

Wir fingen heute mit einem Walde an, in dem Bäume, Büsche, Lianen, Schilf, Sumpf, Schmutz und Wasser ein-

ander treulich die Hände boten, um, wo möglich, die Durchreise zu hindern. Es ist unmöglich das Unangenehme und Widerliche eines solchen Weges zu beschreiben, und dies um so viel weniger, da er nicht einförmig, sondern im höchsten Grade abwechselnd ist; welches macht, daß man an nichts anderes denken kann, da die Aufmerksamkeit immer auf die umgebenden, beschwerlichen Gegenstände gerichtet seyn muß. Hier z. B. sitzt man in einem tiefen Torfmoor, in welches das Pferd so tief sinkt, daß der Reiter sitzend, mit den Füßen seiner schweren Arbeit zu Hülfe kommen könnte, wenn die Erde nicht eben so weich für die sechsbeinigte als die vierbeinigte im Schmutze watende Maschine wäre. Nachdem man sich eine Weile umgesehen, eine härtere Stelle zu finden, geht es langsam, Schritt für Schritt, weiter, wobei die Tritte in der mit Wasser vermischten Masse widerhallen, als wenn solche von einer Stampfmühle getroffen würde, bis man von einem begrabenen Steine oder Baumstamme, über welchen das Pferd strauchelt, aufgehalten wird. Während der Reiter mit Aufmerksamkeit zu entdecken sucht, ob es mehr dergleichen gibt, nimmt ihm vielleicht ein hervorragender Ast den Hut vom Kopfe. Abzusteigen, und die schmutzige Kopfbedeckung aufzunehmen, ist eben so schwer als unangenehm. Allein es ist nicht genug, daß man von oben und unten beschwert wird; dies geschieht auch von den Seiten, und oft ist es den Knien schwer, den Baumstämmen auszuweichen; das Pferd kommt dicht an ihnen vorbei, zur Vermeidung der tiefsten Stellen zwischen ihnen. Unterdessen hat man den Weg und die übrige Gesellschaft verloren. Um sie wiederzufinden, macht man Halt, und hört bald den be-

ständigen Ausruf des Piloten: „Cavallo!“ — „Arriba!“ — „Cara!“ *) Man erfährt also bald, wo sie sind; aber zu ihnen zu kommen, ist schwieriger. Nachdem man vergebens einen Weg gesucht hat, ist man vielleicht genöthigt, sich zwischen zwei Bäumen, durch die mit Lianen dicht verwebten Zweige und Büsche durchzuarbeiten. Dies geschieht mit einem kurzen, breiten Säbel, Machete genannt, der in der Hand der Indianer die Stelle von Messer, Axt und Vertheidigungswaffen vertritt. Hat man sich damit durchgearbeitet auf Kosten der Kleider und vielleicht der Haut, so findet man die Gesellschaft zuletzt beschäftigt dem zu Boden gefallenen, keichenden Troßpferde aufzuhelfen, von dessen Rücken die Koffer schon abgesattelt sind. Endlich ist es wieder auf den Beinen und Alles in Ordnung, man setzt die Reise auf einem etwas besseren Wege fort, bis ein neulich umgestürzter Baum mit seinem Stamme einen Verhau quer über ihn macht. Er ist zu hoch, um hinüberzuspringen, und zu niedrig, darunter durchzureiten, selbst wenn man wie ein Bereiter-Pajazzo hinüber klettern, und das Pferd kriechend durchpassiren lassen wollte. Es ist also nichts anderes zu thun, als sich einen zweiten Weg um ihn herum zu machen, und zu dem Ende eine neue Oeffnung zu hauen; eine Arbeit, die vielleicht weniger beschwerlich wird, wenn man dabei bedenkt, daß man für die Zukunft arbeitet, denn nie wird dieser Baum weggenommen, und nie hört er auf, den Weg zu beengen, bis der Zahn der Zeit ihn zerfägt hat; der Weg bleibt vielmehr künftig so, wie man ihn nun ge-

*) Pferd! — Vorwärts! — begleitet von ihrem gewöhnlichen Schwur.

bahnt hat. Diese Umwege, oder richtiger diese beständigen Schlangenlinien machen den langen Weg natürlicherweise noch länger, und tragen viel dazu bei, daß man hier die Entfernungen nie in Meilenzahl, sondern nur nach Tagereisen zählen kann.

Zuletzt kommt man in tiefe Hohlwege, die durch den losen Lehm führend, vermittelst des beständigen Watens so tief geworden sind, daß, wenn sie so, wie nun, mit Wasser angefüllt sind, sie mehr einem Festungsgraben gleichen, der dazu gemacht ist, die Communication zu hindern, als einer Landstraße, die sie befördern will. Durch diese kamen wir nach einem großen, breiten Strome, und wenn man anfangs längs demselben reiset, so glaubt man, daß es deßhalb geschieht, um nach einer über ihn geschlagenen Brücke zu kommen. Doch darin täuscht man sich, denn wenn man es am wenigsten vermuthet, biegt sich der Weg grade in ihn hinein, als wenn er dadurch zu verstehen geben wollte: Willst Du hinüber, so springe hinein. Da er so tief war, daß das Wasser in die auf dem Rücken der Pferde befindlichen Koffer stieg, so hatte dies wenigstens den Vortheil, daß er Pferd, Sattel und Reiter von dem Schmutze des schon zurückgelegten Weges reinigte.

Bald darauf kamen wir kurz vor Mittag in ein schönes Dorf, Nameys Santa Rosa, wo wir, geschützt gegen die brennende Sonnenhitze, etwas ausruheten. Nach einer kurzen Rast setzten wir den Weg fort, und bald war er, wenn nicht schlechter, wenigstens nicht besser, als der zurückgelegte. In so weit es ein Trost seyn kann, Andre in derselben Verdammniß wie uns selbst zu sehen, so hatten wir ihn jetzt, denn die Nähe von Carthagena machte, daß wir nun zuweilen

dem Einen oder Anderen vorbeireiseten oder begegneten. Die letzteren begleiteten oft ihren Gruß mit der überflüßigen Nachricht: „Camino muy travajoso, Señor!“ — sehr schlechter Weg, mein Herr! — und die ersteren versuchten immer durch Flüche und Schläge ihre armen mit Obst beladenen Esel zu ermuntern, nicht ganz den Muth an den tiefsten und beschwerlichsten Stellen zu verlieren. Außerdem gab es nichts, was die Gedanken zerstreute: der dicke, ununterbrochene Wald, der nicht die geringste Aussicht erlaubte, wurde zuletzt ganz ermattend für das Auge; vergebens suchte es nach einer Oeffnung darin, um auf einem entfernteren, angenehmeren Gegenstande zu ruhen. Sah man auch manchmal einen Vogel über den Kopf wegfliegen, so dauerte dies nur kurze Zeit, denn er verschwand bald hinter die hohen Bäume, und hinterließ nur den Wunsch, eben so leicht, wie er, über sie hinüber zu kommen.

Endlich, drei Meilen von Carthagena wird der Weg etwas höher und sandig, folglich auch einigermaaßen trocken. Kurz nachher ward er sogar schön, gebahnter und breiter: man sieht, daß man sich einer großen Stadt nähert. Endlich öffnet sich der Wald, und etwas weiter vorwärts verschwindet er ganz dem nun wieder freien Blicke. Der hohe Popa tritt hervor, und hinter ihm das Meer, auf welches die jetzt untergehende Sonne ihre rothen Strahlen warf, so wie auf San Lazaro, nebst den Kirchen und Wällen in dem niedriger liegenden Carthagena. Der Weg biegt sich nun, und geht längs dem niedrigen Ufer einer Art vom Meere gebildeten Landstrei, wo die Musquitos, gleich einer Deputation aus der Stadt, uns bewillkommneten.

Wenn man endlich einige kleine Dörfer und Landhäuser am Fuße des Papa passirt hat, gelangt man auf den breiten Weg zwischen ihm und der Stadt. Hier spazierten eine Menge Menschen, die dadurch deutlich bewiesen, daß sie heute keine solche Reise, wie wir, gemacht hatten, und wir waren froh auf unseren ermüdeten Pferden durch das Stadtthor und über die Straßen nach dem Wirthshause getragen zu werden, um da, nach dem Genuß eines Bades, in der Hangematte über die nun überstandene, eben so beschwerliche, als ermüdende Reise nachdenken zu können.

Bedenkt man nun, daß diese Landreise sechs Tage gedauert hatte, da sie zur See in einem abgemacht gewesen wäre, daß sie mehr als viermal so viel kostete, wie die letztere gekostet hätte, daß so viele Beschwerden und Strapazen mit ihr verbunden waren, die man am Bord eines Schiffes nicht einmal ahnet, worunter schon der einzige Artikel Musquitos hinreichend ist; — so frage ich, ob man Seemann zu seyn braucht, um nicht der Meinung zu seyn, daß es besser wäre, die im Anfange des Capitels citirte Maxime, wenigstens hier auf folgende Art zu verändern: Reise nicht über Land, so bald Du den Weg zur See machen kannst.

Capitel V.

Carthagena.

Mit ganz anderen Augen betrachtet man Carthagena bei der Zurückkunft nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in Santa Marta, als man es neulich, von Europa dort angelangt, thut. Die Vergleichungen, die man zwischen dem verlassenen und jetzigen Orte anstellt, sind beinahe eben so sehr zu seinem Vortheil im ersten Falle, als sie es zu seinem Nachtheile im letzteren sind. Man fängt nun sogar an zu glauben, daß seine Einwohner nicht so ganz unrecht haben, wenn sie behaupten, daß Carthagena „la Ciudad la mas viva y agradable en toda la Republica“ — die lebhafteste und angenehmste Stadt in der ganzen Republik ist. Hierzu tragen wohl am meisten, nicht nur die vielen hierselbst ansäßigen Europäer, sondern auch die Menge von Fremden bei, die sich längere oder kürzere Zeit hier aufhalten; da Carthagena als Columbiens vornehmster Communicationshafen mit Europa, Nordamerika und Westindien angesehen werden kann, durch den alle Neuigkeiten, Zeitungen, Reisende u. s. w. von und nach der Hauptstadt Bogotá gelangen sollen. Dies zugleich mit der ungewöhnlichen Gesundheit des Ortes an der Küste, macht Carthagena unläugbar zu der erträglichsten Seestadt Columbiens, oder richtiger, so angenehm, wie sie es mit ihrem brennenden Clima seyn kann.

Man hat sonst behauptet, mit oder ohne Grund, daß Carthagena ungesund seyn sollte. Dies ist indessen jetzt um

so viel weniger der Fall, da mehrere schwache Personen aus den vereinigten Staaten und von den westindischen Inseln dahin kommen, um ihrer Gesundheit zu pflegen. Es ist freilich wahr, daß sie es wohl hauptsächlich der Brustkrankheiten wegen thun, gegen die die hiesige laue Seeluft ein sicheres Heilmittel ist; allein dies muß doch die Gesundheit des Ortes beweisen, denn Niemand wird wohl, um die Brust zu heilen, nach einer Stelle reisen, wo er Gefahr läuft, durch das Fieber von allen Schwächen und allem Elende dieses Lebens völlig geheilt zu werden. Gewiß hat das gelbe Fieber hier geherrscht, aber es ist dann immer aus der Fremde hieher gebracht worden, wie, zum Beispiel, während meines hiesigen Aufenthalts eine im äußeren Hafen liegende englische Corvette ihren Chef, die Officiere, den Doctor und beinahe Dreiviertel ihrer Besatzung in einer Zeit von vierzehn Tagen verlor. Dies beweiset aber eher den Gegensatz, denn das Schiff hatte schon bei seinem Einlaufen in den Hafen die verwüstende Krankheit am Bord, und suchte nur den Hafen, um seiner Kranken zu pflegen. Es rettete auch dadurch einen Lieutenant und den Rest der Mannschaft, so daß es nach Jamaica zurückkehren konnte.

Die Reinlichkeit der Einwohner in Hinsicht der Gassen, Häuser und Höfe trägt indessen nicht zur Gesundheit des Ortes bei, denn die Columbier wetteifern mit ihren alten, braven Vorältern, den Spaniern, in Faulheit und Gleichgültigkeit gegen das Wegschaffen von Schmutz und Unreinlichkeit: und hätten sie nicht, dann und wann einen Platzregen und die beständig aufpassenden hungrigen Raubvögel, so wäre es schwer zu sagen, wie es ihnen in diesem Falle gehen würde. Der erstere gleicht in dieser Rücksicht dem von Herkules in

Augias Stall geleiteten Strome, denn er nimmt allen auf den Straßen liegenden Schmutz und alles Kehricht weg; und die letzteren verschlucken sowohl alles Animalische als Vegetabilische, das sonst auf den Gassen und Höfen verfaulen würde. Diese Raubvögel — Galinazos — haben einige Aehnlichkeit mit einem kleinen schwarzen Puter, sind aber übrigens das häßlichste Federvieh von der Welt. Wenn man sieht, wie diese mit ihren großen, hängenden, schmutzigschwarzen Flügeln ihre hinkenden Sprünge machen auf den langen, dicken, graublauen Füßen, und sich dabei, zum Beispiel, den schönen, schwarzgelben, glänzenden Turpian mit seiner feinen, netten Figur vorstellt, so sieht es so aus, als wenn Südamerika's Natur an diesen beiden Vögeln zeigen wollte, daß sie eben so reich und stark darin ist, das Schöne, wie das Häßliche hervorzubringen.

Die frischeste Luft in Carthagena ist unstreitig auf den hohen Wällen, die Abends und Morgens, durch ihre hohe Lage mehr Kühlung geben, als die niedrig liegenden Gassen, wo der Wind nicht so frei wie hier streichen kann. Aufgeführt von einer Art grober, mit Corallen vermischter, weißgrauer Steinart, umgeben sie die Stadt ganz und gar, und wenn man sie mitten am Tage passirt, wo es keinen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen gibt, so scheint es unbegreiflich, wie man in diesem Clima ein so weitläuftiges, kolossales Werk hat errichten können. Die meisten Bastionen sind mit Schießscharten, so wie die Linien mit Casematten, hombenfesten Pulvermagazinen und Wohnungen für die Soldaten versehen, wie auch mit ungeheuern Cisternen, zum Auffangen des Regenwassers. Die starken Befestigungswerke sind bei weitem nicht im brauchbaren Zustande, da die mei-

sten Kanonen ohne Laffeten und verrostet liegen. Allein Posten auf den Wällen sieht man, und in jeder Bastion ist ein Wachthaus, von wo man des Abends angerufen und oft am Vorbeigehen verhindert wird. Da sie sich noch jetzt im Kriegszustande ansehen, wird man beständig, selbst auf den Straßen, nachdem es dunkel geworden ist, durch das „Quien vive?“ der Posten angehalten, welches zu beantworten um so viel besser ist, da nicht vor langer Zeit ein Engländer von einer Schildwache in Quito erschossen wurde, weil er dies unterließ.

Eine friedlichere Promenade gewährt dann die genannte niedrige Ebene zwischen der Stadt und Vorstadt. Hier sieht man des Abends eine Menge Mannspersonen, meistens Ausländer, hin und her gehen, und die freiere, kühlere Luft genießen. Diese Ebene ist auch der Platz für ihre Feuerwerke, die den Columbiern ein beinahe kindisches Vergnügen machen, so daß sie sie beinahe mitten am Tage, eben so wie bei ihren Carnevals, Processionen u. s. w. anstellen, wobei sie indessen, gar klug, am meisten auf das unaufhörliche Knallen und Zischen sehen. Besonders war eins, das hier den dritten October, Abends, zur Ehre des heiligen Franciscus angestellt wurde, welcher hier eine Kirche hat. Es fing mit einer Menge brennender Theertonnen an, wurde mit Raquetten, Schwärmern und Knallern fortgesetzt, und schloß mit einem Kunstfeuer, welches einen außerordentlich großen Vogel vorstellte, an dem nach und nach Flügel, Schwanz, Füße, Kopf und Körper unter unzähligem Geknalle erschienen und verschwanden, bis endlich nur das in blauer Flamme treu brennende Herz in der Verwüstung allein übrig war, aber auch endlich unbarmherzig aufgeopfert werden mußte,

indem es mit einem schrecklichen Knalle brach, und die ganze Herrlichkeit beendigte. Da die Nacht dunkel war, sah dies Schauspiel nicht so übel aus, besonders da die Natur auch ein Feuerwerk geben wollte, und mit entferntem aber starken Blitz und Knall die Wirkung bedeutend verstärkte. Wenn der erstere durch die Wolken leuchtete, konnte man die versammelte, bunte Menge sehen, die hernach eben so schnell verschwand, und in der darauf folgenden Dunkelheit konnte man ihre Gegenwart an nichts anderem, als dem Feuer ihrer brennenden Cigarren merken, die nun, wie die Laterne auf einem Schiffe zum Zeichen, einander auszuweichen, diente.

Nach Sonnenaufgang ist indessen diese Ebene am lebhaftesten, da auf derselben Lebensmittel und verschiedene andere Sachen verkauft werden. Sie zeigt dann, mit wenig Unterschied dieselben Waaren, wie der Markt in Santa Marta, allein mit der Ausnahme, daß man hier nicht das Ekel erregende Fleisch und Speck sieht, welches, obgleich eben so übel geschlachtet, in einem ordentlichen Schlachterhause verkauft wird. Hier gibt es mehrere und bessere Fischarten und eine große Menge Seeschildkröten, die, über drei Fuß lang und mehr als die Hälfte so breit, auf dem Rücken liegen, gegen die Sonne anblasen, und vergeblich mit ihren vier Floßen arbeiten. Diese werden in Menge gleich an der Küste, aber besonders zwischen Punta-Canoa und dem seichten Wasser von Salmadina gefangen, und geben für guten Kauf, eine eben so wohlschmeckende, als gesunde Nahrung.

Der größte Theil der Waaren, welche hier verkauft werden, wird von den Botes und Bongos hierher gebracht, die die ganze innere Seite des Hafens besetzen. Die meisten derselben kommen vom Flusse Zinu und der dortigen Gegend,

südlich von Carthagena. Einige von den ersteren sind groß und mit einem Verdeck, mit zwei Masten versehen, und gehen längs der Küste bis in den darischen Meerbusen; den Fluß Atrato, in der Provinz Choco hinauf. So schlecht sie auch, mit Ausnahme einiger Schoner, sind, so sind sie doch die einzigen Fahrzeuge, die bei der Küstenfahrt angewandt werden können. Diese letztgenannten werden meistens in Maracaibo gebauet, und da sie ungewöhnlich scharf und niedrig, auch einfach getakelt sind, so erfüllen sie vollkommen ihre Bestimmung, und können sich, gegen den Passatwind an, zwischen den Inseln und der Küste hindurchkreuzen. Es bedarf auch solcher schnellsegelnden Fahrzeuge, um während der Zeit des stärkeren Passatwindes gegen Strom und Wind sich aufarbeiten zu können, zum Beispiel von Puerto-Bello nach Cumaná. Eins unserer gewöhnlichen schwedischen Lastschiffe thut es nicht, welches auch mit einem derselben der Fall war, welches fruchtlos drei Wochen zwischen der Küste und den westindischen Inseln gekreuzt hatte, und dann wieder mit zerrissenen Segeln nach Carthagena zurückkam, wo es einen Lotsen an Bord nahm, der längs der Küste kreuzte, wo der Strom nicht so stark ist, und es möglich machte, sich in Monaten nach la Guayra hinzuarbeiten.

Carthagenas Handel ist, verglichen mit dem der übrigen Städte in der Republik, lebhaft, und seine Seefahrt hat keinen Nebenbuhler an irgend einem anderen Hafen Columbiens. Unter meinem Aufenthalte hieselbst verging selten eine Woche, in der nicht, überhaupt genommen, jede Woche zwei Fahrzeuge kamen oder gingen. Dies klingt freilich nicht, als wenn es viel wäre, wenn man die Schiffslisten von anderen großen Städten betrachtet; aber für Südamerika, oder rich-

tiger für Columbien, ist es nicht so wenig, besonders wenn man bedenkt, seit wie kurzer Zeit es von den Spaniern befreit worden ist, diesen größten Feinden aller Seefahrt und alles Verkehrs mit jedem anderen als dem Mutterlande. Hier läuft nun jeden Monat ein englisches Paquetschiff, das, ausgeschickt von Falmouth, auf der Hin- und Herreise in Jamaica anläuft; so wie beständig gehende Fahrzeuge — Traders — zwischen hier und New-York. Die meisten hier anlangenden Schiffe sind aus England, den vereinigten Staaten und Frankreich. Die englischen sind gewöhnlich mit Linnen- und Baumwollenwaaren, oder was die Engländer Drygoods nennen, beladen; auch mit anderen Manufacturwaaren; die nordamerikanischen mit Kleidungsstücken, als Hüte, Schuhe u. s. w. auch mit gesalzenem Fleische, Speck, Weitzenmehl, Kartoffeln und Butter, und die französischen bringen dieselben Waaren hieher, die sie in geringerer Menge nach Santa Marta führen. — Der größere Theil dieser Kaufmannswaaren passirt nur das hiesige Zollhaus, um hernach entweder auf den genannten Bongos nach einem Dorfe südlich von Carthagena, Namens Mahates, eingeschifft zu werden, worauf sie auf Eseln nach Barranca abgehen, oder auch directe den Landweg auf Eseln nach dem letztgenannten Orte, wo sie auf dem Magdalenaflusse für Bogotá und das Innere des Landes eingeschifft werden. Damit sie auf dem so ungleichen und schlechten Wege nicht beschädigt werden, ist es nöthig, daß alle diese Waaren mit vieler Sorgfalt eingepackt werden. Sie sind dann in sogenannte Xercios, viereckigte Ballen, vertheilt, von denen keiner das Gewicht von 125 Pfund übertragen darf. Hierin liegen dann die Waaren, fest zusammengelegt, mit einem wollenen Filze umgeben, in einer höl-

zernen Lade, die zuerst mit Wachstuch und dann mit grober Leinwand überzogen wird, worauf man Name, Nummer, Zeichen u. s. w. setzt. Auf den feineren französischen Waaren ist außerdem eine verzinnte Bekleidung von Eisen zwischen der Waare und der hölzernen Lade. Dies vielfältige Verpacken ist nicht überflüßig, sondern sogar nothwendig, nicht nur für die Reise, sondern auch zum Theil für die Magazine, besonders wenn sie dort eine längere Zeit bleiben sollen. In diesen Waarenlägern sind auch lange von der Erde erhöhte Böcke eingerichtet, auf welche alle Waaren gelegt werden, da sie weder den Fußboden noch die Wände berühren dürfen, weil sie widrigen Falls bald von Würmern und Insekten verdorben werden würden. Auch solche, die den Tag über verkauft werden, muß man nothwendig auf einen Filz legen und auch damit bedecken.

Die hiesigen Kaufleute bestehen aus Creolen, von denen hier einige reiche Häuser sind, sowie aus Engländern und Nordamerikanern, nebst einigen Franzosen. Ein Theil derselben hat Compagnons in Bogotá und Agenten in Mompox, und machen im Allgemeinen gute Geschäfte. Der Gang dieser Geschäfte ist auch sehr einfach. Er beschränkt sich gewöhnlich darauf, entweder aus Europa und den vereinigten Staaten Waaren zu verschreiben, oder auch nach Jamaica zu reisen, um sie selbst aufzukaufen: sie hier zu löschen, den Zoll passiren zu lassen, den größten Theil sogleich nach Mompox und Bogotá abzusenden, und einen kleineren Theil zum Verkaufe in Carthagena zu behalten. Eine Menge kleinerer Kaufleute sowohl in der Stadt, als aus den benachbarten Dörfern, kommen und kaufen dann in geringeren Parteien, um sie hernach im Kleinen abzusetzen.

Selten brauchen sie sich viel um die Rückladung für die nach Hause gehenden Schiffe zu bekümmern, denn mit weniger Ausnahme gehen sie meistens mit Ballast von hier ab, oder mit einer unbedeutend leichten Ladung der bei Santa Marta angeführten Exportartikel, welche sie dann gewöhnlich in dem, funfzig Meilen von hier gelegenen, Hafen Sabanilla einnehmen, wohin der Transport, den Magdalenafluß hinunter, leichter ist. Gewöhnlich ist es das englische Paquetschiff und die auf der Station von Jamaica kreuzenden englischen Kriegsfahrzeuge, welche den hauptsächlichsten Exportartikel, Onzas und Pesos — Dublonen und Piaster — einnehmen. Selten geht das erstere ohne einige kleine Laden dieser gangbaren Waare ab, und mit Begierde ergreifen die hiesigen Kaufleute die Gelegenheit, mit einem der sicheren Kriegsschiffe ihre Remissen nach Jamaica, New-York und England zu senden. Zuweilen kommt und geht mit denselben Fahrzeugen Geld ab, welches bei der Ankunft des Paquetschiffes hieselbst mit einem Theile der in England gemachten Anleihe der Fall war, da eine große Anzahl kleiner Fässer mit Geld nur einen kurzen Besuch in la Tesoreria — der Schatzkammer — machte, und hernach wieder an Bord nach Europa ging; gleich als wenn diese stolzen Eingebornen nicht in ihrem Vaterlande bleiben wollten, wo sie auch nicht so angesehen waren, als in den Ländern, woselbst sie sich eine Zeitlang aufgehalten hatten. Die Ursache davon war die, daß die Regierung einen Theil dieser Gelder den hiesigen Kaufleuten schuldig war, welche sie mit der nämlichen Gelegenheit ihren Gläubigern in Europa überschickten.

Es lag hier im Hafen seit Ende des Septembers der größte Theil der columbischen Flotte, welche unter einem

Admiral, oder wie man sie hier nennt, General Clementi sich zu einer Expedition nach Cuba fertig machte. Da Carthagena der vornehmste Hafen für ihre Kriegsschiffe ist, so wäre hier vielleicht der rechte Ort, von ihren Fahrzeugen zu reden, und dies um so mehr, da sie, zwei später hinzugekommene Fregatten ausgenommen, ihre ganze Stärke in der caraibischen See ausmachen. Diese Fahrzeuge bestanden aus einer kleinen Fregatte, drei Corvetten, zwei Briggen und einigen Schonern. Die Fregatte, Namens Venezuela, ist nichts anderes als eine mit acht und zwanzig Kanonen versehene alte französische Gabare. Kurz und hoch, mit altmodischer Takelage, sieht sie eben so höchlich aus, als sie schlecht segelt, und würde mit Recht von den meisten Seeleuten ein Seegespenst genannt werden. Sie war neulich von einer Reise nach New-York zurückgekommen, der einzigen, die sie in langer Zeit gemacht hat, und wahrscheinlich macht sie auch nicht viele mehr. Die größte Corvette dagegen, la Ceres, von vier und zwanzig Kanonen, ist eben so schön, als sie gut segelt. In den vereinigten Staaten für Rechnung der Spanier gebaut, wurde sie gleich von zwei columbischen, kleineren Fahrzeugen genommen, und ist nun das beste Schiff in ihrer Flotte. Die beiden anderen Corvetten, Boyacá und Urica, sind alt, von den Engländern umgetakelte und so verkaufte Briggen von achtzehn Kanonen, die schon lange ihre besten Tage erlebt haben. Die beiden Briggen sind schön aber klein, von zehn bis zwölf Kanonen, und wie andere in Westindien gebaute Fahrzeuge im höchsten Grade schnelle Segler. Einer der Schoner ist vorher beschrieben, und alle andere wetteifern mit ihm, sowohl im Aussehen als im guten Segeln.

Mit wenigen Ausnahmen werden alle diese Fahrzeuge eben so schlecht angeführt, als sie bemannt sind, und nachdem sie einige Monate im Hafen von Carthagena gelegen, und zum nicht geringen Vergnügen für die Fahrzeuge anderer Nationen exercirt hatten, wurde endlich aus der ganzen Expedition nichts, was auch vielleicht am besten war. Denn obgleich sie sich nur mit Spaniern geschlagen hätten, deren bei Cuba befindliche Seemacht gewiß schlecht ist, so war sie es, mit der columbischen verglichen, nicht; und in jedem Falle kann man wohl von diesen beiden Mächten, sowohl zur See als zu Lande, richtiger sagen, daß die schwache verlor, als daß die starke gewann.

Die erste Ausrüstung einer Flotte unter der Flagge der Republik geschah bereits im Anfange der Revolution von einem reichen Privatmanne, Namens Brion, der auf der holländischen Insel Curaçao ein großes Vermögen gesammelt hatte, wovon er Bolivar einen bedeutenden Theil anbot, nebst einer kleinen Escader, unter der Bedingung, darüber Admiral zu werden, welches auch zugestanden ward. Diese kleine Flotte bestand damals aus einigen Briggen und Schoonern, meistens mit zusammengerafften Fremdlingen bemannt, kam aber bald aus Mangel an Mannschaft in Verfall, die nicht länger fahren wollte, weil die schlechten Finanzen der Republik oft die Ausbezahlung der Ablöhnung verhinderten. Nachdem die Anleihe in England die letzteren verbessert hatte, wurden vier der eben genannten Corvetten gekauft, die zugleich mit einigen kleineren Fahrzeugen zu einer Escader, unter einem Commodor Daniels aus den vereinigten Staaten, gebildet wurden, die mit wahrem Heldenmuthe der weit überlegenen spanischen Escader vor Maracaibo die Spitze bot.

In dem hier entstandenen Treffen wurden die Columbier indessen geschlagen, und verloren zwei ihrer Corvetten, so daß nur die beiden oben genannten übrig blieben. Dieser Verlust wurde in der Folge ersetzt durch die Aufbringung der spanischen Corvette la Ceres, bei der Insel Cuba, vom Coronel Belluche, und dies war auch die einzige von der columbischen Flotte gemachte Trophäe.

Eine bessere und für die Spanier gefährlichere Rolle haben ihre Kaper, oder öfters Seeräuber unter columbischer Flagge, gespielt. Sie haben seit dem Anfange der Revolution auf eine schreckliche Weise die spanische, so wie auch zuweilen die Seefahrt anderer Nationen in Westindien beunruhigt. Ausgerüstet in allen möglichen Häfen des festen Landes und der Inseln, sogar selbst in dem spanischen Cuba, war es für die columbische Regierung nicht möglich, der Entwerthung ihrer Flagge zuvorzukommen. Sie verfuhr inzwischen strenge gegen diese Seeräuber, so bald einer von ihnen ertappt wurde; und es war also nicht ihre Schuld, daß diese wahren Corsaren oft andre als spanische Schiffe aufbrachten.

Am meisten zeichnete sich während dieser Zeit unter ihnen allen ein Franzose, Namens Aury, aus, der gleich einem Anführer der Flibustier um sich eine kleine Flotte von acht bis zehn Briggen und Schonern versammelte, und seine Station nach der im darischen Meerbusen liegenden Insel Alt-Providence verlegte. Diese Insel ward ganz in Besitz genommen, und hier wurden Magazine, Werfte und dergleichen angelegt. Für die Flotte und Insel ward eine eigene militärische Gerichtsbarkeit eingerichtet, in der Aury selbst als Dictator den Vorsitz führte. Von diesem Neste aus wurden beständig Kreuzzüge, besonders wider Cuba und Porto-

Rico unternommen, in deren Häfen man landete, und auch auf der Landenge von Panama und der mexikanischen Küste. Natürlich waren alle angetroffene spanische Handelsschiffe gute Prisen, allein da zuletzt auch die Schiffe anderer Nationen nach seinen Kapergesetzen für Prisen erklärt wurden, so trat bald in dieser Sache ein anderer Richter auf. Der englische befehlhabende Admiral auf der Station von Jamaica hatte nämlich von diesem unabhängigen Verfahren Nachricht erhalten, und war grade im Begriffe (besser als bei Algier?) die Herren gebührend zu züchtigen, und ihnen auf einmal Lust und Mittel zu benehmen, Freibeuter zu spielen, als der Chef Aury, glücklich für seine Ehre, sich durch einen Fall zerquetschte und starb. Sein Flagg-Adjutant, ein anderer eben so verwegener Franzose, Namens Joli, der nach ihm den Befehl übernahm, fand darauf für gut, sein System zu ändern, und trug sich selbst und seine Fahrzeuge dem Dienste der columbischen Republik an, was auch mit Begierde angenommen wurde, und jetzt ist dieser ehemalige Kaper-Capitain Coronel ihrer Flotte und Stationschef bei Maracaibo.

Die columbische Seemacht ist indessen nie von einigem Werthe gewesen, und kann es wahrscheinlich in langer Zeit nicht werden, so lange nicht bloß Schiffe und Geld eine Flotte schaffen; denn den vornehmsten Bestandtheil, gute Seeleute, haben sie ganz und gar nicht, und werden sie so lange nicht haben, bis sie durch eine steigende Industrie und Handel, wenn nicht eine erweitertere Handelsschiffahrt, doch wenigstens eine bessere Küstenfahrt und Fischereien erhalten, ohne welches kein Land jemals eine Kriegsflotte haben kann, oder haben muß. Es ist eine wahre Thorheit, daß sie eine

Seemacht vorstellen wollen, da sie noch aus anderen Ländern Schiffe mit ihrem ganzen Inventarium kaufen müssen, die sie nicht einmal takeln und ohne die Hülfe des Seevolks fremder Nationen in ihren Häfen bewegen können, da sie sie überdies nicht anders, als mit aus dem Auslande kommenden Lebensbedürfnissen verproviantiren können, weil der Matrose auf der See kräftigere Nahrung nöthig hat, als der im Walde marschirende Indianer, welcher sich auf seinen Feldzügen mit Platanen und Mais begnügt. Hierbei setzt man voraus, daß sie, wenigstens zur Abtöhnung der Matrosen, Geld genug haben; die im Allgemeinen weit entfernt sparsam zu seyn, doch hierin ziemlich genau sind. Dies war aber selten der Fall, und die Folge davon ist, daß ihre theuer gekauften Fahrzeuge im Hafen liegen und verfaulen, aus Mangel an Volk, das nach ihnen sieht. Dies verhielt sich auch so mit zwei der schönsten Fregatten von sechzig Kanonen, die sie hernach von New-York gekauft haben, und die bei meiner Abreise in Carthagena mit kaum so viel Besatzung lagen, als zum täglichen Reinhalten nöthig ist, und welche zum wahren Schaden für so außerordentlich schöne Schiffe, wahrscheinlich dazu verurtheilt sind, hier so lange zu liegen, bis sie verfaulen.

Den vier und zwanzigsten October hatte man von Carthagenas Wällen einen eben so ungewöhnlichen, als in sich selbst sonderbaren Anblick — eine schwere Orlogs-Fregatte mit schwedischer Handelsflagge, und zwei Tage darauf ankerte die ehemalige schwedische Fregatte Chapman im Hafen. Ich habe nicht die Absicht mich weiter bei diesem Fahrzeuge, noch bei dem, einen Monat später angekommenen, Linienschiffe, die Tapferkeit, aufzuhalten, auch nicht bei ihrer,

im Allgemeinen eben so sonderbaren als mißglückten, Expedition. Nur in so weit mögen sie genannt werden, als ihre Ankunft einige Gemeinschaft mit gegenwärtigen Bemerkungen über die Flotte dieses Landes hat.

Diese Fahrzeuge sollten wahrscheinlich einen bedeutenderen Theil von der nach Cuba bestimmten Escader ausmachen, eben so wie eine, unterdessen ankommende, englische Corvette, the Protector, die gleich ihnen, vollkommen bemannt und ausgerüstet, dasselbe Schicksal theilte, und nach einem längeren Aufenthalte hieselbst, wieder zurückkehrte. Sie waren wenigstens lange erwartet, und hernach eine gute Entschuldigung für das Stilliegen der übrigen kleineren Schiffe. Ihre Anwesenheit verursachte indessen ein vorher unbekanntes Leben im Hafen, und sie gaben durch ihr Beispiel gewiß den columbischen Seesoldaten einen besseren Takt; auch hörte ich ihre Officiere hernach oft die Ordnung und gute Haltung der schwedischen Schiffe rühmen. Selbst die hiesigen beiden Admiräle, Clementi und Padilla, priesen sehr los Navios Suecos — die schwedischen Schiffe — was gleichwohl nicht so viel bedeutete, da diese beiden Herren nicht so ganz competent seyn dürften, ein schweres Kriegsschiff zu beurtheilen. Der erstere, jetzt Chef der Escader, war unstreitig ein sehr artiger und höflicher Mann, dessen feine Sitten wenigstens nicht durch das grobe Seemannsleben verdorben waren, da er niemals Dienste auf einem Fahrzeuge gethan hatte, nachdem er als Alfarez — Fähnrich — am Bord der spanischen Flotte gefahren war. Er ward hernach Minister des Seewesens, und ich traf diesen freundlichen, artigen Mann wieder auf dem Wege nach Bogotá, wo er sein neues Amt antreten sollte. Der andre, General Padilla, ist dagegen ein

grober Mulatte, der sich freilich der großen Dankbarkeit seiner Landsleute, wegen seiner Siege über die spanische Küstenflotte unter Morales, auf dem Landsee bei Maracaibo, würdig gemacht hat, und der vielleicht Niemand darin nachsteht, eine Kanonenschaluppe zu kommandiren; allein übrigens für das, was er jetzt ist, Admiral und Stations-Chef bei Carthagena, weniger passend zu seyn scheint, da er seine ganze Erziehung zum Seeofficier, als Boatswain — erster Bootsmann — am Bord einer englischen Fregatte erhalten hat, von welcher Stufe er hernach in Columbien durch seine persönliche Tapferkeit und Unerschrockenheit, die kleineren Fahrzeuge der Spanier zu entern, avancirt ist. Er hat indessen eine große Meinung von sich selbst, und wollte zeigen, daß er seine Sache verstand, da er einmal einen Besuch auf der Fregatte Chapman machte, und bei seiner Ankunft auf dem Verdecke, sich wahrscheinlich seines letzten Postens auf einem solchen Schiffe erinnernd, zu seinem Gefolge bei der Betrachtung der Takelage austief: „Aqui entiendo todo, desde el punto hasta la puente!“ — hier verstehe ich mich auf Alles, von oben an bis aufs Verdeck. Da er im höchsten Grade populär ist unter der geringeren Klasse, die mit ihm einerlei Farbe hat, so war er zugleich zu einem der Senatoren für Carthagena erwählt worden; auch traf ich diesen größten Admiral Columbiens auf seiner Reise von Carthagena nach Bogotá.

Es war hier nun eine längere Zeit viel von der bevorstehenden Wahl zum Präsidenten, oder richtiger zum Vice-Präsidenten gesprochen und geschrieben, denn Bolivar ward einstimmig zu dem erstern wieder erwählt. Endlich wurde diese Wahl vorgenommen, und Santander ausgenommen,

der auch wieder gewählt ward, stimmte man hier auch für den damaligen Intendenten in Carthagena, Amador, so wie für die Generale Montilla und Padilla. Hiesige Zeitungen hatten auch eine lange Zeit vorher, jede auf ihre Art versucht, die Stimmung auf diese Wahl zu leiten; und gewiß war es nicht ihre Schuld, daß der vorige Vice-Präsident wieder erwählt ward, denn sie behandelten ihn recht übel, und ihre Zeugnisse über seine vorige Verwaltung waren nicht die besten. Unter ihnen befand sich auch das hier von einem jungen Creolen aus Caraccas herausgegebene Zeitungsblatt Gazeta de Carthagena — Carthagenas Zeitung — das sich immer wegen seines Liberalismus auszeichnete, und im Allgemeinen, mit Ausnahme dieses oder jenes heftigeren Aufsatzes, auf eine kluge Weise, so viel es vermag, zur Aufklärung und zum Wohl der wachsenden Republik mitzuwirken sucht. Da die Druckfreiheit beinahe ganz uneingeschränkt erlaubt ist, so hat man hier auch eine Menge anderer, kleinerer Zeitungsblätter, Pamphlette, Flugschriften, von denen einige so laut schreien, als wollten sie sich dadurch wegen des strengen Stillschweigens unter den Spaniern entschädigen, und die oft, nach Art der Musquitos, ohne Ordnung eine Zeitlang umher summsen, stechen und sogleich verschwinden, um entweder ganz auszusterben, oder auch nach Verlauf einiger Zeit mit größerer Keckheit zum Empfange des Todesschlages zurückkommen. Sie nehmen auch sonderbare, wenn gleich nicht so unpassende Namen an, wie el Grillo — die Grille; la Zorra — der Fuchs; el Toro — der Stier; el Murcielago — die Fledermaus, u. s. w.

Den zehnten October ward die Befreiung Carthagenas von den Spaniern gefeiert, derselbe Tag, da im Jahre 1821

sich diese starke Festung dem General Montilla ergab, der bei dieser Belagerung bedeutend vom Grafen Adlercreutz unterstützt ward, der hier nun Coronel ist, und bei jener Gelegenheit die Belagerungs-Artillerie kommandirte. Wie gewöhnlich bei ähnlichen Vorfällen, war jetzt den ganzen Tag Fiesta grande, mit Paradiren der Truppen, Glockengeläute, Musik, Feuerwerk und anderen Dingen, die die Augen und Ohren des kindischen Haufens ergötzen konnten. Abends war ein großer Ball vor der Stadt in einem der größeren Landhäuser am Fuße des Popa, außerhalb dessen auch die niedrigere Volksklasse Unterhaltung hatte, und sowohl Vornehmere als Geringere überließen sich hier ihren beiden Nationalvergnügungen, dem Tanz und dem Spiel. Es war interessant zu sehen, wie die Vermögenden inwendig in einem abgesonderten Zimmer ihr Juego de commercio — Jeu de commerce — spielten; ein dem Pharao fast ganz gleiches Spiel, bei dem sie sehr oft ganze Haufen von Dublonen auf eine einzige Karte setzen. Dieses Hazardspiel, nebst zwei anderen ähnlichen, Monte — Berg — eine Art Tipp, und Treinta y uno — Ein und dreißig — ein zweites Vingt-un, werden alle mit spanischen Karten gespielt und machen ihre Lieblingsspiele aus. Sie scheinen beinahe von der Natur zu Spielern bestimmt zu seyn, denn obgleich zuweilen gegen 200 Piaster auf einer Karte stehen, so verlieren sie doch nie ihre Fassung, und werden selten heftiger als gewöhnlich, das heißt, sie schreien, fluchen und lärmen beständig, ohne böse zu werden. Man behauptete indessen, daß die hohen Spiele nun bedeutend abgenommen hätten, weil früher die hohen Spieler nicht gerne anders, als begleitet von einem Sklaven mit Beuteln voll Dublonen sich beim

Spieltische einfinden konnten. — Dasselbe Schauspiel gaben die für Neger und Indianer außerhalb des Hauses aufgeschlagenen Spieltische, freilich aber in geringerem Verhältnisse, da es hier nur auf halbe Realen ankam, wobei die Scheidemünze aus Cigarren bestand, von denen gewöhnlich sechs, sowohl im Handel als beim Spieltische, auf einen Quartillo — den vierten Theil eines Reals — oder ungefähr vier Schillinge Banko, gehen und gelten. Sie wechseln bei den geringeren Hazardspielen mit einer Art Lotterie ab, die auf hölzernen Scheiben gespielt wird, worauf kleine Figuren gemalt sind, die sie mit Maiskörnern besetzen, auch mit einer Art Fortunaspiel, genannt Mas Diez — mehrere Zehner. Sie belustigen sich hierbei eben so gut, vielleicht besser als die anderen hohen Spieler, und sitzen oft, vorzüglich in der Carnevalszeit, bis Mitternacht, und spielen und rauchen an den auf die Gasse gesetzten Tischen, die von einem dünnen Talglichte erhellt werden, das durch eine feine papierne Düte gegen den schwachen Wind geschützt wird.

Solche Lustbarkeiten werden oft in den am Popa befindlichen Landhäusern angestellt, die insgemein kühlere Nächte, als die enge Stadt, haben. Viele der vermögenderen Einwohner besitzen auch solche, auf die sie zwischen vier und fünf Uhr Abends ihre Zuflucht nehmen, um da Mittag zu essen, worauf sie, ihre Cigarre rauchend, sich in den, unter dem Säulengange befestigten, Hangematten hin und her schwingen, und die kühle Abendluft genießen, bis sie el Sereno — den Nachtthau — vor dem sie sehr bange sind, ins Haus treibt, wo sie die Nacht zubringen, entweder in einem leichten Feldbette oder in der Hangematte. Vor sechs Uhr Morgens sind sie immer aufgestanden, baden sich dann sehr oft,

und trinken darauf ihre Chocolade. Dann besorgen sie ihre leichte Toilette, und zwischen acht und neun Uhr wird Frühstück gegessen, das gewöhnlich aus Eiern, gebratenen Platanen, gehacktem, in Schweineschmalz gebratenen Fleische, Käse und Chocolade besteht, worauf immer eine große Tasse kaltes Wasser getrunken wird. Alsdann reitet oder fährt man nach der Stadt, besorgt seine Geschäfte als Beamter, oder als Kaufmann, die gewöhnlich nicht eiliger sind, als daß man sich zuweilen in der anziehenden Hangematte ein wenig hin und her schwingen kann. Um vier Uhr ist diese Arbeit beendigt, und dann kann man nach der Last und Mühe des Tages ausruhen und so Mittag essen. Dieses fängt immer an mit la Sopa — Suppe — welche eine stark gewürzte, mit Macaronen und italiänischen Nudeln (vermicelles) schlecht gekochte Fleischsuppe ist. Darauf kommt das spanische Lieblingsgericht, das wahrscheinlich überall gegessen wird, wo man Spanisch spricht, la Olla. Dies Gericht, nach den verschiedenen Fleischarten und Vegetabilien des Landes verschieden, ist sehr zusammengesetzt, für den Profanen in der Kunst schwer zu beschreiben, und müßte von einem Sachverständigen abgehandelt, einen sehr interessanten Abschnitt, sogar im Kochbuche der klassischen Mamsell Marg, ausmachen. Es enthält indessen immer einige Hauptbestandtheile, woran man es erkennt; diese sind Ochsenfleisch und Platanen, zusammen gekocht, das hernach mit Schweinefleisch, Schaffleisch, Speck, Yams, Yuca, Reiß u. s. w. versetzt und vermehrt wird, darauf wird es mit Pfeffer, Zwiebeln und anderem Gewürz vermischt, zusammen gekocht, oder, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, in seiner eigenen Sauce geschmort. Dann folgen oft gebratene Küchlein und Tauben, unschmackhaft und

trocken, was auch durch die braungebratene Mantecan, worin sie schwimmen, mehr befördert als verhindert wird. Das Dessert besteht in einigen Häusern aus Obst, wie Melonen und Mangos, nebst Catalognerwein und Käse, worauf Kaffe getrunken wird. In den meisten Häusern besteht es aus süßen Sachen, gemacht von Honig und einer Art grobem Syrup, Pamela genannt, der mit Käse gegessen wird, worauf eine Tasse Chocolade mit einer Spülkumme kalten Wassers kommt. Kaum ist diese geleert, so werden auch die Cigarren in dem kleinen, auf den Tisch gesetzten Feuerfasse angezündet. In den letztgenannten oder den mehr creolischen Häusern trinkt man später des Abends noch eine Tasse Chocolade, welches Lieblingsgetränk man hier zuweilen fünf- bis sechsmal des Tages verzehrt, so heiß wie möglich, immer gleich von einer großen Dosis kalten Wassers begleitet.

Der eine Meile von der Stadt liegende hohe Berg, la Popa, hatte nun durch den Regen eine schönere Gestalt angenommen, weil er bis an den Gipfel mit kleinem Gehölze und dichtem Buschwerke bekleidet war, das jetzt in seinem vollen Grün prangte. Von einem kleinen Dorfe, am Fuße desselben, geht der Weg in beständigem Zickzack und vielen Biegungen, ziemlich breit und gebahnt, fast immer steil bergan. Je höher man kommt, desto frischer und kühler wehet der Wind, und bei jeder zurückgelegten Krümmung des Wegs entdeckt man einen neuen Gegenstand auf der unten liegenden Aussicht, die sich mehr und mehr erweitert, bis sie endlich von der höchsten Spitze ganz unbegränzt ist. Hier liegt ein altes, großes und ehemals schönes Mönchskloster, das nun aber verfallen und verlassen ist. Ein Theil davon wird jetzt von dem englischen Consul in Carthagena bewohnt, der

hier seine Landstelle hat, wozu es auch um so viel besser paßt, weil hier, der Höhe und des freieren Luftwechsels wegen, ein ganz anderes Clima als in der Stadt herrscht; auch steht das Thermometer hier immer ansehnlich niedriger, als in dem niedrig liegenden Carthagena. Von dem kleinen Thurme über der Kirche hat man eine der weitesten Aussichten in der Welt. Bei klarem Wetter beherrscht das Auge von hier einen Cirkel von mehr als funfzig Meilen. Gegen Nordost sieht man die ganze Küste nach Sabanilla hinauf, nebst dem niedrigen Lande zwischen dem Meere und Magdalena, welches weiter hin von der dunkeln Verlängerung der Berge bei Turbaco begränzt wird. Weiter zur Rechten wird es dunkler und höher und hindert eine Zeitlang den weit schwebenden Blick, der aber so viel freier an der Gränze dieser Berge in Südwest wird, und nun unbehindert über das niedrige Küstenland bei Zinu eilt, von wo er über das ganze unermeßliche Meer fliegt, welches das zweite, regelmäßigere halbe Segment des Cirkels bildet, und worauf man selten ein Fahrzeug vermißt, das entweder von dem kleinen Einlaufe bei Boca Chica kommt oder dahin geht. Von hier folgt das Auge der schönen schmalen Insel Tierra Bomba und dem mit Fahrzeugen angefüllten Hafen, wobei es etwas stehen bleibt, bis es endlich beinahe senkrecht auf der unten am Berge liegenden schönen Gegend verweilt, auf der sich das weiße San Lazaro, Ximani und Carthagena mit seinen weißgrauen Wällen und seinen mit Cocospalmen beschatteten Häusern erhebt.

Hier oben ist auch ein Telegraph, der mit einem anderen in der Stadt beim Contoir des Hafen-Capitains correspondirt, und wodurch Schiffe zuweilen einen ganzen Tag

früher angekündigt werden, als man sie von den Wällen um die Stadt erblickt.

Carthagena ist übrigens in jeder Hinsicht nächst Bogotá, Quito und Caraccas die bedeutendste Stadt in Columbien; sie hat, mit der Vorstadt Ximari, ungefähr 20,000 Einwohner, ist außerdem die Hauptstadt des Departements Magdalena, und enthält die Provinzen Carthagena, Mompox, Santa Marta und Rio de la Hacha. Wegen der schönen Lage nahe am Magdalenaflusse, und des herrlichen, sichern und geräumigen Hafens ist es von der Natur zur vornehmsten Handelsstadt des Landes bestimmt, und durch die daraus folgende leichte Communication mit Westindien, Mexico, den vereinigten Staaten und Europa, möchte sie, was die ausländischen Verhältnisse betrifft, zur Hauptstadt der Republik wohl passender seyn, als das viele Tagereisen weiter ins Land hinein liegende Bogotá.

Capitel VI.

Reise von Carthagena nach Mompox.

Den drei und zwanzigsten November, um Mittag aus, hatte ich Carthagena verlassen, und saß nun wieder zu Pferde, langsam auf dem tiefen, schmutzigen Wege nach Turbaco fortschreitend, den der unaufhörliche Regen am Morgen und in der Nacht in einen beinahe sumpfartigen Zustand versetzt hatte.

Die nun hell scheinende, brennende Sonne that zwar, was in ihrer Macht stand, ihn zu trocknen, aber noch hatte sie nicht Zeit genug gehabt, ihr Werk zu vollenden, sondern war grade jetzt mit dieser Arbeit beschäftigt, welches die von der Erde ununterbrochen aufsteigenden Dunstwolken bewiesen. Das unangenehme Gefühl, das man bei dem einförmigen Waten über diesen Weg erfuhr, ward indessen bedeutend durch die Gesellschaft, in der ich reisete, gemildert. Sie bestand nämlich aus zwei Creolen, die als Mitglieder des nun bevorstehenden Congresses auf dem Wege nach Bogotá waren. Der eine, Señor Pardo, war Postmeister in Carthagena und sehr beliebt bei seinen Landsleuten, als einer ihrer liberalsten Redner in der Kammer der Repräsentanten, und übrigens ein so ächter Patriot, daß der bloße Name Spanier diesen kleinen, braven Mann in Extase setzen konnte. Gebürtig aus Antioquia, einer Provinz, bekannt durch die Menge geschickter Männer, die sie der Republik gegeben hat, war er im Kriege oft in höheren Civilposten gebraucht worden, worauf er den Postmeisterdienst in Carthagena bekam, der einer der besten ist, und nun war er zum zweiten Male zum Repräsentanten dieser Stadt gewählt worden. Der andre war ein jüngerer Mann von Panamá, Namens Tallaferro, welcher, abstammend von einer der dortigen vermögendsten Familien, eine mehr als gewöhnlich gute creolische Erziehung erhalten hatte, darauf in Aufträgen der Regierung in Mexico und Peru gereiset war, und so zum Senator für Panamá gewählt worden. Er verstand etwas Englisch und sprach ein wenig Französisch, obgleich er so wie alle seine Landsleute schwer dazu vermocht werden konnte. Da jeder einen Bedienten und einen Piloten bei sich hatte,

so war es eine lange Reihe von Reitern, die alle hintereinander, sich vorwärts arbeiteten, und über den schlechten Weg fluchten.

Nachmittags ward er etwas besser, und ging nun durch einen schönen Wald, worin hie und da eine kleine, abgesonderte Roza lag, umgeben von ihrem Mais- und Platanenlande. Die blätterreichen Lianen hatten hier besonders ihr grünes Netz um die hohen Stämme und Zweige der Bäume geschlungen. Es ist ein eben so schöner als sonderbarer Anblick, diese unendlichen, kriechenden Gewächse zu sehen, die sich ganz um die von ihnen bedeckten Stämme schlingen, und den Zweigen bis zur äußersten Spitze folgen, von der sie entweder in langen strotzenden Fransen senkrecht an die Erde hinab hängen, oder auch, in Vereinigung mit anderen, lange tiefe Festone zwischen den hohen Stämmen bilden. Andre dagegen haben ganz und gar einen für sich allein liegenden trocknen Baumstamm überzogen und ihn dadurch zu der schönsten grünen Säule verwandelt; und auf einer anderen Stelle sieht man sie, horizontal verflochten, die dichteste Decke über einige darunter stehende Büsche ausmachen. Es ist aber unmöglich diesen geschmeidigen Gewächsen in allen ihren ungleichen Richtungen zu folgen, oder alle von ihnen gebildete sonderbare Figuren zu beschreiben, indem sie Alles mit ihren dicht zusammensitzenden, kleinen grünen Blättern bedecken, und Bäume, Büsche, Steine, abgehauene Stämme und Klötze, wie mit einer dicken grünen Filigramsarbeit, überziehen.

Um drei Uhr Nachmittags ward bei dem kleinen Dorfe Terneda, sechs Meilen von Carthagena, etwas ausgeruht, und um fünf Uhr waren wir durch den Wald nach den hohen

Bergen bei Turbaco gekommen. Nun ging der Weg beständig bergan, bis wir uns nach einer halbstündigen Arbeit auf der Höhe befanden, von der wir eine schöne Aussicht über das Meer, den Popa und Carthagena hatten. Man konnte von hier alle Fahrzeuge im Hafen zählen, und unter ihnen deutlich die zwei größeren Kriegsschiffe unterscheiden. Der Weg schlängelte sich nun weiter vorwärts in die hohen Berge, wo Clima und Vegetation frischer, als unten an dem niedrigen Küstenlande, zu seyn scheinen. Wir folgten seinen lieblichen Krümmungen ungefähr eine Meile, bis er sich zuletzt in eine bedeutende Ebene öffnete, in deren Mitte, von Waldbewachsenen Bergen umgeben, das große Dorf Turbaco liegt, in dem wir bei Sonnenuntergang ziemlich ermüdet und beschmutzt ankamen.

Turbaco ist ein schönes Dorf, das wegen seiner hohen Lage ein ganz anderes Clima hat, wie das nur zwölf Meilen davon entfernte Carthagena. Besonders sind die Nächte ungewöhnlich angenehm, da man hier weder von Hitze noch von Musquitos geplagt wird. Turbaco ist auch für Carthagena, was Gaira für Santa Marta ist, ein angenehmer Erquickungsort, nach dem in der trockenen Jahreszeit oft Lustpartien angestellt werden, da man bei guten Wegen in drei Stunden dahin kommen kann. Viele der Vornehmeren schlafen hier, um die frische Luft zu genießen, oder ihre Gesundheit wieder herzustellen; und überdies gehört es zum guten Tone in Carthagena, sich einige Zeit in Turbaco aufzuhalten.

Wir kehrten hier beim Alcalden ein, einem alten Bekannten von Señor Pardo, der uns mit einem guten Mittage bewirthete, worauf bis spät Abends geplaudert und die Unterhaltung ununterbrochen auch in den Hangematten fort-

geſetzt ward, bis ſie denn nach und nach aufhörte und von dem Schnarchen eines feſten Schlafes verdrängt wurde. Dieſer war auch wirklich erquickend, und dies war die beſte Nacht, die ich bis jetzt in Columbien erlebt hatte; man würde ſie wohl ſogar kalt nennen können, wenn man eine Nacht ſo nennen darf, die in der leichten, unter dem Säulengange befeſtigten, Hangematte zugebracht wurde, deren Betten einzig und allein in einem dünnen Filze beſtanden.

Um halb ſechs Uhr am anderen Morgen war die Schwadron aufgeſtellt und marſchfertig, und ſetzte ihren Zug ſogleich auf dem ſchlechten Wege fort, der ſich nun unter Biegungen und Krümmungen bergab nach einem kleinen Dorfe, Namens Anjona, ſchlängelte, wo wir bei dem dortigen Alcalden, einem anderen Freunde unſeres überall wohl bekannten kleinen Poſtmeiſters, Frühſtück aßen, der auch ſeiner Seits alle Alcalden, Poſtmeiſter und Prieſter, faſt, glaube ich, auf dem ganzen Wege nach Bogotá kannte. Um Mittag aus kamen wir durch ein niedriger liegendes Dorf, Namens Mahona, und etwas hernach durch el Paso, oder den Uebergangsplatz des Canals, der den Magdalenafluß mit dem Meere bei Mahates verbindet. Wir kamen durch dieſes Waſſer auf dieſelbe ungekünſtelte Weiſe, wie durch alle andere in dieſem Lande, das heißt wir ritten, wateten und ſchwammen. Da hier das Waſſer den Pferden bis an die Seiten ging, ſo ſchien ein kleineres derſelben zu glauben, es ſey eben ſo gut den ganzen Körper zu baden, da nur noch ein ſo kleiner Theil deſſelben über dem Waſſer übrig war, und machte eine kniende Bewegung, die auf einmal den auf ihm reitenden Negerknaben, nebſt deſſen Sachen faſt ganz unter Waſſer verſetzten, wo ſie eine Weile unter dem lauten Ge-

lächter der anderen Kameraden blieben, bis diese endlich durch Schreien und Peitschenhiebe Pferd und Reiter auf ein trockneres Element versetzten. Dies kleine Abentheuer wurde auch nur als ein gewöhnlicher Reisevorfall betrachtet, und gab Stoff zu vielen Einfällen und lautem Lachen auf dem noch übrigen kurzen und ebenen Wege nach dem am Wasser liegenden großen Flecken Mahates.

Hier quartirte unser angenehmer Reisekamerade uns bei einem anderen Freunde, el Cura — dem Priester im Dorfe, ein. Dieser junge Mann rechtfertigte auch vollkommen die Wahl, und war einer der artigsten und zuvorkommendsten Wirthe, die man sich denken kann. Vermuthlich muß er in einer Art Verbindlichkeit gegen unseren braven Alten gestanden haben, denn in den zwei Tagen, die wir uns hier aufhielten, war in der eigentlichsten Bedeutung des Worts das gewöhnliche Compliment wahr: „Toda la casa es a su disposicion“ — das ganze Haus steht zu Ihren Diensten. So wie in manchen unserer Predigerhäuser auf dem Lande, war der Tisch bei den Mahlzeiten überflüßig mit Speisen beladen, und man mochte wollen oder nicht, so mußte man von Allem essen, sonst ward der Wirth mißmüthig. Man wundert sich vielleicht, daß die Wirthinn es auch nicht wurde, aber man muß sich erinnern, daß es ein katholisches Priesterhaus war, und daß, wenn auch eine solche Hälfte da war, sie doch wenigstens nicht bei Tische sichtbar ist. Nach dem Essen und des Abends konnte indessen, sowohl hier als in den meisten Priesterhäusern dieses Landes, sich ein Frauenzimmer zeigen, und an der Unterhaltung Theil nehmen, das, da es nur mit dem in jedem Falle zweideutigen Worte Señora bezeichnet wird, einen Fremden in Ungewißheit läßt,

ob er in ihr — mirabile visu — die Frau im Hause oder nur eine Wirthschafts-Mamsell sieht, wenn ihn nicht etwa zuletzt ein sie begleitendes Kind überzeugt, daß das Wort Señora nicht mit dem letzteren Titel übersetzt werden darf, obgleich der erstere eben so unrichtig seyn mag.

Den anderen Tag wurden wir zum General Padilla eingeladen, der hier nun auf seiner Reise nach Bogotá von Carthagena angekommen war. „Su Excellencia" war sehr gnädig und munter, ließ sich das Essen und den Wein herrlich schmecken, und brachte eine Menge Gesundheiten aus, unter denen die für „el Grande Bolivar!" und „la Republica de Colombia!" mit lautem Enthusiasmus getrunken wurden. Darauf kamen viele geringere Gesundheiten, wobei einer seiner ihn begleitenden Adjutanten aufstand und die Gesundheit ausbrachte „el General Padilla!" die auch sogleich getrunken ward; aber da er etwas nachher wieder ausrief: „Brindo por mi amigo Gomez!" — ich trinke die Gesundheit meines Freundes Gomez! — so entstand ein Wortwechsel, der sich damit endigte, daß der Admiral seinem Adjutanten befahl, vom Tische aufzustehen und in Arrest zu gehen. Die Ursache dieser sonderbaren Beantwortung der Gesundheit war nämlich die, daß Padilla zur Reisegesellschaft einen General Gomez hatte, der vermuthlich ein vertrauter Freund des Adjutanten war, welcher letztere in dem frohen republikanischen Freiheitsschwindel entweder den Generalstitel vergaß, oder auch glaubte, daß er beim Ausbringen der Gesundheit nicht nöthig wäre; da dies aber mit der Würde nicht übereinstimmte, womit Seine Excellenz, der Admiral, sich und sein Gefolge bei dieser Gelegenheit umgeben wollte, so wurde die Unterlassung davon als ein großes

Verbrechen angesehen, und der arme Adjutant verlor dadurch wenigstens seinen Kaffee. Diese Strenge war vielleicht um so weniger sonderbar, da die Mahlzeit wohl öffentlich genannt werden konnte, weil sie zum wenigsten bei offenen Thüren gehalten wurde, wo eine Menge von Indianern und Negern neugierig gafften.

Den folgenden Morgen war Alles in guter Zeit aufgesattelt und in Ordnung, aber wir kamen doch nicht vor acht Uhr auf den Weg, weil unser guter Wirth uns aufhielt, „para almorsar" — zu frühstücken. Dieser treffliche Priester wurde auch auf unserer Reise zum Sprichworte, und wenn man nachher einen guten Wirth beschreiben wollte, geschah es immer mit dem Zusatze, daß er beinahe so gut war, als el Cura de Mahates — der Priester in Mahates.

Der Weg war anfangs niedrig und schlecht, so daß es in gewöhnlicher, langsamer Ordnung ging, wobei wir bei einer großen Plantage, Namens Santa Cruz, vorbeikamen, wo eine in diesem Lande ungewöhnliche Menge Negersklaven war. Um zwei Uhr Nachmittags kamen wir ganz beschmutzt in einem kleinen Dorfe, Namens Arroyonda, an, wo wir den Priester nicht zu Hause antrafen, welches auch die Folge hatte, daß wir Mittag aus unserem Eßkober aßen, wobei wir den Tisch des Paters in Mahates sehr entbehrten. Darnach ging es besser auf dem nun trockneren Wege, der weiter vorwärts gebahnter und breiter wird, bis wir um fünf Uhr die mit Bergen vermischte Höhe hinanritten, die hier das linke Ufer des Magdalenaflusses bildet, von deren Gipfel wir den großen schönen Fluß entdeckten, der hier langsam vorbeifließt, sich theilt und eine lange schmale Insel bildet, zwischen der und dem Beobachter die kleine Stadt Barranca

mit ihren kleinen Häusern, in wenig Ordnung an dem stillen Ufer des ruhigen Flusses zerstreut liegt.

Auf dem steinigten Wege ging es nun bergab, und bald hielt unsere Caravane ihren Einzug in die unbedeutende Stadt, über deren großen mit wenig Hütten umgebenen Markt wir kamen, worauf wir auf der längs dem Flusse gehenden vornehmsten Straße weiter zogen, auf der wir zuletzt vor einem Hause Halt machten, wo eine zierlich gemalte hölzerne Tafel mit dem columbischen Wappen und der Aufschrift Al Administracion del Correo uns belehrte, daß hier das Postcontoir der Stadt war. Der Postmeister selbst war eben nicht zu Hause, aber seine Frau hatte kaum unseren Talisman, den Postmeister von Carthagena gesehen, als wir sogleich in ein kleines Haus, etwas weiter hin auf der Straße, einquartirt wurden. Hier hatten wir noch nicht ganz abgesattelt, und unsere Hangematten aufgehängt, so brachte uns schon ein Neger vom General Padilla die Nachricht, daß „Su Excelencia estaba guardandonos con la sopa“ — Seine Excellenz mit der Suppe auf uns wartete. Der Admiral war nämlich etwas vor uns angekommen, und bei dem am Markte wohnenden Alcalden eingekehrt, aus dessen Fenstern er unsere Ankunft gesehen hatte, grade da man beschäftigt war, sein Mittagsessen auf den Tisch zu setzen. Hier war nun eine größere und vielleicht offenere Tafel als in Mahates, da das Essen in einem der vorhergenannten großen Schauer mitten auf dem Hofe aufgetragen wurde, wo keine Wände die Einwohner der Stadt verhinderten, das vornehme Banquet zu beschauen. Der Admiral war, wie gewöhnlich, sehr munter, trank mit den meisten und auch mit „el Marinero Sueco“ — dem schwedischen Seemanne.—

der vor lauter Respekt kaum für die Gesundheit danken konnte.

Wir lagen hier nun nebst einer Menge Reisender, die auf das Dampfschiff warteten, welches eben auf dem Wege von Barranquilla hieher war, bei seiner Reise nach Mompox und Honda. Ich werde bei einer anderen Gelegenheit von diesem mißglückten Versuche reden, die Reisen auf dem Magdalenaflusse erträglicher zu machen. Was wir jetzt von den Eigenschaften desselben erfuhren, war bloß die, daß es wenigstens nicht pünktlich in seiner angezeigten Ankunft war, denn es hätte denselben Tag, wie wir, kommen müssen, kam aber dessenungeachtet nicht eher als den zwölften Tag nachher an. Der Admiral Padilla war klüger, denn er schiffte sich gleich mit seinem Gefolge auf einem von Mompox bestellten Champan ein, als wenn er diese Fahrzeuge mit ihren Bogas vorzöge, auf denen er eine ausgezeichnetere Rolle gespielt hatte, als auf einem anderen, wie z. B. einem Dampfschiffe, diesem mit gewöhnlichen Matrosen besetzten Fahrzeuge. Wir anderen bereueten es endlich, daß wir nicht gleich im Anfange es eben so gemacht hatten, da die Zeit hier um so länger ward, weil der Aufenthalt in Barranca keineswegs zu den angenehmen gehört. Im Gegentheile glaube ich, daß diese kleine Stadt darauf Anspruch macht, den ersten Platz in dem Fegefeuer Columbiens einzunehmen. — Schon um acht Uhr des Morgens fängt die Hitze an beschwerlich zu werden, und nimmt darauf in demselben Grade zu, wie die Sonne steigt, bis diese, um Mittag aus, über die Stadt und den Fluß ihre senkrechten Strahlen herabsendet, die von der ruhigen Fläche des Magdalenaflusses, wie von einem Brennspiegel zurückprallend, die armen Häuser gleichsam

durchkreuzen, die ohne Vertheidigung oder den Schutz eines Baumes auf den breiten, mit einem die Hitze vermehrenden Sande angefüllten Straßen stehen. Des Abends bewirkt ein schwaches, längs dem Flusse kommendes Lüftchen, daß Menschen und Thiere nicht ganz verschmachten, und bei Sonnenuntergang rückt immer ein großes Heer von Musquitos an, die dann fortwährend bis zum Aufgange der Sonne wüthen. Allein in den heißen Nächten wird man nicht nur von Musquitos gepeinigt, auch andere, wenn nicht so quälende, doch wenigstens häßliche Thiere lassen den an ihre Gesellschaft Ungewohnten nicht schlafen. Dies sind zahlreiche, größere und kleinere Fledermäuse — Mucielagos — welche ihre Nester auf der inneren Seite des Palmdaches haben, wo diese garstigen Geschöpfe des Tags die Rolle vierfüßiger Thiere spielen und des Nachts dagegen die Eigenschaften eines Nachtvogels annehmen, und mit ihrem unaufhörlichen Flattern, wobei sie oft mit ihren Flügelspitzen die Hände und das Gesicht berühren, dem armen Fremden sogar die Lust zu schlafen benehmen. Man stelle sich nur einen solchen Menschen vor, der den ganzen Abend sich mit den Musquitos herumgeschlagen hat, endlich durchaus ermüdet seine Hangematte einnimmt, um zu versuchen, ob es möglich sey, durch den Schlaf einige Ruhe zu erhalten. Nachdem auch hier der Kampf lange eifrig und vielleicht mit einigem Vortheile fortgesetzt ist, weil die liegende Stellung wenigstens den Hintertheil des Körpers schützt, während die Schläge mit dem Taschentuche den Vordertheil beschützen können, will man nun, triefend von Schweiß und erschöpft von Mattigkeit, die Augen schließen, als — einige vom Dache, wohl gar mitten ins Gesicht fallende Excremente die Ankunft eines stärkeren

Feindes auf dem Schlachtfelde anzeigen. Man hat sich kaum emporgerichtet, um ihn näher zu betrachten, so vernimmt man an dem feinen Pfeifen von oben und den leisen Schlägen der Flügel an den Seiten, daß die Fledermäuse nun ihre Jungen im Neste verlassen haben, um zu untersuchen, was im Zimmer ihnen zur Nahrung dienen kann. Man weiß nun nicht, was man gegen diesen neuen unbekannten, den Schlaf störenden Feind thun soll, ob er gefährlich oder nicht ist; aber wenn man bedenkt, daß man hier in einem Lande sich befindet, wo man von so vielen fremden Dingen umgeben ist, die man freilich bei uns wie gefährlich schildert, die hier aber nicht so angesehen werden, sondern zur Tagesordnung gehören, wenn man außerdem das tiefe Schnarchen der umgebenden Kameraden hört, und sich dabei an das vornehmste Gesetz des Reisenden erinnert, sich nach der Sitte des Landes, wohin er kommt, zu fügen; — so fällt man wieder in die Hangematte in der Ueberzeugung zurück, daß man jetzt nur Bekanntschaft mit einer neuen Art der vielen Thiere dieses Landes gemacht habe, deren Namen gefährlicher klingen, als sie wirklich sind. Kaum will man einschlafen, so kommen ihre Schwingungen näher und näher, bis man endlich entweder träumt, daß sie das Gesicht berührten, oder sie es auch wirklich thun. Springt man dann erschrocken auf, und stößt im Finstern an die anderen Hangematten, woraus der Geweckte bestürzt ruft: „Que hay!“ — Was gibts? — und man erklärt ihm die Ursache dieses Geräusches, so erhält man nur die mit Gelächter begleiteten Worte zur Antwort: „No son bravos, guarda solamente los pies!“ — Sie sind nicht gefährlich, nehmen Sie nur die Füße in Acht! — Sie setzen sich nämlich nicht gerne auf andere Stel-

len als auf die Füße, wo sie, wenn sie sitzen bleiben, das Blut aussaugen. Nach dieser tröstenden Erklärung begibt man sich wieder zu Bette, und wickelt die Füße sorgfältig ein; da man dies aber nicht mit dem Gesichte thun kann, so wird man doch oft von den Kleinigkeiten, die diese Thiere fallen lassen, beunruhigt, die auch bei dem endlich anbrechenden Morgen in der Hangematte als augenscheinliche Beweise liegen, daß die unangenehmen, nächtlichen Abentheuer kein leerer Fiebertraum gewesen sind.

Ist es eine Möglichkeit von einer Stelle zu kommen, wo solche Ergötzlichkeiten jeden Tag wiederholt werden, so thut man es, und sollte man sich auch dadurch von einer so guten Reisegesellschaft, als der meinigen, trennen müssen. Sie konnte auch nicht genug bedauern, daß hier kein Champan oder größerer Bongo war, um uns Alle mit Sachen und Gepäck auf einmal an Bord zu nehmen, denn nun waren auch sie herzlich müde, jeden Morgen nach dem Strome zu sehen, um das Dampfschiff zu erblicken, und darauf den ganzen Tag über „el maledito Szimbote" — das verfluchte Dampfschiff — zu fluchen, und jeden Abend, mit einer Verwünschung über Dampfschiff, Capitain und Rhederei zuletzt auszurufen: „Oxala que viniere mañana!" — Wollte Gott, daß es morgen käme! — Unaufhörlich fragten sie mich, was doch die Ankunft desselben so sehr verzögern könnte; obgleich ich es nicht besser, als sie selbst, wissen konnte, antwortete ich, wie man sehr oft thut, wenn man lange ein Dampfschiff erwartet hat: Vermuthlich ist in der Maschinerie etwas beschädigt. — Da dies auch meine vollkommene Ueberzeugung war, so fing ich an, mich nach einer Gelegenheit umzusehen, von hier wegzukommen. Diese

war jetzt um so viel schwerer zu finden, da kein Boot von Mompox hier war, weil Alles darauf wartete mit dem Dampfschiffe versandt zu werden. Unser Wirth el Administrador del Correo, der vom Officier im Laufe des Kriegs in seinem Alter Postmeister geworden, war mir indessen hierbei behülflich. Er schaffte mir nämlich einen von den zwei Canots, womit die Post geht, nebst einem ihrer Patrone und zwei Bogas. Für fünf und zwanzig Piaster verpflichtete sich der erstere, mich in drei Tagen nach dem hundert und acht Meilen von hier entfernten Mompox zu bringen, oder in derselben Zeit, die die Post dazu braucht. Da nun der Herr Administrador auch eine kleine Krambude — Tienda — hatte, bei oder richtiger in demselben Zimmer wo das Postcontoir war, so konnte er auch für diese kleine Reise als Proviantmeister auftreten; und aufgemuntert sowohl durch seines Vorgesetzten Señor Pedros gutes Vorwort, als auch durch meine Realen, brachte er die ganze Sache dahin, daß wir den nächsten Morgen segelfertig waren.

Den fünften December, fünf Uhr Morgens, nahm ich von meinen noch schlafenden Reisekameraden Abschied, die mir nachriefen: „Adios compagnero!“ — „Muchas memorias a Mompox!“ — „Digalos allà, que estamos amarrados aqui por el maledito Scimbote!“ — „Caramba!“ — Adieu Reisekamerade! — Viele Grüße nach Mompox! — Sagen Sie ihnen, daß wir des verhenkerten Dampfschiffes wegen festgebunden liegen! — u. s. w.! — Gleich darauf schiffte ich mich auf der kleinen Piraguita ein. Da diese eine der kleineren war, in denen ich gereiset bin, und wahrscheinlich eine der kleinsten Fahrzeuge, in das fünf Menschen auf drei Tage eingepackt gewesen sind, so muß ich sie

etwas näher beschreiben. Sie bestand aus einem ganzen Cederstamme, zwanzig Fuß lang und nicht mehr als zwei und einen halben Fuß breit, sowie ein und einen halben Fuß tief. Da der Boden flach oder richtiger rund war, ohne einen Kiel, ging sie beladen nicht mehr als ungefähr neun Zoll tief im Wasser. Ihre ganze Länge war diesmal in drei beinahe gleiche Theile eingetheilt, von denen der erste von den Bogas eingenommen wurde, der mittelste war zur Kajüte eingerichtet, und der hinterste war von den Koffern, dem Bedienten und Patrone besetzt. Vorne sah man zwei fast nackte Neger mit ihren achtzehn Fuß langen, dünnen Stangen, 14 Palos — das kleine Fahrzeug gegen den Strom längs dem Ufer hinaufzwingen, auf dessen Grund sie das eine Ende der Stange setzten, welches mit einer kurzen Gabel versehen ist, und das andre gegen die Brust hielten, indem sie mit Heftigkeit so weit nach hinten laufen als es der kleine Raum im Boote erlaubt. Wenn der eine vom ihnen gelaufen kommt, muß der andre, sobald er ihm begegnet, zurück nach vorne gehen, um wieder ansetzen zu können. Dies ist nicht so leicht in einem Boote, das nur eine und eine Viertel-Elle breit ist, und fordert eine lange Gewöhnung und Hülfe von der Stange, die dabei wie eine Balancirstange dienet. Sobald nun dieser nach vorne gekommen ist, springt er in den Vordersteven, und mit einem Tone, beinahe dem Bellen eines Hundes gleich, stößt er seine Stange grade dann nieder, wenn der andre hinten die seinige in die Höhe zieht, und mit einem Gemisch von Bellen und Pfeifen begibt er sich nun mit einem schrecklichen Stampfen nach hinten. Auf diese Art geht es unaufhörlich den ganzen Tag in einer Hitze, die im Schatten zwischen 30 und 40° abwechselt, allein in der Sonne

weit stärker seyn muß, gegen die sie nur der hohe breite Strohhut schützt. Der Schweiß bedeckt auch in kleinen Perlen die nackten Körper, und läuft in langen, krummen Linien zwischen den Muskeln herab, nicht ungleich den Thautropfen auf einer Fensterscheibe.

Am weitesten nach hinten saß der Gärtnermann — el Patron, — der mit seinem langen Steuer — Canabete — das er bald auf die eine, bald auf die andre Seite warf, den kleinen Canot längs den Krümmungen am Ufer steuerte. Dies war ein Indianer, der den größten Theil seines Lebens in der Pinogue gesessen, und die Post zwischen Barrancas und Honda geführt hatte. Eingepackt in den engen Hintersteven, dessen Aushöhlung beständig den unteren Theil seines Körpers benetzte, saß er da, die Füße ins Kreuz gelegt, und blinzte gegen die Sonne, von welcher er nur durch ein dünnes, blaugestreiftes, baumwollenes Hemde seinen braunen, muskulösen Körper schützte. Ein großer, breiter Strohhut beschattete den Kopf, der zur Hälfte von einem dem Pferdehaar gleichen, auf den Hals herabhängenden schwarzen Haare bedeckt wurde, zwischen welchem das braungebrannte, magere Gesicht mit seiner breiten Nase, dicken Lippen und schwarzgelben Augen hervorschien, über welchen zwei strotzende, schwarze Augenbraunen, nicht unähnlich den Borsten auf dem Rücken des Schweins, gerundet lagen. Die übrige Haarzierde des Gesichts endigte sich mit einem dünnen Kinnbarte, der von der unteren Lippe fast wie der haarige Büschel am Halse eines Puters herabhing. Auf der Brust saß ein kleines silbernes Kreuz und im Munde unausbleiblich eine Cigarre, die selten herausgenommen wurde, wenn es nicht dazu war, die Negas anzublasen mit einem „Andad ligero

muchachos! Cara . . !" — Vorwärts Kinder! u. s. w.! — Dies war auch ein rascher und tüchtiger Kerl, der vollkommen verstand sich Achtung und Gehorsam von seinen Bogas zu verschaffen, welches sonst mit diesen Menschen nicht der Fall ist. Gewohnt die Post zu führen, dachte er nur immer daran, schnell an Ort zu Stelle zu kommen; auch brachte er mich genau in drei Tagen nach Mompox, eine Reise, zu der sonst doppelt so viel Zeit erfordert wird. Durch das Geschenk von einigen Cigarren wurden wir besonders gute Freunde, und er erzählte mir, wie viele Schwierigkeiten er gehabt hätte, die Post der Republik im Kriege, oft an dem mit Spaniern besetzten Ufer vorbei zu führen. Uebrigens war dieser Indianer ein ganz eigener Beweis davon, wie mächtig die Gewohnheit ist, da er das zu seinem beständigen Geschäfte gemacht hatte, was andere Menschen mit Recht als eine Sündenstrafe ansehen würden, gekrümmt in einem kleinen Boote, sitzend, beständig den Magdalenafluß hinauf und hinunter zu reisen, gebraten von der brennenden Sonne und ausgesogen von den durstigen Musquitos, ohne andere Gesellschaft als seine zwei Bogas. Etwas nach meiner Ankunft in Mompox traf ich diesen Patron wieder, der im leichtesten Tone von der Welt erzählte, daß er mit einem Courier nach Honda gewesen sey, eine Reise, bei deren Erzählung man, wenn auch grade nicht mit Aeneas ausruft: Infandum regina jubes renovare dolorem, doch von ihr wenigstens nicht wie er, in demselben Tone spricht, wie ein junger Stutzer in Stockholm seine Fahrt auf einem Dampfschiffe nach Drottningholm beschreibt.

Den ganzen Vormittag fuhren wir das linke Ufer des Flusses hinunter, oder auf der Seite der Provinz Carthagena,

wo nur diese oder jene weit von einander getrennte Koza bewies, daß hier andre Wesen als Affen und Papageyen waren, sonst die einzigen, welche die tiefe Stille auf dem Flusse störten. Große Schaaren von Krokodilen lagen ruhig auf den niedrigen Sandbänken und öffneten ihren schrecklichen Rachen gegen die Sonne, bis sie bei unserer näheren Ankunft in den Fluß krochen, und man entdeckte sie nur an ihrem, der Säge ähnlichen, Rückgrate, den sie über die Wasserfläche empor hielten. Die Hitze war schrecklich unter dem niedrigen Dache, das nur aus einer unbereiteten Ochsenhaut bestand. Das Thermometer stand Mittags auf 34°, fiel aber etwas, da her, den Fluß entlang vom Meere kommende, nördliche Wind des Abends zu wehen anfing.

Nachmittags gingen wir nach dem anderen Lande hinüber, dessen eben so dicht mit Gehölz bewachsenem Ufer wir folgten, ohne eine Spur von Bevölkerung zu sehen. Etwas vor Sonnenuntergang fand sich dagegen eine unerhörte Menge von Musquitos ein, durch die wir uns hindurchschlugen, bis wir um sieben Uhr in der kleinen Stadt Teneriffa anlangten, wo wir übernachteten. Ich brachte die Nacht im Canot unter dem aufgespannten Musquitonetze zu, die übrige Gesellschaft lag am Ufer.

Teneriffa ist ein großes Dorf in der Provinz Santa Marta, liegt also am rechten Ufer des Magdalenaflusses, und ist etwas über dreißig Meilen von Barranca entfernt. Die Einwohner desselben sind meistens Abkömmlinge von Spaniern, aber, wie man sie hier nennt, Godos, eine Benennung, die sich die Royalisten im Kriege oft gaben, indem sie damit ihren Ursprung von den Gothen anzeigten, die aber jetzt von den Columbiern als Schimpfname, deren gebraucht

wird, welche sie als weniger republikanisch gesinnt betrachten. Diese Stadt trägt auch noch jetzt Merkmahle, wie übel die Patrioten mit ihr im Kriege verfahren sind, da die Kirche nebst den größten Häusern verbrannt wurden, und zum Theil noch in Ruinen liegen.

Um sechs Uhr des anderen Morgens befanden wir uns wieder auf dem Wege, und dem rechten Ufer folgend, kamen wir um eilf Uhr vor einem schönen Dorfe vorbei, Namens Plato, das ebenfalls in der Provinz Santa Marta liegt. Die Hitze war heute ganz erstickend, und das Thermometer stand um zwei Uhr Nachmittags auf 39°. Kein Wölkchen hielt die Sonnenstrahlen ab, mit ihrer senkrechten Stärke zu wirken und Alles, was ihnen ausgesetzt war, zu verbrennen. Dessenungeachtet arbeiteten die Bogas, beständig von dem Patron aufgemuntert, mit gleichem Eifer, so daß wir im Allgemeinen, gegen den Strom an, drei Meilen in der Stunde machten, was in jedem Falle ansehnlich ist, aber noch ungewöhnlicher auf dem Magdalenafluß mit den gewöhnlichen Bogas, von denen wir weiter unten, wo die eigentliche Reise auf dem Flusse anfängt, umständlicher reden werden. Denn diese von Barranca nach Mompox kann in vieler Hinsicht nicht anders als ein Vorschmack der Reisen auf dem Magdalenaflusse angesehen werden, theils wegen der kurzen Zeit, die darauf verwandt wurde, theils auch wegen des ganz ungewöhnlichen Patrons und eben so ungewöhnlicher Bogas, die ich hatte, theils auch wegen des am Nachmittage schwach wehenden Meerwindes, der die Hitze bedeutend milderte, und die Musquitos verjagte.

Um drei Uhr legten wir bei einem zwölf Meilen weiter entfernten, auf derselben Seite liegenden kleinen Dorfe, Na-

nens Palmas, an, wo wir Mittag aßen. Etwas darnach gingen wir über den Fluß, passirten einen Ort mit Namen Sombrano auf dem linken Ufer, und ruheten eine Weile bei der Insel San Pedro, ungefähr zwölf Meilen von Palmas. Diese Insel liegt etwas unterhalb des Ortes, wo der Cauca-fluß sich mit dem Magdalenafluße vereinigt, und ist übrigens dem Ufer des Flusses ganz gleich, überall undurchdringlich mit großen Bäumen, Büschen und Lianen bewachsen, wo Affen, Papageyen, Eidechsen und Schlangen unbehindert residiren.

Abends setzten wir unsere Reise weiter fort und kurze Zeit darnach kamen wir an einen Ort, Namens Sitio de Demonio — des Teufels Aufenthalt — der in so ferne mit Recht diesen Namen trägt, weil er immer und besonders jetzt am Abende ganz und gar von seinen in Mosquitogestalt ausgesandten Plaggeistern umschwärmt wird.

Um acht Uhr Abends kamen wir in Pinto an, wo wir die Nacht zubrachten. Dieses kleine Dorf liegt auf dem linken Ufer des Magdalena- oder richtiger Caucaflusses, weil es in dem äußern Winkel befindlich ist, welchen diese beiden Flüsse hier bilden. Die Einwohner nähren sich meistens von Viehzucht. Sie jagen auch Tiger, deren Fell sie für zwei bis drei Piaster, das Stück, verkaufen. Gewöhnlich tödten sie sie mit einer Art Lanze, die sieben Fuß lang, mit einer breiten, vorne und auf den Seiten scharf geschliffenen eisernen Spitze versehen ist. Auch gibt es hier eine Menge Tigerkatzen, größer als eine gewöhnliche Katze, mit einem schönen gesprenkelten Felle.

Früh am nächsten Morgen verließen wir diesen Ort, von wo wir sechs und dreißig Meilen nach Mompox hatten, wo

wir auch am Abende, dem Versprechen des Patrons gemäß, ankommen sollten. Nachdem wir die Mündung des Cauca-flusses passirt waren, dessen Wasser eben so graugelb und schmutzig, als das des Magdalenaflusses ist, setzten wir unseren Weg beinahe ununterbrochen bis Mittag fort, ohne weder Häuser noch Böte und Menschen zu sehen, da wir unsere Canot an einigen auf dem Wasser liegenden Zweigen der dickbelaubten Ceibabäume befestigten, in deren Schatten wir uns badeten und Mittag aßen. Dieses bestand aus Platanen und gesalzenem Fleische, das immer den Abend vorher zusammengekocht, und dann in einem Graben verwahrt wurde. Des Nachmittags kamen wir nach einer Stelle, Namens Manconadá, wo ein Bongo lag, der drei Tage vor uns von Barranca abgegangen war. In demselben befanden sich zwei columbische Kaufleute, die von Santa Marta kamen, und welche ich seit meinem Aufenthalte in dieser Stadt kannte. Sie beklagten sich, wie gewöhnlich, über ihre Bogas, die nur in der gewöhnlichen langsamen Ruderordnung den beladenen Bongo fortschaffen wollten, ob sie gleich noch zwei in Barranca genommen hatten, so daß sie nun sechs Bogas, oder zwei über die gewöhnliche Besatzung hatten. Sie konnten mir nicht genug Glück wünschen, daß ich bessere Leute und ein leichteres Fahrzeug erhalten hatte. Einer dieser Herren fing auch schon an Anfälle von der langsamen Flußreise zu bekommen, und beklagte sich über Kopfschmerzen; kam auch den anderen Tag in vollem Fieber in Mompox an, wo er indessen nach einiger Zeit wieder besser wurde.

Nach einigem Aufenthalte hieselbst setzten beide Böte ihre Reise fort. Allein bald ließen wir das größere mehr und mehr hinter uns zurück, bis es durch eine Krümmung des

Flusses unseren Augen gänzlich entzogen wurde. Dieses machte meinen Gefährten ein großes Vergnügen, besonders aber dem Patron, der mit stolzer Selbstzufriedenheit sich oft mit dem Ausrufe umsah: „No vale nada pelear con una piraguita de correo.“ — Es geht nicht an, mit einem kleinen Postboote in die Wette zu rudern. — Abends kamen wir bei einem kleinen Dorfe, mit Namen Santa Anna, vorbei, und gerade da die Sonne untergehen wollte, und wir um eine kleine Krümmung im Flusse gekommen waren, entdeckten wir die Stadt Mompox, die mit ihrer hohen, rothen steinernen Hafenmauer, ihren Kirchen und weißen Häusern, einen schönen Kontrast gegen das einförmige grüne Ufer des stillen Flusses bildete.

Alles ist nur vergleichungsweise groß: und wenn man sich der verschiedenen Dörfer und einsamen Wohnungen am Magdalenaflusse erinnerte, welche mit ihren niedrigen und elenden Hütten eine Zeitlang die einzigen menschlichen Wohnungen, die man gesehen, ausgemacht hatten, so näherte man sich nun mit sehr frohen und neugierigen Gefühlen dieser vergleichungsweise schönen und großen Flußstadt. Eine große Menge Champane, Bongos, Canots und andre Flußfahrzeuge lagen am Ufer, und bewiesen, daß hier eine bedeutende Schiffahrt, Handel und Leben war, obgleich nun am Abende alles still und ruhig lag. Nachdem wir uns eine Weile in dem klaren Mondscheine an diesen Fahrzeugen, längs der hohen Mauer, vorbei gearbeitet hatten, legten wir endlich bei einer Treppe derselben an, auf der wir sieben Uhr Abends nach dem großen Markte, in der am Magdalenaflusse merkwürdigen Stadt Mompox, hinaufkletterten.

Capitel VII.

Mompor.

Da in dieser Stadt keine Wirthshäuser sind, so war ich bei einem hiesigen französischen Kaufmanne, Namens Lehenty eingekehret. Dieser Herr war seit einiger Zeit allhier wohnhaft gewesen, hatte ein bedeutendes Vermögen gesammelt, und besaß jetzt das beste Wohnhaus in Mompor. Als ein ächter Gasconier schwatzte und prahlte er beständig, und sprach viel von der großen Rolle, die er als Officier in französischen Diensten in Napoleon's Zeit gespielt hatte, nach dessen Falle er hieher versetzt. Ich ward indessen bald von dem Umgange dieses in die Länge unerträglichen Mannes befreit, denn schon den zweiten Tag nach meiner Ankunft fühlte ich, daß Kopfweh, Uebelkeit und Unlust die Annäherung eines heftigen Fiebers verkündigten, das theils in dem schrecklichen Warranda, theils während der Flußreise, in dem jede Bequemlichkeit entbehrenden Canot, gesammelt war. Auch dauerte es nicht lange bis ich mich zu Bette legen mußte, da es denn der genannte Herr für gut fand, mich zur besseren Pflege nach einem anderen Hause zu schicken. Da hier aber außer der Wärterinn fünf andere Menschen in einem kleinen Zimmer wohnten, dessen Fenster und Thüren des Nachts obendrein verschlossen wurden, um das Eindringen des nächtlichen Thaus zu hindern, vor dem sie gar zu bange sind; so wurde die eingeschlossene Luft bis zu dem Grade verdorben und erhitzt, daß sie eher einen gesunden Menschen

krank machen, als einen im Fieber liegenden Patienten wiederherstellen konnte. Zum Uebermaaße bei diesem Allen schickte man mir einen schwarzbraunen Doctor, der bei seiner starken Figur und groben Manieren, mir von Natur eher zum Boga bestimmt zu seyn schien, um mit seinen gleichfarbigen Brüdern einen Champan den Fluß hinauf zu führen, als mit seinen groben schwarzen Händen den Puls eines kranken Menschen zu befühlen. Auch waren seine Arzneimittel darnach, indem er damit anfing, eine ungeheure Dosis dicker Maisgrütze zu verordnen. Es war gewiß mein Glück, daß ich schon gleich im Anfange das Vertrauen zu ihm und seiner Arznei verlor, denn nach einem so beschaffenen Anfange läßt es sich schwerlich sagen, womit er zu endigen dachte; besonders da ich nachher erfuhr, daß andre eben so gefärbte Collegen der hiesigen hohen Facultät in hitzigen Fiebern gesalzene Fische und Anisbranntwein verordnen. Man kann diesen Herren wenigstens nicht vorwerfen, daß sie wie Charlatane durch eine Menge Arzneimittel die Apothekerrechnung vergrößern, oder in technischen Ausdrücken und de arte ihren Patienten den Paß in die Ewigkeit schreiben; denn die Heilmittel sind eben so einfach als wohlbekannt, und folgt man übrigens den Vorschriften seines Aesculap's, so muß es ohne Zweifel schnell und wohlfeil gehen, wenn nicht die Krankheit zu eigensinnig und anhaltend ist.

Es war indessen ein Glück, daß ich auch Empfehlungsbriefe an einen anderen hiesigen Kaufmann, Namens Travers, aus den vereinigten Staaten hatte, einen jungen Mann, der in jeder Hinsicht der trefflichste und bravste Ausländer war, den ich in Columbien ansäßig getroffen habe. Nachdem er meine Krankheit erfahren hatte, kam er selbst und

führte mich aus der ungesunden Wohnung nach seinem Hause, und da er glaubte, daß es daselbst nicht stille und ruhig genug war, schaffte er mir ein eigenes Haus nebst einer vortrefflichen Wärterinn, die, zugleich nebst einem anderen von ihm geschickten Arzte, es möglich machte, mich von dem gefährlichen Fieber zu retten. Der Doctor, ein gebildeter Creole, Namens Miranda, war seinem Vorgänger eben so ungleich an Geschicklichkeit als an Farbe, und seine spanischen Fliegen und Vomitive machten augenscheinlich bessere Wirkung, als die Maisgrütze des Mulatten. Der alten Wärterinn kann ich nicht unterlassen mit Dankbarkeit zu erwähnen, da sie in meinen Gedanken die war, welche mich eigentlich rettete. Es war eine große, bejahrte Negerinn, deren schwarzes, krauses Haar schon weiß zu werden angefangen hatte, und die ungeachtet ihrer schwarzen Farbe und ihres sonderbaren Mannsnamens — Mathias — mich mit einer beinahe mütterlichen Sorgfalt pflegte. Nur allein durch ihre kluge Wartung wurde es mir möglich, nach sechs Wochen wieder aufstehen und mich in der mir noch fremden Stadt umsehen zu können.

Mompox liegt auf dem linken Ufer des Magdalenaflusses, und erstreckt sich längs demselben über anderthalb Meilen, obgleich sie nicht mehr als drei Gassen breit ist. Auf der einen Seite gränzt an sie ein mit Rozas, Anpflanzungen und kleinen Fußsteigen voller Wald, und auf der anderen fließt der breite, ruhige Fluß, vor dessen Ueberschwemmungen in der Regenzeit die Stadt durch eine fünf und zwanzig Fuß hohe, und drei Fuß dicke Mauer geschützt wird, die am Ufer über eine Meile hinunter läuft. Die Straßen, obgleich so lang, sind breit und beinahe grade, ohne Pflaster, aber

einige der vornehmsten sind mit Trottoiren versehen. Die größeren Häuser sind von Mauerstein, nicht mehr als ein Stockwerk hoch, aber nett, geweißt und so kühl wie möglich. Die Straße, welche am weitesten vom Flusse liegt, eben so wie das Ende der beiden anderen sind ganz und gar mit Häusern der Indianer bebaut, die, gewöhnlich aus Wänden von Bambus und Palmdächern zusammengesetzt, aber ziemlich hoch und im Allgemeinen reinlich, ein angenehmes Aussehen gewähren. Die Hauptstraßen werden in rechten Winkeln von den breiten Zwischengassen durchschnitten, die bei den Treppen an der Hafenmauer ihren Anfang nehmend, sich in die Fußsteige des kleinen Gehölzes verlieren.

Das Clima ist entsetzlich heiß, da selten ein kühlendes Lüftchen von dem so weit entfernten Meere einzudringen vermag, und wird auch als eins der heißesten in Columbien angesehen. Oft stand das Thermometer des Nachmittags auf 35° und nicht selten war es sogar auf 40°. Mitten am Tage ist es beinahe unmöglich draußen zu seyn; dagegen sind die Morgen und Abende freilich warm, aber doch angenehm, und dann ist es eine wahre Erquickung, einen Spaziergang auf den langen Straßen der Indianer, mit ihren schönen Ausgängen in das Gehölz, zu machen, oder auch der langen Mauer zu folgen und der frischeren Luft längs dem Flusse zu genießen, in dessen Mitte eine kleine, hübsche Insel mit ihren Platanenpflanzungen, Cocosbäumen, Gehölz und indianischen Hütten sich auf der stillen ruhigen Wasserfläche spiegelt, die nur durch eins oder das andere leicht plätschernde Canot in Bewegung gesetzt wird. Am oberen Ende der genannten Flußstraße liegt die Werfte mit ihren großen dickbelaubten Ceibasbäumen, die nebst den Cocospalmen die dor-

tigen Arbeiter beschatten. Hier werden alle die großen Chaynpane gebaut, welche die eigentlichen Flußfahrzeuge des Magdalenastroms ausmachen. Die Stadt hat nur einen großen Markt, dessen eine Seite von der Hafenmauer, und die andre von der Cathedralkirche gebildet wird. Außerdem sind hier drei andre Kirchen und einige Klöster, die nun aber aufgehoben sind.

Die Volksmenge steigt bis gegen 8000, wovon gewiß zwei Drittel Indianer oder Neger sind. Beinahe die Hälfte derselben, oder die gefärbte Klasse, besteht aus Bogas und deren Familien. Wenn man diese ausnimmt, sind die Einwohner von Mompox ein freundliches, gutgesinntes Völkchen. Es giebt hier eine Menge kleiner Kaufleute, die meistens von der weißen Race sind, auch viele Handwerker von der farbigen. Unter den letzteren zeichnen sich besonders einige Goldschmiede aus, die besser arbeiten, als man es vermuthen sollte. Sie verfertigen sehr nette und feine Sachen, ob sie gleich mit dem Golde nicht so sehr hauszuhalten brauchen, wie die unsrigen. Die Garnison besteht aus einer Compagnie Soldaten, deren vornehmstes Geschäft es ist, bei den vielen religiösen Processionen zu paradiren, und von Zeit zu Zeit, so gut sie können, die unbändigen Bogas in Ordnung zu halten. Es gibt hier auch eine Menge Priester, eben so fanatisch als unwissend, von deren Intoleranz ich weiter unten Beispiele anführen werde.

Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergange, oder ungefähr um halb sieben Uhr Abends, verkündiget das anhaltende Läuten der Glocken, daß la Oracion — das Abendgebet — ihren Anfang genommen hat. Da dies grade zu einer Zeit eintrifft, wenn die meiste Bewegung auf den Gassen herrscht

und das Geräusch am größten ist, so gewährt diese allgemeine Andachtübung ein sonderbares und feierliches Schauspiel. Mit einem Male hört alle Bewegung auf, und jedes, selbst das leiseste Geräusch verstummt. Es ist als wenn eine plötzliche Bezauberung Menschen und Thiere lähmte oder versteinerte, und eine feierliche Stille herrscht in der ganzen Natur. Alles steht in derselben Stellung still, als da sich der erste Schlag der Glocke hören ließ, und bleibt so, bis der letzte wieder ertönt. Da sieht man eine Menge Indianer mit den Hüten in der Hand, stumm und unbeweglich, wie eine Gruppe Statuen, vermischt durcheinander in derselben Stellung, in welcher sie einen Augenblick vorher schwatzten, schrieen, und wie Marionetten gestikulirten. Dort haben einige Reiter auf einmal plötzlich Halt gemacht, ob sie gleich eine Minute vorher mit einer Fahrt vorwärts eilten, als hätten sie zum Ziele kommen wollen, ehe sie von dieser unbedingten Verzögerung überrascht würden. Auf den langen Gassen sieht man nun die vorher lebhaft sich unterhaltenden Menschen auf einmal zu stummen Bildern verwandelt, als wären sie zur Zierde auf die Seiten der Gassenthüren hingesetzt. Auch auf den Fluß hat dieser Moment eine fast gleiche Wirkung gehabt, und oft sieht man da den Neger mit dem Hute in der einen und dem Ruder in der anderen Hand, still und unbeweglich in dem kleinen Canot sitzen, der leise mit dem Strome forttreibt. Mit einem Worte, Alles ruht einen Augenblick; aber kaum ist der letzte Glockenschlag in der stillen Gegend verhallt, so athmet wieder Alles seine vorige Lebhaftigkeit. Als wenn der letzte Schlag der Glocke die ganze Natur wieder elektrisirt hätte, geht der Lärm und das Gewimmel seinen alten Gang, aber mit erneuerter Stärke, und

es scheint beinahe, als wollte man sich wegen des kurzen Innehaltens entschädigen. Das Unwesen wird nun auch durch die Glocken vermehrt, welche mit gellendem Geklingel eine Zeitlang in das allgemeine, lärmende Getümmel einstimmen. Alle vorher entblößten Köpfe werden auf einmal wieder bedeckt, und jeder wünscht dem, der ihm zur Seite steht: „Buenas noches“ — guten Abend.

Die Häuser sind sehr zweckmäßig gebaut, mit langen tiefen Corridoren, in welche die Sonne nie eindringen kann, um auf diese Art, so viel wie möglich, die durchaus unerträgliche Hitze zu mäßigen; denn nie schleicht sich ein Lüftchen in diese Wohnungen ein. Wenn es möglich ist, so thut man hier noch weniger als in Carthagena und Santa Marta, man liegt und träumt den größten Theil des Tags in den Hangematten. Nach Sonnenuntergange sieht man alle Thüren mit den auf die Gasse gesetzten Stühlen angefüllt, worauf die Einwohner, hintenüber gelehnt, bis tief in die Nacht plaudern, rauchen und musiciren. Das letzte Talent kommt besonders den Frauenzimmern zu, die die vorher genannte kleine Harfe mit einer bewunderungswerthen Geschicklichkeit handhaben. Die Damen in Mompox sind deßhalb auch in ganzem Lande berühmt, obgleich sie keine Noten, nicht einmal dem Namen nach, kennen. Es erregt Erstaunen und ist angenehm zugleich, sogar vier dieser Virtuosen eins ihrer rasch gehenden Stücke anstimmen zu hören, wobei jede mit ihrer Stimme die andere mit einer Sicherheit und Genauigkeit accompagnirt, die nicht der geringste Fehler stört oder abbricht. Sie sind auch nicht schwierig oder hochmüthig mit ihrer Kunst, sondern lassen gerne, sogar Fremde ihre kleinen Abendconcerte hören. Eben so wie in Santa Marta,

sind sie durchaus keine Sängerinnen, wovon sie sich wahrscheinlich selbst überzeugt haben, denn selten hört man sie sich selbst oder andre damit plagen.

Der größere Theil der Frauenzimmer hieselbst, sowohl vornehmere als geringere, sind mit einer dem Anscheine nach schrecklichen, obgleich nicht so bösartigen Krankheit behaftet, die in großen geschwürartigen Auswüchsen am Halse unter dem Kinne besteht, die bisweilen von der Größe eines Kinderkopfes ihnen ein schreckliches Aussehen geben, und die freie Bewegung des Kopfes und Halses hindern, übrigens aber auf keine Weise schmerzen. Sie nennen diese weichen Geschwüre Cotos, und wissen kein Mittel dagegen. Sie sind so sehr daran gewöhnt, daß sie sich nicht viel darum bekümmern, auch hört man sie diejenigen nicht bedauern, die diesen häßlichen Halsschmuck haben, sondern nur den beneiden, welcher ihn nicht bekommen hat. Gewöhnlich fangen sie bei Mädchen von funfzehn Jahren an, und wachsen darauf nach und nach, bis sie in einem Alter von vierzig Jahren ihre volle Größe erhalten haben. Sonderbar ist es, daß man sehr selten eine Mannsperson mit diesen unangenehmen Beuteln am Halse behaftet sieht.

Im Allgemeinen ist man hier sehr artig und höflich, und es würde als ein Zeichen geringer Lebensart angesehen werden, einen Menschen auf der Gasse nicht zu grüßen, den man nur ein einziges Mal vorher gesehen oder gesprochen hat. Dies gilt von Vornehmeren und Geringeren, die indessen den Hut dabei nicht abnehmen. Hört man dann die gebräuchliche Frage: „Como 'sta?“ — Wie gehts? — so wird sie selten anders beantwortet als „Para servirle!“ — Zu Ihren Diensten! — oder noch besser „A su disposi-

ción!“ — Zu Ihrem Befehle! Auch wird oft geantwortet „Sin novedad!“ — Ohne etwas Neues! — womit sie „wie gewöhnlich“ verstehen, so daß man selten eine erklärende Antwort auf diese Frage erhält, die auch nur als ein leerer Gruß betrachtet wird. Selten macht man in einem Hause einen Besuch, wo der Wirth nicht versichert, daß das ganze Haus zu Diensten steht; so wie man während der Mahlzeit kaum in ein Zimmer kommt, ohne gebeten zu werden, sich an den Tisch zu setzen und Theil zu nehmen, welche beide Complimente man nicht so ganz nach dem Buchstaben nehmen muß. Man lebt inzwischen immer auf einem vertraulichen und leichten Fuße mit einander, und da man in diesem heißen Clima selten etwas thun kann oder zu thun braucht, so wird die Zeit sehr müßig, entweder zu Hause in der Hangematte, oder außerhalb desselben, durch Besuche vertrieben, wobei nur beständig geplaudert wird; so daß sie in dieser Hinsicht ein vielleicht für viele, selbst unter uns, beneidenswerthes Leben führen.

Um eine bessere Idee hiervon zu geben, wollen wir einem jungen Creolen einen ganzen Tag folgen, und dazu einen Sonn- oder Festtag wählen, weil diese einen großen Theil der Woche ausmachen; und man außerdem, was Geschäfte betrifft, die übrigen, wenn nicht wie Festtage, doch wenigstens wie Ruhetage betrachtet. Ein solcher Herr, den wir uns von der bemittelten Klasse denken wollen, steht gewöhnlich frühe auf, um fünf Uhr, und ist es Mondschein, vielleicht eine Stunde früher, worauf er sich sogleich in die Kirche verfügt, wo Messe gehalten wird, und wo er seine Schöne zu treffen versichert ist. Darauf geht er entweder nach Hause, um sich sogleich wieder in die Hangematte zu

begeben, oder man badet sich erst, worauf „la Mañana“ — der Morgenschluck — genommen wird, ein mit Anis versetztes Glas Branntwein, und dann wird eine Weile bis sieben Uhr geschlafen. Nun trinkt man eine Tasse Chocolade, worauf eine Cigarre geraucht und die Toilette gemacht wird. Dann macht man einen Spazierritt, die langen, sandigen Gassen entlang, gewöhnlich in starkem Trabe vom Anfange bis ans Ende derselben, so daß das Pferd immer von Schweiß trieft, wenn es nach einer Stunde nach Hause zurückkommt. Zwischen acht und neun Uhr wird Frühstück gegessen, und dann geht es wieder in die Messe, wenn die, welche man sucht, dahinkommt. Von da verfügt man sich nach dem Wirthshause, wo man nun „las Once“ — eilf Uhr — verzehrt, welches in einem Schluck Anisbranntwein besteht. Hierauf werden einige Partien Billard a los trucos — mit Kegeln gespielt, eine Art, bei der fünf kleine Kegel anstatt der Carroline gebraucht werden. Alsdann kehrt man nach Hause zurück, um sich bis Mittag, um vier Uhr in der Hangematte hin und her zu schwingen, nach welchem wieder ein Spazierritt, eben so heftig, wie am Morgen, gemacht wird. Darauf wird etwa wieder das Kaffehaus besucht, wo Kaffe oder Eierpunsch getrunken, und Billard, immer mit brennender Cigarre, gespielt wird. Nun nimmt man seine Zuflucht zu den oft genannten Abendgesellschaften, wo man sich bis spät in die Nacht unterhält, wobei Tabak geraucht und Chocolade und Wasser getrunken wird. Nachdem diese Gesellschaft aufgebrochen ist, geht man entweder nach Hause, oder öfter nach dem Wirthshause, wo nun Hazardspiele oder Lotterie gespielt wird, worauf es wohl der Fall seyn kann, daß er nach dem Fenster seiner Schönen zurückkehrt, wo die

Unterhaltung nun ungestörter fortgesetzt werden kann. Bei der späten Nachhausekunft zieht man nichts mehr als Jacke, Weste und Schuhe aus, mit dem Reste wirft man sich gewöhnlich in die Hangematte, wo man ohne andere Betten bis zum folgenden Morgen schläft, da denn jene Kleidungsstücke mit anderen, rein gewaschenen, vertauscht werden. Diese Mode, Kleider zu Betten zu verwandeln, ist durchaus nicht von einer, durch starke Getränke veranlaßten Bewußtlosigkeit gekommen, denn wenige Nationen sind in diesem Falle so exemplarisch, wie der spanische Creole, und nie sah ich einen Columbier von besserer Erziehung in den erniedrigenden Zustand versetzt, der, obgleich bei uns als verzeihlich, oder wohl gar unschuldig betrachtet, bei ihnen mit Recht den größten Unwillen und sogar Verachtung erregen würde. Freilich trinken einige von ihnen eine Art Branntwein — Aguardiente — aber mäßig, und mehrere nehmen nie starke Getränke in den Mund. So verhält es sich nicht mit den in Columbien ansäßigen Fremden. Ohne Trinker zu seyn, gibt es viele unter ihnen, die eine ansehnliche Portion starker Getränke zu sich nehmen, da sie in diesem Clima, ohne eine Unannehmlichkeit zu fühlen, gerne eine halbe Bouteille Rum oder Cognac nebst zwei Bouteillen Wein des Tags ausleeren können, wenn sie dies nur beim Trinken mit Wasser versetzen. Die starke und beständige Ausdünstung ist die Ursache davon. Sie behaupten sogar, daß es nicht nur gesund, sondern viel mehr zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig sey. Obgleich ein mäßiger Gebrauch von geistigen Getränken unläugbar für den daran gewöhnten Europäer hier nicht nur ganz gesund, sondern sogar ein Bedürfniß ist; um so viel mehr, da es gefährlich ist, im Anfange unvermischtes Wasser zu verzehren;

so beweisen doch im Allgemeinen Creolen und Indianer, daß die Natur hier nicht mehr starke Liqueure als in allen anderen Ländern, oder gar keine verlangt.

Auf dem hohen Abhange am Flusse zwischen der Werfte und der Hafenmauer, werden jeden Morgen Lebensmittel verkauft, womit dieser Platz als sehr wohl versehen betrachtet wird. Am Tage wird er gegen die Sonnenstrahlen zum Theil durch einige schattenreiche Ceibasbäume geschützt, unter denen man oft einige Marketenderinnen findet, die Kaffe und Chocolade verkaufen, nebst einer Art aus Maismehl und Schweineschmalz verfertigtem Backwerke. Dieser Ort hat auch eine an den vorher beschriebenen Stellen unbekannte Waare, in der großen Menge von Schildkröteneiern, die hier feil sind. An Farbe, Größe und Aussehen sind sie kleineren Hühnereiern ähnlich, aber etwas runder, mit einer weichen und elastischen Schaale. Sie enthalten eine fette, ölichte, brandgelbe Materie, die eine wohlschmeckende, vielleicht aber etwas schwer zu verdauende Nahrung gibt. Man sammelt sie in gewissen Monaten auf den Sandbänken im Magdalenafluß, von welcher sonderbaren Jagd ich weiter unten reden werde. Hier gibt es auch eine Menge Fischarten aus dem Magdalenafluße, die vielleicht besser schmecken, oder wenigstens nicht so trocken sind, als die, welche in der salzigen caraibischen See gefischt werden. Unter ihnen zeichnet sich ein großer Fisch aus, Namens Bagre, der oft vier Fuß lang ist, mit dunklen Flecken, und einem hellgrünen Körper, dessen langer, breiter Schwanz und starke Floßfedern nebst dem breiten, mit großem, weit offenen Rachen, versehenen platten Kopfe beweisen, daß dieser Fisch von anderen kleineren lebt. Auch sieht man ihn oft eine scharfe Jagd nach den

kleinen Fischen halten, längs dem durch die Zweige der Bäume beschatteten Ufer, wo er vom Canot mit einer Art kleiner Harpune gehauen wird. Hier wird auch Brod, aus Maismehl und Platanen bereitet, verkauft, welches in langen runden Stücken, in der Form von Cylindern in große Blätter eingewickelt liegt, und unter dem Namen Bóyos mit großer Begierde von Indianern und Negern gegessen wird. Auch sieht man da ganze Maisähren, die kurz vor ihrer Reife abgenommen, entweder gekocht oder gebraten, von Vornehmeren und Geringeren, wie ein sehr wohlschmeckendes Dessert, unter dem Namen Masorja, gegessen werden. Man verkauft hier auch eine bedeutende Anzahl von zwei der wenigen Manufakturwaaren dieses Landes. Die eine besteht in großen Gefäßen aus Thon, die aus einer Art gelbem, leichten Thon getrocknet und schwach gebrannt, theils zu Wasserkrügen — Tinajas, theils zu Grapen — Ollas — und auch zu Trinkgefäßen — Tazas — gebraucht werden. Einige der ersten sind kolossal, da sie sogar vierzig bis funfzig Kannen *) halten. Die andre Waare ist eine Gattung leichter, aber starker Reife, gearbeitet aus einem in Columbien allgemeinen Gewächse, Pita genannt, einer großen Aloe ähnlich; auch glaube ich, daß der botanische Name desselben Cactus war. Sie werden unter der Benennung Cabullas de Pita — Reife von Pita verkauft, und wären, etwas kunstmäßiger gemacht, ein vortreffliches Tauwerk der kleineren Takelage bei größeren wie Fregatten aufgetakelten Schiffe, weil sie im höchsten Grade leicht, stark und geschmeidig sind.

*) Eine Kanne hält ungefähr drei Bouteillen.

Den ein und zwanzigsten Januar ward das San Sebastiansfest gefeiert, das wenn nicht sonst, dadurch merkwürdig ist, daß man sich hier dann einander auf den Straßen mit Mehl pudert. Besonders sind die Frauenzimmer große Freundinnen dieses Spiels, und Niemand ist sicher vor ihnen, der auch nur noch so wenig mit ihnen bekannt ist. Da mein Freund, Herr Travers, von einem Besuche in der Stadt nach Hause kam, war er ganz überpudert in Haar, Gesicht und Kleidern, was ein Beweis der Munterkeit der Damen besseren Standes ist, welche ihm im Allgemeinen sehr gewogen waren, weil er einer der schönsten Männer dieser Stadt war. Es ist sonst recht sonderbar und lächerlich, an diesem Tage beinahe überall die krausen Negerköpfe mit weißem Puder ganz bedeckt zu sehen, was einen lächerlichen Kontrast gegen ihr schwarzes Gesicht macht.

Das Volk hieselbst ist im Allgemeinen von einem guten und munteren Temperamente, und hält alle die vielen religiösen Feste mit großer Gewissenhaftigkeit, wenigstens was die Vergnügungen dabei betrifft. Unter dem ganzen Weihnachtscarneval hörte man einen beständigen Lärm auf den Gassen vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis zum Morgen, mit Schüssen, Feuerwerk, Musik und Gesang bei häufigen Processionen, die ich meiner damaligen Krankheit wegen nicht sehen, aber so viel besser hören konnte; auch spukte ihr lauter Lärm und ihr Geschrei beständig in der erhitzten Phantasie. Wie gewöhnlich brachten sie immer eine Menge tragbarer Feuerwerksanstalten mit, wie Sonnen, Schwärmer und kleine Raketen, welche letztere sie in den Händen anzünden, und da sie folglich nicht so genau ihren Flug leiten können, so geschieht es oft, daß sie unrichtige

Bewegungslinien beschreiben, welches mit einer der Fall war, die in das Fenster meines Zimmers geflogen kam, an die Decke desselben ging, und eben so viel Lärm machte, als der draußen befindliche Volkshaufe, der nun tobte und noch mehr schrie, wahrscheinlich eben so sehr dadurch ergötzt, daß sie ins Fenster hineingegangen war, als mißvergnügt, daß er sie nicht höher in die Luft hatte steigen sehen. Die Jüngeren unter ihnen und besonders die Straßenbuben belustigen sich oft auf dem Markte und den Gassen mit einem sonderbaren Spiele. Sie haben nämlich eine Menge kleiner Knaller, gemacht aus Pulver und Papier, an denen eine gekrümmte Stecknadel hängt, mit der sie sie, sobald sie Feuer gefangen haben, einander auf den Rücken befestigen; und da diese kleinen Maschinen an den laufenden Jungen öfters aufsprühen und knallen, so sind diese halbnackten schwarzen Buben, besonders des Abends, eben so vielen kleinen Teufeln nicht unähnlich, die mit den gewöhnlichen Attributen derselben, Geschrei, Feuer, Rauch und Zischen umherfahren.

Mompox ist schon ein Ort mit bedeutender Betriebsamkeit und besonders mit einem lebhaften Transitohandel, wird es aber wahrscheinlich noch mehr wegen seiner Centrallage im Lande, zwischen dem Magdalena- und Caucaflusse, den großen Landstraßen zwischen der Küste und den inneren Theilen des Landes. Hier ist auch der Niederlagsplatz aller Produkte von den höheren Provinzen und auch für die Menge ausländischer Kaufmannswaaren, welche zum Austausche für diese dahin gehen. Durch den Magdalenafluß steht man mit den von ihm bewässerten Provinzen Santa Marta, Ocaña, Pamplona, Bogotá, Neiva, Popayan, Antioquia und Mompox in Verbindung, und auf dem Caucaflusse werden Sachen von

und nach den Provinzen Mompox, Antioquia, Choco und Carthagena verfrachtet, und alle Handelswaaren von Europa und Nordamerika kommen auf dem dritten größeren Canale, der Verbindung dieser beiden Flüsse, der dann nur nach dem größeren Magdalenafluß genannt wird. Hier sieht man deßhalb Vorräthe von Brasilienholz, Chinarinde, Häuten, Cacao, Ipecacuanha, nebst etwas Tabak, Salz, Baumwolle, so wie Goldsand, obgleich die Ausfuhr desselben verboten ist. Alle die vorher bei Santa Marta und Carthagena genannten Ausfuhrartikel, die für das Innere des Landes bestimmt sind, müssen auf den hieher gehörenden, eigentlichen Flußfahrzeugen, den Champanen, umgeladen werden; welches den Fracht- und Kommissionshandel zur Hauptsache der hiesigen Kaufleute macht. Außer mehreren creolischen Handelshäusern gibt es hier auch einige englische, nordamerikanische und französische, von denen die ausländischen meistens als Agenten der größeren Handelshäuser ihrer respectiven Nationen in Carthagena und Bogotá zu betrachten sind. Die Schiffsherr der oder Eigenthümer der oben genannten Champane sind, sonderbar genug, beinahe alle ohne Ausnahme Creolen, und doch ist dies ein sehr lohnendes Geschäft, und wird es so lange bleiben, als keine kleinere Dampfschiffe diese von den Indianern erfundenen, und seit Ankunft der Spanier von ihnen gebrauchten Fahrzeuge verdrängen. Ein solcher größerer Champan kostet an 3000 Piaster, aber wenn er 180 Cargas — ein Gewicht von 250 Pfund — lastet, wovon jeder von Mompox nach Honda oder Juntas, wo die Flußreise zu Ende ist, mit 10 Piastern Frachtgeld bezahlt wird, so rechnet man, daß sie sich mit drei Reisen bezahlt gemacht haben. Die Rechnung ist auch bald gemacht, da sie weder Laften-

abgabe zu erlegen haben, noch etwas für Abnutzung von Segel und Tauwerk zu berechnen brauchen, sondern die einzigen Kosten bestehen in der Ablöhnung der Besatzung und im Proviante. Die größten erfordern sechs und zwanzig Bogas und einen Patron, von denen die ersten für die ganze Reise nach den eben genannten Oertern mit sechzehn Piastern, und der letzte mit zwanzig bezahlt wird. Da man gewöhnlich annimmt, daß eine solche Reise zwei bis drei Monate dauert, in welcher Zeit nur gesalzenes Fleisch und Platanen bestanden werden, die keineswegs theuer sind, und sich für jeden Mann nicht auf fünf Piaster im Monate belaufen können, so muß der Gewinn bei dieser Frachtenfahrt auf jeden Fall bedeutend seyn. Da hier nun ungefähr vierzig solcher größeren und kleineren Champane beinahe unaufhörlich auf dem Flusse beschäftigt sind, so sieht man, wie lebhaft die Fahrt auf dem Magdalenaflusse ist, und welches Feld hier für die Einrichtung von Dampfschiffen wäre, wenn nicht die Regierung diese letzte Fahrt schon als Monopol vergeben hätte, wovon wir unten weiter reden wollen. Außerdem gibt es hier eine unzählige Menge Bongos, Piroguen und Canots, die zu kleineren Reisen und geringeren Ladungen gebraucht werden. Sie liegen in einer beinahe ununterbrochenen Reihe längs der hohen Hafenmauer, die ein sehr lebhaftes Gemälde darbietet, da sie oft von Bogas ganz besetzt ist, die zwischen den Böten und den auf der anderen Seite liegenden Krügen hin und her kreuzen. — Der Fluß steigt in der Regenzeit, oder im Junius und December beinahe zwanzig Fuß über seine Höhe im März und September, und diese große Veränderung hat die Erbauung der hohen steinernen Hafenmauer

verursacht, wodurch das lose Ufer bei diesen Vorfällen vor dem Wegschwemmen und Einstürzen gesichert wird.

In der Nacht vom sieben und zwanzigsten auf den acht und zwanzigsten Januar war ein selbst in Mompox ungewöhnlich starkes Gewitter. Da ich vorher an mehreren Stellen Donner und Blitz genannt habe, ohne mich weiter dabei aufzuhalten, will ich nun versuchen, eins dieser schrecklich schönen Phänomene in einem tropischen Clima zu beschreiben. In langer Zeit war kein Regentropfen gefallen, die brennende Hitze zu mildern, oder die viele feine Erde und den Staub nieder zu drücken, der in dicken Wolken bei der geringsten Bewegung von den trocknen Gassen in die Höhe stieg, aus welchen ihn nicht das kleinste Lüftchen vertreiben konnte. Keine einzige Wolke erblickte man auf dem bleichgelben gleichsam glühenden Himmel. Eine schauerliche Stille herrschte über Himmel und Erde, und die stille Natur schien erstorben zu seyn. Die Sonne allein, die Ursache dieser Ohnmacht, bewegte sich, und regierte despotisch über die erschöpfte Natur: mit der vollen Riesenkraft ihrer senkrechten Stärke wirkte sie unermüdet, als wenn sie die Erde und Atmosphäre gänzlich zerschmelzen wollte. Dies hatte nun einige Zeit gedauert, aber lange konnte es so nicht seyn, denn sonst war zu befürchten, daß es mit Mompox eben so gehen würde, wie vormals mit einem Theil der Erde, als Herr Phaeton seine Luftfahrt mit Phöbus Wagen machte. Auch hatte sich den Magdalenafluß, wenn er auch wie der Nil durch Hitze und Dürre nicht gänzlich verschwand, oder wie Ovid versichert: Nilus in extremum fugit perterritus orbem, bedeutend vermindert, so daß er nun nur wie ein großer Bach zwischen der Stadt und der grade gegenüber

liegenden Insel war, an deren abschüssigem sandigen Ufer Krokodile mit offenem Rachen lagen, als wenn sie vor Durst verschmachteten. Endlich hörte man eines Tages, am Nachmittage, eins und das andere entfernte Geräusch von einigen schnell aufsteigenden kleinen Wolken am östlichen Horizonte, die sich in beständig zunehmender Bewegung erweiterten, so daß, da die Sonne beim Untergange die letzten blutrothen Strahlen darauf warf, sie schon einen bedeutenden Theil des Himmels eingenommen hatten, und sich mit gefräßiger Gier über den noch übrigen Theil desselben zu verbreiten schienen. Unzählige Blitze zertheilten in allen denkbaren Richtungen die schwarzgelben Eingeweide dieses drohenden Ungeheuers; und der Donner, welcher jetzt mit einem Male die Ouverture bildete, vermehrte sich am Abend nebst Lärm und Instrumenten, so daß er in der Nacht ein fürchterliches Tutti-Furioso mit solchen Fortissimo-Passagen ausführte, daß Orchester und Saal dabei zitterten. — Die erste Wirkung dieses Ungewitters war ein ihm vorangehender Sturm, der mit entsetzlicher Heftigkeit heulte, und die stille Gegend in eine schreckenvolle Thätigkeit versetzte. Die hohen, stark belaubten Cedernbäume wiegten ängstlich ihre strotzenden Zweige, von denen eine Menge gelber Blätter herabhagelten: die dünnen, kahlen Stämme der Cocospalmen krümmten sich mit Beben, und schwangen erschrocken ihre langen weichen Aeste in die Luft, die, alle in einer Richtung, deutlich zeigten, woher der Wind kam. Der feine Sand und Staub auf den Gassen verlor nun die geringe Schwere, die er vorher gehabt hatte, und wie auf einmal davon befreit, flog er in die Höhe, und umgab Alles mit einem finsteren Chaos. Eine Menge desselben fuhr mit dem Sturme in die Häuser durch Fenster und Thü-

ren, die sich in demselben Augenblicke öffneten, oder mit einem schauerlichen Getöse zugeworfen wurden. Endlich fielen einige dicke Regentropfen, die, wenn gleich sehr groß, keine Spur in der trockenen Erde zurückließen, sondern in derselben verschwanden, wie ein in die tiefe See geworfener Stein. Bald aber nahmen sie an Menge und Stärke zu, so daß sie in nicht langer Zeit Sturm, Staub und Dürre überwältigten, und nun strömte die schwere Wassermasse wie ein Wasserfall über die Stadt. Man fühlte ihren Druck auf die Luft, und fürchtete beinahe, daß die schützenden Dächer ihr nicht würden widerstehen können. Indessen wurde ihr ununterbrochener Lärm von den häufigen Donnerschlägen begleitet, und das ganze Schauspiel von den beständigen Blitzen erleuchtet, von denen man nicht sagen konnte, daß sie dicht auf einander folgten, weil es selten eine Pause zwischen ihnen gab, da die ganze Atmosphäre von einem entzündeten elektrischen Fluidum erfüllt war. Man unterscheidet auch deutlich zwei, wenn nicht mehrere verschiedene Gewitter über einander, von denen das obere sich unaufhörlich in die Wolken selbst entladet, und das untere dagegen weniger oft gehört wird, aber in geringerer Entfernung. Dies macht, daß man hier beinahe immer bei starkem Gewitter eine beständige Musik hat, bestehend aus dem fortdauernden Getöse des oberen Donners, das sehr oft von dem entsetzlichen Geknalle des unteren überstimmt wird. Dies letztere ist wahrlich auch erhaben, und vollkommen übereinstimmend mit der großen, majestätischen Natur dieses Landes. Unsere Gewitter würden in Vergleich mit ihnen nichts anders als schwache Nachahmungen seyn, oder vielmehr ein Echo, von diesem furchtbaren langen Krachen, das die Erde in ihrem Innersten zu

erschüttern scheint, während sie die zitternde Luft mit ihrem Alles überstimmenden Getöse erfüllen, das zuletzt durch wiederholten Widerhall sich in die entfernten Wälder und Berge verlängert, bis es wieder von einem neuen noch erschrecklicheren Knalle verdrängt wird. Es ist indessen ein großes Glück, daß das Gewitter hier nicht so oft einschlägt, wenigstens hört man selten von einem dadurch verursachten Unglücksfalle. Die Ursache davon liegt wahrscheinlich darin, daß sich entweder der größte Theil des elektrischen Fluidums in die Atmosphäre selbst ausleert, oder sich auch in die ungeheuren, wilden Wälder entladet, wo die alten vertrockneten Bäume eben so viele Ableiter sind, deren zerschmetterte Splitter von Niemand anders, als den unter ihnen wohnenden wilden Thieren entdeckt werden können. — Dieses Ungewitter währte die ganze Nacht fast ununterbrochen fort, und hatte die gute Wirkung, daß es, wenigstens auf einige Zeit, die Hitze milderte, die Musquitos vertrieb, und der nun erquickten Natur neues Leben wiederschenkte.

Mompox wäre übrigens wegen seiner trefflichen Einwohner, wegen seiner Lage am Magdalenafluße, dieser großen Landstraße zwischen der Küste und Hauptstadt, die alle Reisende, Neuigkeiten, u. s. w. von und nach Europa und Nordamerika passiren müssen — ein vielleicht angenehmer Aufenthaltsort in diesem Lande, wenn es nicht von der Alles aufwiegenden, schrecklichen Hitze beschwert würde, gegen die es beinahe niemals eine Milderung gibt, indem nur höchst selten, und dann immer schwach ein kühlendes Lüftchen von dem so weit entfernten Meere bis hieher dringen kann. Auch verläßt man diese Stadt mit frohen Gefühlen, besonders wenn die Reise, wie jetzt, nach den bergigten, in den Andes liegenden,

gemäßigteren Provinzen gehen soll; obgleich man, um nach diesem Elysium zu gelangen, erst durch das Fegefeuer hindurch — oder eine lange Reise auf dem Magdalenaflusse machen muß.

Capitel VIII.

Reise auf dem Magdalenaflusse.

Den 27. Januar hatte ich Alles zu der Flußreise in Ordnung. Sich auf diese Weise fertig zu machen, ist für den Ungewohnten nicht das Angenehmste, erfordert Zeit und verursacht auch Verdrießlichkeiten, da man Alles selbst thun muß. Das Erste, wofür man sorgen muß, ist dann das Fahrzeug zu miethen, welches, da man nichts anders, als seine Sachen, mitzunehmen hat, am besten von den kleineren, leichten Böten, Pirogues oder Barquetas genommen wird, weil sie nicht mehr als den Patron und zwei Bogas erfordern, um doch ziemlich schnell den Fluß hinan zu kommen. Ein solches Fahrzeug wird dann auf den Tag gemiethet, und kostet gewöhnlich von zwei bis drei Realen, wovon ein Theil voraus bezahlt, und der Rest mit dem Patron am Ende der Reise nach Hause geschickt wird. Darauf folgt die Miethe der Besatzung, zu welchem Ende man mit einem Patron accordirt, der dann die bedungene Bezahlung für sich und die Bogas in Empfang nimmt. Es ist unleugbar sehr gewagt, so in voraus eine

Menge Geld einem ganz unbekannten Indianer oder Neger zu übergeben, besonders in diesem, wegen seiner guten Polizei weniger merkwürdigen Lande. Inzwischen geschieht es doch hier so oft, daß man von dem Patron betrogen wird, dessen Adresse man gewöhnlich von einem hiesigen Bekannten bekommen hat; und wie es auch immer damit gehen mag, so muß man sich dieser Ungewißheit aussetzen, da man hier auf keine andre Weise Leute bekommen kann. Der Patron miethet dann auf dieselbe Art seine Gehülfen, das heißt, er gibt die ganze Miethe in voraus, und da diese Herren im Allgemeinen weniger delicate Begriffe von der Verbindlichkeit dieser Einmusterung haben, so ist man sehr glücklich, wenn man nicht von ihnen betrogen wird; denn wenn sich jemand von ihnen an dem zur Abreise bestimmten Tage nicht einfindet, erhält man vom Patrone keinen andern Trost, als dies lakonische Zeugniß: „Se fue!“ — Er ist davon gegangen. Selten verlohnt es sich auch der Mühe ihm nachzusetzen, denn wenn er nach vieler Beschwerde und großem Zeitverluste auch ertappt wird, so ist dies doch nie mit dem Gelde der Fall. Ist man glücklich genug dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, so geht es doch nie so mit einer andern; einen oder vielleicht mehrere Tage auf diese Menschen warten zu müssen, denn sie verlassen die Krüge niemals eher, als bis all ihr Geld durchgebracht ist, und gehen nicht eher an Bord, als bis die Taschen leer an Silber sind, gleich als ob sie sich fürchteten, das kleine Fahrzeug damit zu sehr zu beschweren. Außer dem Boote und den Leuten muß man auch auf Proviant, und im Allgemeinen auf alle Bedürfnisse, die man auf längeren Seereisen hat, bedacht seyn, mit Ausnahme von Wasser und Holz. Zu dem Ende muß man sich mit gesalzenem Fleische,

Platanen, Reiß, Chocolade, Rum und Wein verproviantiren, welche beiden letzteren Artikel so viel nöthiger mitzunehmen sind, da das Wasser des Magdalenaflusses schwerlich, ohne damit vermischt zu seyn, getrunken werden kann. Nimmt man noch etwas Branntwein für die Bogas mit, so hat man keine Ursache dies auf die Länge zu bereuen, denn dieses aqua probata ist hier von eben so großer Wirkung, als bei uns. Natürlicherweise muß man auch nöthige Kochgefäße und andre Geräthschaften zur Zubereitung der Speisen und zum Auflegen derselben bei sich haben; auch spielt bei keiner anderen Gelegenheit ein wohl versehenes Flaschenfutter eine so bedeutende Rolle, oder scheint passender zu seyn, als in einer Pirogue auf dem Magdalenaflusse. Ein kleinerer Wasserkrug ist um so viel besser mitzunehmen, weil, wenn er am Abend gefüllt wird, sich in der Nacht das sonst unerträglich heiße, mit Lehm vermischte Flußwasser abkühlt und klar wird. Einige Arzneimittel sind, wenn nicht für eigenen Gebrauch nothwendig, doch sehr gut mitzunehmen, denn man kann sie hernach auf dem Flusse nicht bekommen, und da man sehr oft von den einsam wohnenden Indianern angesprochen wird, den Arzt zu machen, so hat man dann das Vergnügen, in den meisten Fällen durch eins oder anderes Abführungs- oder Brechmittel diesem Vertrauen entsprechen zu können. Chinarinde muß die Reiseapotheke auch enthalten, weil das kalte Fieber hier sehr gangbar ist, und sie außerdem des Morgens in einem Glase Maderawein eingenommen, ein gutes Verwahrungsmittel gegen dasselbe ist. Man muß auch, wenn nicht eine Matratze, doch wenigstens einen Filz oder etwas anderes, bei sich haben, um darauf auf dem Boden des Bootes liegen zu können, auch eine Strohmatte für die Sand-

bänke, diese gewöhnlichen Nachtquartiere während der Reise, und endlich muß der wichtigste Artikel, das Musquitonetz, nicht vergessen werden. Ein starker Regenschirm und eine leichte Vogelbüchse sind in die Länge, wenn grade nicht so nothwendig als für Robinson Crusoe auf seiner wüsten Insel, doch wenigstens angenehme und nützliche Instrumente auf dem langen Flusse. Kann man nun zu allen diesen Sachen noch einige Bücher hinzufügen, die auf der schrecklich einförmigen Reise ganz unschätzbar werden, sie mögen nun über welchen beliebigen Gegenstand und auf was für eine Art es auch immer seyn mag, geschrieben seyn; so kann man wenigstens behaupten, alles Mögliche gethan zu haben, die beschwerliche Reise so angenehm, wie möglich, zu machen. Einem jungen, hier ansäßigen Engländer, Namens Bray, hatte ich für den letzten Gegenstand zu danken, der meistens aus einigen der besten von Walter Scott's Romanen bestand, und schwerlich ist wohl dieser Schriftsteller mit größerem Vergnügen und ungetheilterer Aufmerksamkeit, als jetzt bei dieser stillen, einsamen Reise auf dem Magdalenaflusse gelesen worden.

Um sieben Uhr Morgens am folgenden Tage verließ unsere kleine Pirogue eine der Treppen der Hafenmauer und eilte nun längs derselben unter dem lauten Geschrei der Bogas dahin, die bei solchen Gelegenheiten, wenn sie Jemand bemerkt, das Schelten und Stampfen vermehren. Da wir vor dem Verkaufsplatze vorbei kamen, wurde angelegt, um noch einige für die Reise nothwendige Dinge zu kaufen, bestehend in einem Wasserkruge und einem Grapen aus Thon für die Besatzung, nebst einem der vorhergenannten Reife, um das Canot daran zu befestigen. Außerdem erhandelten wir noch etwas frische Kajütenprovision, wie gewöhnlich, aus Küch-

lein und Eiern bestehend. Nachdem dies beendigt war, wurde die Reise fortgesetzt, oder eigentlich angefangen, wobei die Bogas, wie sie pflegen, ihr Rufen mit einem langen Gesange anfingen, wovon man „Ave Maria purissima, santissima etc.“ am deutlichsten hörte, das endlich dem „Adios Santa Cruz *) de Mompox“ Platz machte, wobei zugleich der Fluch „Cara“ mit dem gewöhnlichen Bellen und Pfeifen sich vermischte, so lange wir etwas von der nun verlassenen Stadt entdecken konnten.

Zehn Uhr Vormittags legten wir ans Land bei einem auf dem linken Ufer liegenden kleinen Orte, Namens San Fernando, wo wir eine Menge weicher Stöcke schnitten, die in Gestalt von Bögen zum Dache über die Kajüte im Canot errichtet wurden. Wir verbanden sie darauf mit Bambusrohr, auf das man Palmblätter legte, um die Sonne und den Regen abzuhalten. Hier auf dieser Stelle aßen wir auch Frühstück, und bereiteten das Essen zum Mittage, das dann in einem Grapen am Bord verwahrt wurde. Da wir in dem kleinen Boote nicht kochen konnten, so brauchten wir uns des Kochens wegen, nicht mehr als ein Mahl des Tags, oder beim Frühstücke aufzuhalten, das, von nun an, immer zwischen acht und zehn Uhr des Vormittags eintraf. Dies gefiel freilich den Bogas nicht sonderlich; da ich es mir aber als unbedingt bei ihrer Annahme vorbehalten hatte, worin auch der Patron einstimmte, so gewöhnten sie sich zuletzt daran.

*) Santa Cruz — heiliges Kreuz; von den Spaniern vor dem Namen mehrerer ihrer hiesigen Städte gebraucht.

Es möchte vielleicht hier nicht so unpassend seyn, dem Leser diese Herren vorzustellen, die, obgleich ihre Bekanntschaft wenig interessiren kann, doch beinahe einen Monat hindurch meine geschlossene Gesellschaft ausmachten. Der Patron war ein alter, magerer Indianer, Namens San Jago Domingo Ruez, mit einer gelbrothen Haut, und schwarzem, schlichtem, borstenähnlichem Haare. Er hatte einem Feldzuge unter Bolivar beigewohnt, der auch ein unerschöpflicher Stoff für seine Abendunterhaltungen war, und immer trat dann der Patron als Redner der übrigen horchenden Gesellschaft auf. Der Alte plauderte auch besser, als er seine Bogas kommandirte, denen er nie den gehörigen Respekt einzuflößen vermochte. Diese bestanden aus zwei jungen Kerlen, von denen der beste ein Neger war, der, etwas untersätzig und stark, sein Palo eben so fertig handhabte, als er dabei Grobheiten und Flüche aus seinem bis an die Ohren gehenden breiten Maule ausstieß. Er war übrigens ein unbändiger und rascher Schlingel, Namens Narcisso Toribbio Santa-Maria. Der andre war ein Bastard von Neger und Indianer, oder, wie sie hier heißen, Zambo, der mit einem schwarzbraunen, geschmeidigen Körper Stärke und Behendigkeit verband, war aber faul, und nannte sich nicht weniger als Natividad Apollinar Lopez de Santa-Marta. Das vierte Mitglied der Gesellschaft, mein Bedienter, war ein sechzehnjähriger indianischer Junge, mit Namen Joseph Maria Cruz, dessen hellgelbe Farbe indessen verrieth, daß etwas europäisches Blut in seinen Adern fließen mußte, oder daß er richtiger Mestiz heißen sollte, wiewohl seine Trägheit und Schläfrigkeit mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit dieser Race nicht übereinstimmte. Er war jedoch nützlich als ein guter Koch, und ward von den

übrigen Kameraden „el Page“ betitelt, was hier einen gewöhnlichen Aufpasser bedeutet. Sie nannten einander sonst immer nur bei einem der Vornahmen, wie es bei Vornehmeren und Geringeren gebräuchlich ist, und bezeichneten mich bloß mit „Don Carlos,“ auch würde es ihnen unmöglich gewesen seyn, den Zunamen aussprechen zu können.

Nachdem wir das Kajütendach in Ordnung hatten, setzten wir die Reise wieder fort, bis vier Uhr, da wir unter einigen schattenreichen Bäumen in unserem Canot Mittag aßen, worauf wir nach der anderen Seite des Flusses hinüberfuhren, und seinem rechten *) Ufer folgend, sieben Uhr Abends, bei einer Playa — Sandbank — ans Land legten, grade gegenüber dem auf der anderen Seite liegenden Dorfe Margarita, zwölf Meilen von Mompox. Solche Sandbänke wählt man immer zum Nachtlager, weil sie eigentlich die einzigen Oerter sind, wo man, mit Ausnahme des Ufers bei den weit von einander entfernten Häusern, an diesem Flusse den Fuß ans Land setzen kann, wo große Bäume und undurchdringliche Büsche nicht allein das Ufer besetzt halten, sondern sich oft über das Wasser erstrecken. Diese niedrigen Bänke verändern sich beständig mit dem Steigen und Fallen des Flusses und sind sehr klein, oder gar nicht bei der höchsten Fluth zu sehen; auch gehen die Bogas zu dieser Zeit nur von einer bewohnten Stelle nach der anderen, und ihr Grund davon: „No hay playas“ — Da sind keine Sandbänke —

*) Wenn künftig von dem rechten und linken Ufer des Flusses die Rede ist, so versteht man damit, daß man mit dem Rücken nach der Quelle des Flusses und mit dem Gesichte nach seiner Mündung gekehrt seyn muß.

ist oft nicht minder unangenehm als gültig, wenn sie gleich öfters diesen Vorwand benutzen, um da, wo sie sind, liegen zu bleiben. Eine solche Bank hängt entweder mit dem Ufer zusammen, oder sie liegt auch, wie eine Insel, im Flusse. Diese letzteren heißen Krokodilbänke, und das mit Recht; da sie am Tage meistens von diesen Thieren bewohnt werden. Indessen zieht man sie dessenungeachtet anderen vor, da das Krokodil sie immer des Abends verläßt, um während der Nacht zu fischen, und man hier außerdem sicherer vor Tigern und Schlangen ist, woran die Ufer Ueberfluß haben. Nachdem man das Canot ein wenig auf die Bank gezogen hat, stellen die Bogas ihre langen Pfähle aufrecht in den Sand, woran sie das Musquitosnetz befestigen, zwischen welches sie eine dünne Strohmatte legen, und so ist zugleich das Bette in Ordnung. Ich bediente mich inzwischen selten desselben, da ich besser im Boote schlief, in welchem das Musquitosnetz unter dem niedrigen Palmdache befestiget wurde.

Um vier Uhr Morgens am folgenden Tage, der ein Sonntag war, fuhren wir wieder bei hellem Mondscheine ab, kamen bei Sonnenaufgange vor einem Dorfe, Namens Guama, auf dem rechten Ufer vorbei, worauf wir über den Fluß gingen, und acht Uhr Vormittags bei einem Dorfe, mit Namen Chioya, ungefähr zwölf Meilen vom Nachtquartiere landeten. Während das Frühstück zubereitet ward, machte ich einen Spaziergang nach dem kleinen Dorfe, an dessen einem Ende die Kirche liegt, die sich von den übrigen Hütten nur durch ihre Größe und etwas dickere Lehmwände unterschied. Das Innere derselben war eben so anspruchlos, und das Merkwürdigste ihres Zierraths war die kleine Kanzel, die auf einem hohen Pfahle saß, ungefähr wie ein Taubenschlag, auf

den Bauerhöfen in Nord-Deutschland. Da die Bogas hier durchaus der Messe beiwohnen wollten, kamen wir erst um Mittag von hier, was doch noch wie ungewöhnlich betrachtet werden konnte, denn selten oder nie lassen sie einen Sonntag hingehen, ohne an demselben an einem Orte liegen zu bleiben. Das Thermometer stand heute, zwei Uhr Nachmittags, auf 34°. Um vier Uhr machten wir Halt, Mittag zu essen, wobei ich mich badete. Dies ist in diesem Clima nützlich und angenehm, aber gleichwohl mit Gefahr verbunden, und muß man es nicht anders thun, als zwischen dem Canot und dem Lande, und dabei genau nach den Krokodilen sehen. Beobachtet man diese Vorsichtigkeitsmaaßregeln, so ist es nicht gefährlich, wenigstens that ich es von nun an jeden Tag. Um sieben Uhr Abends legten wir bei einer Krokodilbank an, wo wir erst, wie gewöhnlich, ein großes Feuer anmachten von der Menge trockener Bäume und Zweige, die vom Flusse in der Regenzeit weggeführt werden. Um dieses Feuer setzt man sich dann und plaudert, raucht und jagt eine Stunde Musquitos, worauf man sich zu Bette unter das Musquitosnetz verfügt.

Montag den dreißigsten fingen wir die Reise auch um vier Uhr Morgens an. Dies ist sonst eine ungewöhnliche Sache, war aber auch einer der Punkte beim Miethen, wogegen sie sich mitten am Tage eine Stunde zu ruhen ausbedungen hatten, so lange der Mond ihnen des Morgens erlaubte auf diese Art ihren Schaden wieder gut zu machen. Um sieben Uhr Vormittags passirten wir die Mündung eines kleinen Flusses, mit Namen Rio Cezar, der von einem Nordost liegenden Landsee, Namens Zapatosa, kommt, und sich in den Magdalenafluß ergießt. Dieser Landsee, der größte in Co-

lumbien, ist zu gewissen Zeiten des Jahrs mit einer Art grosser Enten ganz bedeckt, und das niedrige, sumpfige Ufer, zwischen ihm und dem Magdalenaflusse, gewährt die sonderbarste und einträglichste Vogeljagd, die man sich denken kann; von der ich bei der Rückreise sprechen werde, wo ich in Gesellschaft mit einem Freunde aus Mompox das Vergnügen hatte, an einer solchen Theil zu nehmen. Etwas oberhalb desselben auf dem rechten Ufer kamen wir bei einem Dorfe, Namens Banco, vorbei, und um acht Uhr landeten wir bei einem auf der anderen Seite nahe liegenden grossen Dorfe, mit Namen Peñol, ungefähr sechzig Meilen von Mompox. Hier lag jetzt ein grosser Champan, worin ich einen Bekannten traf, der aus letztgenannter Stadt schon vor acht Tagen abgegangen war, und von denen er hier vier gelegen hatte, ohne eine andere Ursache, als dass die Bogas sich mehr belustigt fanden, stille zu liegen, als die Reise weiter fortzusetzen. Hier wäre es vielleicht nicht so unrecht, diese Menschen etwas umständlicher zu beschreiben, die in mehr als einer Rücksicht wie eine eigene besondere Race angesehen werden können, und in jedem Falle als ein unvermeidliches Uebel bei einer Reise auf dem Magdalenaflusse betrachtet werden.

Unter Bogas *) werden die Neger verstanden, die auf den hiesigen Flussfahrzeugen gebraucht werden. Es wäre unrecht sie Seeleute zu nennen, da sie nichts anderes verstehen, als mit ihren langen Stangen ein solches Fahrzeug den

*) Boga — Ruderer, kommt von dem spanischen Verbo Bogar — rudern — oder auch umgekehrt wenn man so beliebt.

Strom hinan zu schieben. Dies ist aber doch eine der beschwerlichsten Arbeiten, die ein Mensch übernehmen kann, besonders in diesem brennenden Clima; auch sieht es beinahe so aus, als wenn diese schreckliche Anstrengung des Körpers einen üblen Einfluß auf ihr Gemüth hätte, denn schwerlich gibt es wohl ein schlechteres, roheres, unbändigeres, oder mit einem Worte den wilden Thieren ähnlicheres Corps oder Innung, als die Bogas auf dem Magdalenaflusse. Es ist unmöglich anders als durch Furcht auf sie zu wirken; denn Versprechungen, Geschenke, ja sogar das allmächtige Gold kann diese Menschen nicht vermögen, einen Schritt weiter zu gehen, als sie in ihrem dummen Eigensinn beschlossen haben. Man würde sie wohl faul nennen können, da sie oft mehrere Tage, zuweilen Wochen, an einem Orte liegen, ohne einen anderen Grund, als daß sie nicht davon wollen; allein das wäre vielleicht doch unrecht, weil man sie manchmal einen schweren Champan gegen einen starken Strom von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends hinanschieben sieht, bei aller der schrecklichen Hitze, die eine hell scheinende tropische Sonne hervorbringen kann. Ihre Arbeitstage stehen mit den Ruhetagen in keinem richtigen Verhältnisse, und es würde viel besser seyn und schneller gehen, wenn sie weniger heftig arbeiteten, z. B. nur zwei Tage, und den dritten ruheten; denn auf diese Art würden sie doch in einem Monate, oder sechs Wochen den Weg machen, auf welchen sie jetzt zwei oder drei Monate anwenden. Wenn sie stille liegen, was immer bei Dörfern geschieht, oder wenigstens bei bewohnten Stellen, thun sie nichts anders, als essen, schlafen, saufen, sich zanken und schlagen. Obgleich sie gewöhnlich besser schreien als fechten, und im Allgemeinen keine gefährlichen Kämpfer

sind, ist es doch der Fall, daß ihre Streitigkeiten blutig endigen, denn sie haben beinahe immer den Machet bei sich, und schämen sich bei dieser Gelegenheit nicht, dieses lange Messer zu einer Waffe zu verwandeln, ob sie gleich, wie gesagt, wirklich zu bange oder feige sind, blutdürstig zu seyn. Sie sind schwer im Zaume zu halten, und können thun, was ihnen gefällt, denn die Alcalden in den Dörfern, wo sie kampiren, sind froh, wenn man sie nicht anspricht, sich in ihre Händel zu mischen, da sie keine Stärke ihnen entgegenzusetzen haben, und die Patrone, die ihre Herren seyn sollten, sind oft eben so große Lümmel wie die übrigen, auch kann ein solcher in jedem Falle nicht anders, als primus inter pares auf einem Champan angesehen werden. Ungleich allen anderen Corps vermißt man bei ihnen die Eigenschaft, deren sich die wildesten, ja sogar Räuberbanden rühmen können, nämlich einer Art Subordination und eines esprit de corps, denn sie erkennen nicht den Patron für ihren Chef, sondern beneiden ihm nur die weniger anstrengende Arbeit, das Boot zu steuern; und was die letztere Eigenschaft betrifft, so findet man keine Spur davon, da sie untereinander weder als Kameraden leben, noch Hülfe bei einander suchen und sich vertheidigen, wenn es jemals nöthig wäre; sondern sie leben zusammen, wie eben so viele eigensinnige Individuen, die kaum einander kennen, wenn sie gezwungen sind zusammen zu seyn, und fragen durchaus nicht nach einander, wenn sie sich nach Beendigung der Reise trennen. Obgleich auf gewisse Weise Seeleute, haben sie nicht mehr als eine der gewöhnlichen Eigenschaften der Matrosen, nämlich die, das Land nicht gerne zu verlassen, bis ihre Miethe auf eine oder die andre Art durchgebracht ist. Mit einer

großen Begierde nach starken Getränken vereinigen sie auch viel Leichtfertigkeit, und ohne sich grade zur Vielweiberei zu bekennen, ist es nicht selten, daß ein solcher Herr mehrere Damen hat, seine Bekanntschaften in den Dörfern, längs dem Flusse, mitgerechnet. Was ihre Religion betrifft, so müssen sie, ohne grade das Urtheil bestreiten zu wollen, welches ich einen Engländer über diese Menschen fällen hörte, „that they in general got no religion at all," wohl wie Catholiken angesehen werden, da sie sich beständig „Christianos" nennen, und unter oft wiederholtem Bekreuzen, ihr Ave Maria nebst den anderen unzähligen lateinischen Gebeten fleißig hersagen, wovon sie so viel verstehen, wie im Allgemeinen alle die niedrigeren Klassen der Bekenner der römisch-catholisch-apostolischen Religion. Natürlicherweise sind diese Menschen nach der Revolution unbändiger geworden, und als freie Mitbürger, treiben sie ihre republikanischen Ideen ziemlich weit, besonders bei der Frage über das Mein und Dein, denn oft hört man die einsamen Uferbewohner sich über die unerbetenen Hülfsleistungen der Bogas in der Aernte ihres Platanenlandes beklagen, und nicht selten werden Reisende von ihnen an Geld bestohlen, wobei sie ihm zugleich immer den Possen spielen, daß sie davon laufen. Auch ist es der Fall gewesen, daß Eigenthümer von Waaren etwas davon verloren haben, besonders wenn diese in kleinen Packeten sind, oder aus Trinkwaaren bestehen, denn in diesem Falle wird oft eins oder das andre Packet vermißt, oder auch ist eine der im Handel gebräuchlichen Damejeanner bei ihrer Ankunft leer, und man bekommt keinen anderen Ersatz als die Erklärung, daß die ersteren sich nicht finden, und die letzteren unterwegs entzwei gegangen sind.

Fügt man nun hierzu die beständigen Klagen der Passagiere und Ladungseigenthümer über die langsamen Reisen, so erscheint es sonderbar, daß sich die Regierung hiermit nicht etwas näher befaßt hat. Sie hat freilich zum Theil dies gethan durch nach einander ausgefertigte strenge Verordnungen gegen die Bogas; da diese aber nur den Patronen und Alcalden der Dörfer eine gesetzliche Macht geben, die diese beiden Autoritäten nicht mit entsprechender Kraft geltend machen können, so wird der beabsichtigte Zweck durchaus nicht erreicht. Ohne so viel aufs Spiel zu setzen, als der Sultan mit seinen Janitscharen, würde die columbische Regierung leichter ihre Absicht erreichen, diese uralte, übermüthige Innung der Bogas zu zähmen, wenn sie mit militärischen Maaßregeln auf eine kräftige Weise versuchte, sie, wenn nicht ganz zu disciplíniren, ihnen doch wenigstens etwas mehr Achtung vor den Patronen und Alcalden einzuflößen. Wenn sie zu dem Ende ihre Seeofficiere, anstatt sie unthätig auf den Fahrzeugen in Carthagena liegen zu lassen, wo ihre einzige fruchtlose Beschäftigung ist, ihre schwarzen Matrosen im Aufsetzen und Abnehmen der Bramsegel zu exerciren, zugleich mit der Mannschaft auf einige kleinere Champane im Magdalenafluſſe setzte, welche unter einem dortigen, beständigen Kreuzen, das Recht hätten, alle Verbrechen der Bogas außergerichtlich zu bestrafen, so könnten sie zum Anfange ihren Patronen eine hülfreiche Hand leisten, und in die Länge vielleicht selbst solche Capitaine bilden, die an militärische Disciplin gewöhnt, dieselbe hernach auf ihren Champanen einführen könnten. Denn so übermüthig die Bogas auch bei allen Gelegenheiten sind, so beben sie doch bei dem bloßen Namen eines Official de la Republica, welche letztere im Kriege

nicht so viele Umstände mit diesen Herren machten. So viel man mir sagen wollte, hat auch die ausübende Macht angefangen daran zu denken, obgleich die beste Art das Uebel mit der Wurzel auszurotten doch immer wäre, durch Dampfschiffe Champane und Bogas überflüssig zu machen.

Natürlich sind diese Halbmenschen leichter in einem kleineren Boote zu behandeln, wo ihrer wenige sind, als in den großen Champanen, wo sie eine größere Anzahl ausmachen, denn sie sind auch darin gewissen wilden Thieren ähnlich, daß ihre Unbändigkeit mit der Menge zunimmt. Auch hatte ich die meinigen ziemlich gut kennen gelernt, die durch wechselsweise angewandte Drohungen und Versprechungen sich besser aufführten, als man nach dieser ihrer, in keiner Hinsicht übertriebenen Charakterschilderung zu erwarten ein Recht hatte. Indessen mußten sie auf irgend eine Art von der Besatzung der hier liegenden Champane angesteckt seyn, denn da sie nach dem Frühstücke abfahren sollten, wollten sie sich nicht einschiffen, weil der eine von ihnen, der Neger, über Magenschmerzen klagte. Da der vorher genannte, hier von mir getroffene Reisende, ein Franzose, den ich in Carthagena kannte, mich schon überredet hatte zu bleiben, um mit ihm Mittag zu essen, so fragte ich nicht so viel darnach, sondern wünschte meinem Kerl nur eine baldige Wiederherstellung. Da ich hernach des Nachmittags zu meinem Patienten kam, fand ich ihn regelmäßig, laut schnarchend, welches eher einen überladenen als einen kranken Magen anzeigte; da ich ihn aber weckte, mit dem Befehle sich einzuschiffen, sagte er, daß er nicht könnte, sondern Medicin einnehmen müßte. Obgleich ich wohl wußte, was ihm fehlte, und welche Kur hier die rechte gewesen wäre, antwortete ich ihm, daß ich nur

zwei Arzneimittel bei mir hätte, das eine Ipecacuanha *), und das andre starker Branntwein mit Zucker, wovon das letztere nothwendig eine starke Bewegung, sobald man es eingenommen hätte, erfordere, wozu die Arbeit im Canot herrlich passe, und fragte ihn, welches von beiden er wähle. Was ich vermuthet hatte, traf ein; binnen einigen Minuten war eine Dosis aqua vitae eingenommen, und das Canot in voller Fahrt den Strom entlang.

Des Abends bekamen wir Cerrania de Ocaña — die Ocaña-Bergkette — zu Gesichte, die sich parallel mit dem Flusse an dessen rechtem Ufer erstreckt, und mit ihren entfernten blauen Umrissen einen angenehmen Kontrast gegen das einförmige, niedrige, mit Wald bewachsene Ufer machte. Der höchste Punkt dieser Bergkette wird Cerro de Bocali genannt. — Halb sieben Uhr landeten wir an einer Sandbank, wo, wie gewöhnlich, erst ein großes Feuer angemacht ward, um welches geplaudert, geraucht und mit den Musquitos gestritten wurde, die sich hier in unbeschreiblicher Menge befanden, und den Gedanken an die kommende Nacht fürchterlich machten. Diese Besorgniß war auch nicht überflüßig, denn sie waren so zahlreich, daß es nicht möglich war, das Musquitosnetz aufzuspannen, ohne daß zugleich Legionen derselben unter dasselbe eindrangen. Auch konnte weder ich, noch irgend Jemand von der Gesellschaft die ganze Nacht hindurch ein Auge schließen, die zu den schrecklichsten gehört, welche ich erlebt habe. Nachdem ich mein Netz auf die ge-

*) Ein starkes Brechmittel, von unbeschreiblich bitterem Geschmacke, selbst für einen Negermund.

wöhnliche Weise aufgespannt hatte, fand ich zwar, daß ich nicht allein war, hoffte aber doch, wie sonst, nach einer kurzen, fleißigen Jagd, wenigstens nicht von einer lebenden Gesellschaft beunruhigt zu werden. Diese Arbeit war indessen bald als fruchtlos anzusehen, denn statt jeder getödteten, summten wohl hundert lebende aufs Neue herbei, so daß es endlich schien, als wenn das ganze kleine Netz voll gewesen, und sich von da zurückzuziehen das sicherste Mittel wäre, wenigstens nicht ganz erstochen zu werden. Die Ursache dieses unbegreiflichen Anfalls war, wie ich am Morgen sah, ein kleines Loch in dem Zeuge, was sie gleich entdecken, da sie das Musquitosnetz an allen Stellen umgeben, von der Ausdünstung des unter ihm befindlichen Menschen dahin gelockt. Nachdem ich also diese ungebetenen Gäste in ruhigem Besitze des Bettes gelassen hatte, dachte ich außerhalb desselben in Frieden zu seyn, und begann deßhalb einen Spaziergang auf der kleinen Sandbank hin und her; allein hier war es beinahe eben so, denn unaufhörlich mußte man beschäftigt seyn, sie vom Gesichte, von Händen und Füßen zu vertreiben; und wenn man endlich, ermüdet von dieser Anstrengung der Hände, so wie von dem beständigen Waten der Füße in dem losen Sande, stehen bleibt sich auszuruhen, wird man gleich von einer Wolke dieser unermüdeten Insekten umgeben, welche mit verdoppelter Raserei zu verstehen geben, daß man hier an Ruhe in der Nacht nicht denken darf. Diese Marter dauerte auch bis vier Uhr Morgens, da der aufgehende Mond uns leuchtete, den Weg von diesem schrecklichen Nachtquartiere und wie es schien dem Hauptquartiere der Musquitos zu finden.

Musquitos *), von denen es hier mehrere Arten gibt, sind eigentlich eine Art Mücken, beinahe eben so groß, obgleich weit peinigender als die unsrigen. Sie sollen hierin alle anderen bekannten Mückengattungen, selbst die Musquitos des mittländischen Meers, übertreffen. Wie die Mücken schwärmen sie eine Zeitlang unter der unangenehmsten, pfeifenden Musik umher, bis sie sich vorzüglich auf die Hände, das Gesicht und die Füße setzen, wo sie mit dem feinen, langen Stachel verwunden und das Blut aussaugen, so daß, wenn man sie sitzen läßt, ihr durchsichtiger, von Blut ausgespannter Körper gleich eine rothe Farbe annimmt. Das Gefühl, welches den Stich begleitet, ist, obgleich schwächer, beinahe so schmerzhaft, wie das, was eine Biene verursacht, und dauert nicht allein während der ganzen Zeit, daß die Musquitos saugen, sondern auch eine lange Weile hernach. Eine größere oder kleinere rothe Beule folgt immer dem unwiderstehlichen Reiben auf der inflammirten Stelle, und es gibt Beispiele, daß sie in die Länge gefährlich geworden, wenn die Stelle zu stark gerieben wurde. Da sie immer so lange sitzen bleiben, bis sie ganz voll von Blut sind, so ist es nicht schwer sie zu fangen, besonders da der leiseste Schlag mit der Hand oder einem Taschentuche sie im Augenblicke tödtet, so daß sie mit der Zeit nicht so beschwerlich wären, wenn sie nicht in so ungeheurer Menge kämen. Gewöhnlich finden sie sich erst bei Sonnenuntergange ein, oder wenn die Sonne von einer mit Regen drohenden Wolke bedeckt ist, ob sie gleich in den schattenreichen Wäldern oft den ganzen

*) Musquitos ist Spanisch — ein Diminutivum von Mosca — Fliege. Man nennt sie auch Sancudos.

Tag hindurch angetroffen werden. Sie können weder Sonne noch Sturm, sogar nicht den geringsten Wind oder Zug aushalten, so daß man sie dann niemals sieht. Sie lieben dagegen niedrige, feuchte Plätze, und im Allgemeinen alle stille, beschattete Oerter, zu denen sie unglücklicherweise auch die Häuser rechnen. Die Musquitosnetze ausgenommen, gibt es keine Hülfe gegen sie. Diese bestehen gewöhnlich aus dünnem Baumwollenzeuge, in der Gestalt eines kleinen Zeltes, das genau das Bett, die Hangematte oder Strohdecke, bedeckt, worauf man schläft. Sie werden deßhalb auf drei verschiedene Arten aufgespannt, nach den verschiedenen Schlafstellen. Ueber das Bett werden sie wie ein ganzes Laken ausgebreitet, nur mit dem Unterschiede, daß die Ecken, nachdem man sich gelegt hat, unter die Matratze oder anstatt derselben, unter das Laken wohl gestopft werden. Ueber die Strohmatte wird es in Gestalt eines Daches mit Giebeln, vermittelst zweier langen Stöcke aufgezogen, die in den Sand gestellt werden und den unteren Theil verstopft man zwischen die Matte und den Sand. Zur Hangematte wird es ganz wie ein langer Sack genähet, wovon eine der längeren Seiten offen ist, und an der unteren, gegenüber befindlichen sind Bänder genähet, durch die es über die niedriger hängende Hangematte befestigt wird. Dieser Sack ist so tief, daß das offene, niedrigere Ende reichlich auf die Hangematte herabreicht, so daß man, sobald man sich in die letztere gelegt hat, auch in den ersteren hineinkriechen kann, den man darauf aufs Beste um sich einstopfet. Alle diese Einrichtungen sind natürlicherweise sehr beschwerlich, besonders für den Ungewohnten, da sie die Hitze noch erstickender machen, und außerdem Uebung und Nachdenken erfordern, das Netz auf-

zustellen und einzustopfen, denn wird das Mindeste hierbei versäumt, so ist die ganze Arbeit fruchtlos. Aber man gewöhnt sich mit der Zeit daran, und schätzt sich glücklich darunter zu schlafen, betrachtet auch das Muschuitosnetz wie den nothwendigsten Artikel bei einer Reise auf dem Magdalenaflusse.

Dienstag, den ein und dreißigsten, verließen wir früh das Nachtquartier, und setzten unsere Reise unter einem sanften Regen fort, der indessen bei Sonnenaufgang aufhörte, und der Himmel ward, wie gewöhnlich, klar. Des Vormittags sahen wir eine außerordentliche Menge Krokodile, auf die ich vergebens mehrere Schüsse mit Kugeln abfeuerte, weil ihre panzerartige Haut sie davor schützet, wenn man sie nicht ins Auge, oder unter den Schwanz trifft. Diese fürchterlichen Thiere finden sich in Menge im Magdalenaflusse, wo sie sich von dem großen Ueberflusse an Fischen nähren. Sie werden hier noch mit dem indianischen Namen, Caymanes benannt, und sollen etwas verschieden von den Krokodilen des Nils seyn. Sie sind grau mit schwarzen Flecken, in Gestalt einer Eidechse, bei denen der Kopf, der Leib und der Schwanz drei beinahe gleiche Theile bilden. Oft sind sie von einer ungeheuern Größe, und ich sah einige, deren Länge gewiß zwanzig Fuß überstieg, und solche haben mehr als Mannsdicke. Der große, beinahe immer offene Rachen ist mit einer doppelten Reihe von Zähnen versehen, und in dem äußersten Ende der unteren Kinnlade sind zwei lange Zähne, welche beim Verschließen der Kinnladen in zwei Löcher auf der oberen passen. Die ganze Nacht sind sie mit Fischen beschäftigt, und oft hört man sie im Flusse herumplätschern. Am Tage liegen sie dagegen meistens unthätig auf den nie-

drigen Sandbänken, wo sie sich in der Sonnenhitze braten. Dann liegen sie immer mit weit offenem Rachen, den Kopf nach dem Wasser, so daß sie sogleich, ohne sich zu wenden, in den Fluß kommen können, welches sie langsam und mit Schwierigkeit thun. Da sie auch nicht so sonderlich schnell laufen können, so sind sie auf dem Lande nicht so gefährlich, wo sie gewöhnlich die Ankunft des Menschen nicht abwarten. Desto gefährlicher sind sie im Wasser, das sie für ihr eigentliches Element ansehen, und da sind sie kühn und grausam. Man hat sogar Beispiele, daß sie gewagt haben Menschen vom Ufer wegzunehmen, und weiterhin auf dem Flusse hatte ich selbst das Unglück ein großes Krokodil schwimmen zu sehen, das in dem fürchterlichen Rachen eine schwarze Weibsperson hatte. Selten wagen sie sich in ein Boot, indessen geschieht es doch; wovon ich weiter unten reden werde.

Des Nachmittags kamen wir bei einem ziemlich großen Dorfe, Namens San Pedro, auf der linken Seite des Flusses vorbei, ungefähr vierzig Meilen von Peñon. Etwas hernach gingen wir an einem großen beladenen Champan vorbei, der den Fluß hinauf fuhr, und zugleich begegneten wir zwei anderen, die leer herunter kamen. Hier muß ich etwas umständlicher diese einzigen Fahrzeuge für größere Lasten auf dem Magdalenaflusse beschreiben.

Ein Champan vom ersten Range, oder von 180 Cargas würde ungefähr zehn bis funfzehn schwedische Lasten einnehmen können. Er ist dann neunzig Fuß lang, neun Fuß breit, aber nur drei Fuß hoch in der Mitte. Der Boden ist flach und die Seiten stehen durchaus winkelrecht darauf, so daß das Fahrzeug eben so breit am Boden, wie oben am Borde ist. Er hat gewöhnlich nicht mehr als drei große Höl-

zer, wovon die breitesten Paarhölzer in der Mitte sitzen, und die beiden anderen auf den beiden Vierteln von vorne nach hinten. Diese letzteren sind nur zwei Fuß schmäler als die erstgenannten, so daß die Breite dieses Fahrzeugs auf den beiden mittelsten Vierteln unbedeutend abnimmt, geht aber dagegen auf den beiden äußeren enge zusammen bei den Steven. Der Boden biegt sich beinahe auf dieselbe Art, horizontal, und liegt ganz flach zwischen den beiden äußeren Hölzern, von denen er hernach in grader Linie aufspringt bis an die äußersten Punkte vorne und hinten, welche ungefähr anderthalb Fuß höher liegen als die obere Kante der Seiten mitten auf dem Champan. Er hat übrigens weder Kiel noch Kielschwinge, sondern wird nur durch die lothrechten Seiten gebunden. Die Steven bestehen bloß aus einem zwei Fuß langen Holzstücke, eingepaßt zwischen den Boden und die Seiten, deren Winkel ganz ausgefüllt wird. Im Steven des Vordertheils ist ein großes, vertikales Loch, in das einer der langen Pfähle der Bogas gesteckt wird, der hernach in den Sand gesetzt, den Champan am Ufer festhält, und im Steven des Hintertheils liegt eine große, breite Planke, in der Gestalt eines Vogelschwanzes, worauf der Patron beim Steuern steht. Das Schiff ist auf Gravel gebaut, von zwei Zoll dicken Cederplanken, die an einander mit langen Nägeln festgeschlagen werden. Es wird mit Werg ausgestopft und gepecht, worauf es von außen und innen getheert wird. Nachdem der Champan vom Stapel gegangen ist, wird das runde Dach darauf gebaut, das ihn zur Hälfte bedeckt; zu welchem Ende große und starke, aber weiche Zweige so gebogen werden, daß sie hohe Bögen bilden, die einen Fuß von einander auf der innern Kante der

Seiten eingesetzt, und an derselben mit Weiden festgebunden werden. Oben auf diese werden horizontal, lange und breite, gespaltene Bambusrohre — Cañas bravas — gelegt, in gleicher Entfernung von einander, in Bögen auf dieselbe Weise angebunden, so daß dieses Gestelle vollkommen einem großen Vogelbauer gleicht. Oben darauf legt man nun eine dicke Lage von Palmblättern und dann noch wieder gespaltenes Bambusrohr, so dicht, wie möglich beisammen, und dies wird zuletzt von zehn bis zwölf um das Dach gehenden Bändern von starken Weiden festgehalten, die oben am Bord befestigt werden. Die äußersten dieser Bänder werden mit einem dicken Kranze von Palmblättern bedeckt, welcher den Regen abhält, dort herab zu rinnen. Dies so fertig gemachte Dach heißt Toldo, und entspricht vollkommen seinem doppelten Zwecke, den Regen abzuhalten, und die auf demselben gehenden Bogas tragen zu können. Es ist so hoch über dem Bord als die halbe Breite des Champans, oder macht einen Halbcirkel, dessen Durchmesser mit dem Abstande zwischen dem Bord beider Seiten gleich ist, und ist also die Höhe zwischen diesem und dem Boden auf einem der größten Champane etwas über sieben Fuß in der Mitte des Schiffes. Ein großer, beweglicher Cañin, von Planken gemacht, und mit Mauersteinen gefüllt, wird hinten angebracht, und macht mit einem Tau von funfzig Faden Länge und drei Zoll Dicke, das einzige Inventarium des Fahrzeugs aus. Dies letztere dient dazu den Champan, bei starkem Strome, der weiter oben im Flusse Statt findet, hinaufzuwinden. Auf diese Weise ausgerüstet ist der Champan in Ordnung, seine Last einzunehmen, die ganz und gar unter das Dach gelegt, und oft bis dicht unter dasselbe aufgestapelt wird. Gewöhnlich

liegt das Fahrzeug dann zwei Fuß tief; oft aber geschieht es, daß sie so niedergedrückt werden, daß nur ein halber Fuß zwischen dem Bord und dem Wasser übrig ist. Die Besatzung, welche auf einem großen Champan, den Patron mit eingerechnet, aus sechs und zwanzig Mann besteht, wird auf folgende Art vertheilt. Am weitesten nach vorne sitzt el Contra-maestro — der Steuermann — ein erfahrner Kerl, und nächst dem Patron der beste am Bord, mit einem Steuer, womit er hinten hilft; darauf kommen neun Bogas auf dem Vordertheile, oder vorne am Kolbo, die zugleich mit den funfzehn auf dem Dache in drei Divisionen eingetheilt werden, von denen, wenn zwei schieben, nach hinten gehend, der dritte nach vorne zurückgeht, um wieder einen neuen Anfatz zu nehmen. Dann kommt wieder ein Mann, der hinten den nämlichen Dienst thut, wie der Steuermann vorne, oder dem Patron hilft, der am weitesten nach hinten auf dem vorher genannten Schwanze steht, und den ganzen Champan mit einem acht Fuß langen und zwei Fuß breiten Steuer regiert, das er bald nach der einen, bald nach der anderen Seite wirft. Der Theil des Fahrzeugs, der hinter dem Dache ist, enthält die Kabüse, den Proviant und die Sachen der Besatzung, welche letztere meistens in Strohmatten und Musquitosnetzen bestehen. So geht es nun unter einem schrecklichen Schreien und Stampfen, denn es ist nicht genug, daß Ein Mann, wie auf andern Fahrzeugen vorsingt, um alle Bewegungen auf einmal zu machen, sondern hier schreien alle so viel sie können; auch hört man gewöhnlich einen Champan eher als man ihn sieht. Sobald sich zwei solche Fahrzeuge begegnen, fangen die Bogas derselben immer eine Unterhaltung mit einander an, wobei sie in kur-

zen, abgebrochenen Fragen und Antworten ſehr oft groben Witz und Scheltwörter ausſchütten, was auch ſo lange ſie einander hören können, fortgeſetzt wird. Dies war auch der Fall mit denen, welchen wir jetzt begegneten und vorbeifuhren, und wir konnten ihr ſchreiendes Geſpräch noch eine lange Zeit, nachdem wir ſie aus dem Geſichte verloren hatten, vernehmen.

Am Abende landeten wir wie gewöhnlich auf einer Krokodilbank, zündeten Feuer an, und ſetzten das Musquitosnetz auf. Wenigſtens ſchlief ich unter dem meinigen beſſer, als die Nacht vorher, wovon die Urſache wohl hauptſächlich die war, daß ich das unglückliche, darin befindliche Loch wieder hatte ausbeſſern laſſen.

Den 1. Februar fingen wir unſere Fahrt vier Uhr Morgens an, und kamen gleich darauf bei einem Dorfe, Namens Regidor, auf der linken Seite des Fluſſes, vorbei. Hier theilt ſich der Magdalenafluß in zwei Arme, oder richtiger, er vereinigt ſich aus zwei Armen, von denen der zur Rechten Brazo de Ocaña, und der zur Linken Brazo de Morales heißt. Wir folgten dem letzteren, der oft als weniger gefährlich und nicht ſo tief, bei der Reiſe, den Fluß hinan, gewählt wird. — Bei Sonnenaufgange hörten wir einen ſchrecklichen Lärm, der dem Grunzen einer Menge raſender Schweine glich; da wir aber näher kamen, fanden wir, daß er nur von einer ungeheuern Anzahl großer Meerkatzen — Monos — verurſacht ward, die ſich in den hohen Bäumen mit dem geſchmeidigſten und leichteſten Tanze, den man ſich nur denken kann, beluſtigten. Sie brauchen hierbei den langen Schwanz wie das fünfte Bein, ſchlingen ihn um den Zweig, und hängen an ihm eben ſo ſicher, als an den an-

deren Vieren; auch glaubt man anfangs, daß es eine Art fünfbeiniger Geschöpfe ist, die sich mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Geschmeidigkeit von einem Baume zum anderen schwingen, unter einer lauten, schreienden, oder vielmehr brüllenden Musik. Da wir ihnen ziemlich nahe kamen, schoß ich einen davon, der auch der einzige war, der darauf sichtbar blieb, denn in demselben Augenblicke waren alle übrigen verschwunden, hier- und dorthin, durch die halsbrechendsten Sprünge. Seiten kann man die, welche man schießt, näher betrachten, denn sie halten sich immer fest an einem Baume mit einer ihrer fünf Tanzmaschinen, wo sie, zuweilen sogar todt hängen bleiben, welches auch mit diesem der Fall war.

Um sieben Uhr kamen wir bei einem kleinen Dorfe, Namens Rio-Viejo, auf der linken Seite vorbei. Da wir, wie gewöhnlich, zwischen acht und zehn Uhr bei einer ans Ufer stoßenden Playa angelegt hatten, so glückte es mir einen der hiesigen kleinen Fasane — Guacharacas — zu schießen, die sich hier in Ueberfluß in den hohen Bäumen zeigten. Ihr oft wiederholter sonderbarer Laut hat Anlaß zu dem barbarischen Namen gegeben, womit die Indianer ihn bezeichnen. Sie sind grau und schwarz, und gleichen den kalekutischen Hennen, sind aber kleiner als sie. Ich bekam hernach mehrere, und da ihr Fleisch sehr wohlschmeckend ist, so verursachten sie in jedem Falle eine angenehme Abwechslung auf dem kurzen einförmigen Eßzettel.

Um Mittag gingen wir über den Fluß und passirten darauf vor mehreren Rozas der fruchtbaren und schönen Insel vorbei, auf der das Dorf Morales liegt. Um vier Uhr landeten wir, um Mittag zu essen, bei einer ähnlichen, und um sieben Uhr legten wir uns bei einer der gewöhnlichen

Nachtquartiere, einer Sandbank, vor Anker, wo wir ziemlich gut schliefen, obgleich die Musquitos keine Mühe sparten uns wach zu halten.

Donnerstag, den 2. Februar, verließen wir früh den Hafen, um in guter Zeit nach Morales kommen zu können, das ungefähr auf der Hälfte des Magdalenaflusses, oder richtiger, grade zwischen dem Meere und Honbas liegt, wo der genannte Fluß aufhört fahrbar für Champane zu seyn. Auch ist es, als wenn die Bogas ein Privilegium hätten, hier einen oder mehrere Tage zu rasten, denn es ist nie werth zu versuchen, sie den ersten Tag von hier wegzubringen. Wenn man also diesen Ort nicht als eine eigentliche Station ansehen will, so macht die Ankunft allhier doch eine Epoche auf der Flußreise, immer von angenehmen Gefühlen begleitet, die theils von dem Gedanken an die wohl überstandene Hälfte des beschwerlichen Flusses, theils von dem angenehmen, lieblichen Aussehen des ausgezeichnet schönen Dorfs verursacht werden. Wenigstens landete ich in einer solchen Stimmung, zehn Uhr Morgens, bei Morales, wo die laubreichen Ceibasbäume beinahe gänzlich die netten, in Reihen liegenden Häuser von Bambusrohr beschatteten, welche zwischen den graden Stämmen der in langen Alleen gepflanzten, hohen Cocospalmen durchblickten.

Capitel IX.

Reise auf dem oberen Magdalenafluſſe.

Morales, ein groſses Dorf, liegt auf der westlichen Seite einer Insel im Magdalenafluſſe, gehört zu der Provinz Mompox, und ist seiner Lage und netten Häuser wegen, das schönste am Ufer des genannten Flusses. Auf drei Seiten von dichtem Gehölze umgeben, in welchem Anpflanzungen von Cacao, Zuckerrohr, Platanen und Mais liegen, wird die vierte von dem breiten Flusse bewässert, besetzt mit langen Alleen von Cocospalmen, zwischen deren hohen und graden Stämmen man den Magdalenaſluß und das gegenüber liegende Ufer erblickt, das überall mit Wald bewachsen, sich beständig nach der entfernten Bergkette Zimiti erhebt, deren blaue Umrisse auf dieser Seite die Aussicht begränzen.

Die Volksmenge, die meistens aus Indianern und einigen wenigen Creolen besteht, steigt zu ungefähr 1000. Sie leben meistens von Fischerei und ihren Plantagen, und schicken eine Menge Cacaobohnen den Fluß hinunter nach Mompox. Hier gibt es auch Lebensmittel in gröſserer Menge und wohlfeiler als hernach am Flusse, weſshalb auch die Champanen diesen Ort nie vorbeigehen, ohne sich dort eine längere Zeit aufzuhalten. Es lagen hieselbst zwei derselben schon in die zweite Woche bei ihrer Hinaufreise, und ihre Besatzung belustigte sich damit, auf den Straßen und in den Krügen umherzustreifen. Meine beiden Bogas vereinigten sich auch bald mit ihnen, und ich sah sie auch den ganzen Tag nicht wieder.

Am Abend kam endlich der Patron, den ich ausgesandt hatte, sie an Bord zu bringen, allein nur in Gesellschaft eines von ihnen zurück, der uns die Nachricht brachte, daß der andre von dem Alcalden des Dorfes in Verhaft genommen sey, weil der Patron des einen hier liegenden Champans ihn für denjenigen erkannt hatte, welcher einige Zeit vorher, nachdem er seine Miethe im voraus bekommen, davon gelaufen war. Da dieser Patron ihn nicht eher loslassen wollte, als bis er dieses Geld bezahlt hatte, so verurtheilte ihn der Alcalde im Arrest zu bleiben, bis er ihn mit einer passenden Gelegenheit nach Carthagena senden könnte, um auf den dortigen Kriegsschiffen Dienste zu thun — die gewöhnliche Strafe für die Vergehungen der Bogas und ein oft gebrauchtes Mittel, hier Matrosen zu pressen. Da hier nun kein Ort war, sogleich einen anderen Boga zu bekommen, und ich außerdem gerne wünschte meinen Neger, einen starken und tüchtigen Arbeiter, zu behalten, machte ich dem vorher genannten Patron den Vorschlag, daß er gegen Bezahlung der Hälfte seiner Forderung nicht weiter gerichtlich wider meinen Boga verfahren sollte, und stellte ihm vor, daß es besser wäre, mir den Kerl für etwas, als der Regierung für nichts zu geben. Dieser Patron war auch klug genug, das Vernünftige in diesem Vorschlage zu finden, und ärgerte sich nur, daß er so übereilt ihn dem Alcalden überliefert hätte, der seinen Gefangenen nun gewiß nicht wieder ausliefere. Wir gingen deßhalb sogleich zu el Señor Alcalde, einem kleinen, unbedeutenden Creolen, der aber nun die Nase sehr hoch trug. Ich stellte ihm indessen vor, nachdem der Patron und ich wegen Bezahlung der Schuld, für welche der Boga verhaftet worden, übereingekommen wären, hätte die Regie-

rung eigentlich kein Recht den Kerl zu gebrauchen, wenn sie nicht dem Patron und mir seine Schuld bezahlte, weil wir widrigenfalls beide verlören. Er wollte indessen auf diese Erklärung keine Rücksicht nehmen, sondern antwortete mit einer strengen Beamtenmiene: „No le puedo!“ — „Hago lo que debo!“ — Ich kann es nicht! — Ich thue meine Pflicht! — Hier schien also nichts anderes zu thun zu seyn, als zu versuchen einen neuen Boga zu miethen; und ich fing deßhalb an im Dorfe umherzugehen, um einen solchen zu schaffen. Allein ich war hiermit nicht weit gekommen, so kam mein eigener Patron, der der Unterredung mit dem Alcalden beigewohnt hatte, mir nach, und verlangte mit einer geheimnißvollen Miene allein mit mir zu sprechen, worauf er mir die Nachricht gab, daß der Alcalde selbst ihn gebeten hätte, mir den Vorschlag zu machen, ihm, dem Alcalden, die Hälfte der Summe zu geben, wegen welcher der Boga verhaftet säße, dann würde er ihn in der Nacht freilassen, und wir könnten Morgen früh bei Zeiten abreisen, ehe der eigentliche Gläubiger ihn sähe. Da ich vorher eine kleine Kenntniß von der Art dieser Alcalden hatte, „ihre Schuldigkeit zu thun,“ so befremdete mich der Vorschlag eben nicht so sehr, war mir vielmehr willkommen, da er den ersten Schritt gethan hatte, und dachte ich nur zu versuchen, ob er sich nicht etwas abdingen lassen würde, weßwegen ich den Patron bat, ihm zu sagen, daß ich ihm nicht mehr als den vierten Theil von der Schuld des Bogas geben wollte. Inzwischen hörte ich auf einen andern Boga zu suchen, denn nun sah ich, daß diese Beschwerde überflüssig war, da ich auf gewisse Weise den Alcalden schon in meinen Händen hatte. Bei meiner Rückkehr nach dem Canot, brachte mir mein

andrer Boga einen Gruß von seinem gefangenen Kameraden, der mir sagen ließ, wenn ich den nächsten Morgen frühe abreisen wolle, so könnte er vielleicht in der Nacht aus dem Arrest, ohne Vermittelung des Alcalden entkommen. Hier gab es also zwei Arten den Kerl zu bekommen, und da beide gleich gesetzwidrig waren, die letztere aber keine weiteren Umstände als die frühe Abreise machte, welche mir so willkommen war, daß ich gerne gewünscht hätte, meine Bogas wären vor allen Gefängnissen längs dem Flusse bange gewesen, so ließ ich den Gefangenen grüßen, mit der Zusage, daß er je eher je lieber im Canot willkommen wäre. Nun kam der Patron mit der erwarteten Nachricht vom Alcalden, daß er „meinetwegen“ und „weil ich so eilig hätte“, den Mann laufen lassen wolle, wenn ich ihm vier Piaster, oder das, was ich gebaten hatte, geben würde. Ich schickte ihm mit einem freundlichen Gruße an meinen Gönner zurück, daß, da ich nach seinem Wunsche nicht dächte mitten in der Nacht abzureisen, es eben so gut wäre, daß der Boga die Nacht im Arreste bliebe, wo er in sicherer Verwahrung wäre, und woraus diesen unzuverlässigen Menschen eher als grade bei der Abreise zu befreien, weniger rathsam sey; daß wir auch Morgen früh die ganze Angelegenheit zur gegenseitigen Zufriedenheit abmachen wollten. Der Alcalde fand dies sehr billig, und bat nur, daß ich mich morgen nicht zu lange aufhalten sollte, so daß der Champan-Patron ein unangenehmer Tertius interveniens werden könnte; eine Bitte, welche auch erfüllt wurde; denn in der Nacht zwischen ein und zwei Uhr, da ich am Bord lag und schlief, kam der Boga an, und zugleich eilte das Canot mit einer solchen Fahrt und einem so ungewöhnlichen Stillschweigen den Fluß hinauf, daß

es überflüssig war zu fragen, auf welche Art der Verhaftete los gekommen sey. Auch arbeiteten sie den ganzen Morgen mit gleicher Anstrengung wegen der unnöthigen Furcht, daß der Alcalde ihnen nachsetzen könnte, wovon ich doch auf keine Weise die Möglichkeit bestritt, sondern vielmehr das Gegentheil zugab.

Bei Sonnenaufgange, als den 3. Februar, erblickten wir Cerro de San Lucas, den höchsten der Zimitiberge, und um neun Uhr legten wir ans Land bei einer Sandbank, um unser Frühstück zu essen, worauf wir längs dem Ufer der langen Insel Morales unsere Fahrt fortsetzten, auf der eine oder andre, weit von einander entfernte Roza die einzigen Spuren waren, daß hier andre Wesen als Affen, Papagoyen, Flußvögel und Krokodille lebten. Nichts kann wohl einförmiger seyn, als eine Reise auf dem Magdalenaflusse, wo selten das Zuthun eines Menschen die ewig gleiche Natur unterbricht, die hier in derselben unveränderten Gestalt, wie vom Anfange her, herrscht. Der stille, unmerkbar fließende Fluß, die niedrigen, nackten Sandbänke, und das mit hohem Gehölze dicht bewachsene Ufer, sind jeden Tag die einzigen und beständigen Gegenstände, die mit der Zeit für das schmachtende Auge ganz unerträglich werden. Beim Aufgange der Sonne zeigt die Natur hier indessen mehr Abwechselung in ihrem Gemälde, da es von einer Menge Vögel, Thiere und Insekten, woran ein so großer Ueberfluß ist, belebt wird. Aber lange dauert dies nicht, indem dieselbe Sonne, die durch ihre Ankunft ihnen neues Leben schenkte, durch ihre längere Gegenwart es wieder lähmt: nun herrscht auf dem einsamen Flusse eine schauerliche Stille. Kein einziger Laut dringt dann durch die stille, erhitzte Luft in das lauschende Ohr,

denn nun haben die kleinen Vögel schon ihren Morgengesang geendigt, die Affen bereits ihren lärmenden Tanz auf den Zweigen ausgetanzt, die Papagoyen mit ihrem lauten Geschwätze aufgehört, der einsame Storch steht still und unbeweglich unter einem schattenreichen Aste am Ufer, und die Krokodile liegen mit weit offenem Rachen unthätig, und braten sich auf den Sandbänken: Alles ruhet, stillschweigend verschmachtend unter der brennenden Sonne; nur das kleine Fahrzeug ist in Bewegung, und das einförmige Rufen der Bogas der einzige Laut, der die allgemeine Stille entweiht. Dies dauert bis etwas vor Sonnenuntergang, wo die nicht mehr senkrechten Strahlen nach und nach anfangen ihre Kraft zu verlieren, und der Natur zuletzt erlauben, von dem langen Mittagsschlummer zu erwachen. Nun kommt zum Theil die Lebhaftigkeit des Morgens wieder, bis sich die Sonne unter den Horizont gesenkt hat, wo allmählig alle Bewegung aufhört, und in die Stille der Nacht versinkt; nur unterbrochen von dem beständigen Summsen der Musquitos, dem heftigen Plätschern der Krokodile, und dem schauerlichen Gebrülle der Tiger.

Um sieben Uhr nahmen wir unser Nachtquartier auf einer Sandbank, wo wir die Nacht auf die gewöhnliche Weise zubrachten. Die Tiger ließen sich nun öfter als sonst von dem Ufer des Flusses hören, wo sie ihre Gegenwart durch ein heiseres, oft wiederholtes, grobes Bellen, dem Geheul eines Hundes nicht unähnlich, anzeigten. Man behauptet, daß sie, wenn sie über den Fluß schwimmen wollen, sich dieses Lauts bedienen, um die Krokodile zu schrecken, die dann ihren Platz verlassen, und dem Tiger einen freien Durchzug zugestehen, obgleich sie ihn sonst im Wasser bezwingen. Die

hiesigen Tiger sind nicht so groß wie die in Afrika, und sollten wohl richtiger Jaguare genannt werden. Die Krokodile sind aber doch auf dem Lande sehr bange vor ihnen, wo sie meistens vom Tiger getödtet werden. Er fällt sie gemeiniglich unter dem Schwanze an, wo sie sehr empfindlich sind; können aber die ersteren den Tiger nur ins Wasser bringen, so verändert sich der Streit mit dem Kampfplatze, und immer verläßt ihn der Cayman als Sieger. Die Tiger sind auch gefährlich für Menschen, besonders aber für ihre Hausthiere, und es gibt viele Beispiele, daß sie des Nachts auf den Gassen des Dorfes spatziert haben, trotz der großen Menge Hunde, die man dort hält, sie wegzuscheuchen. Gewöhnlich tödten sie dann außer dem Rindvieh auch diesen oder jenen der dasselbe vertheidigenden Hunde.

Fünf Uhr Morgens, den 4. Februar, fing die Tagesarbeit an, und etwas hernach fuhren wir bei einem, auf der entgegengesetzten linken Seite liegenden, großen Dorfe, Namens Babilla, vorbei. Wir waren nun an die Stellen des Flusses gelanget, die in dieser Zeit einen Ueberfluß von Schildkröteneiern haben, und da wir des Vormittags am Lande waren, sammelten wir eine Menge derselben in dem losen Sande. Dies wurde in der Folge eine eben so lohnende, als angenehme, Beschäftigung, und kein Tag verstrich ohne einen Fang von ein- oder zweihundert Schildkröteneiern. Diese Jagd hat einige Aehnlichkeit mit der Hasenjagd auf dem Spurschnee; denn ist man auf eine, mitten im Flusse liegende, Sandbank gekommen, so fängt man damit an, sie einzuschließen, bis man die Spur einer Schildkröte findet, die in der Nacht aus dem Wasser gekommen ist, und ihre Eier gelegt hat. Dieser Spur folgt man dann, bis man nach man-

chen Krümmungen endlich die Stelle findet, wo die Eier in den Sand vergraben sind, was immer sehr schwer ist, oft aber unmöglich für den Ungewohnten, weil die Schildkröte mit solcher Geschicklichkeit den Sand wieder darüber streicht, daß man kaum das geringste Merkmahl von dem Neste entdeckt, worauf sie ihre Wanderung nach dem Flusse, ehe der Morgen angebrochen ist, fortsetzt. So geschieht es oft, daß man einer Spur folgt, bis sie sich wieder ins Wasser verliert, ohne daß man dabei das Eiermagazin hat entdecken können. Dies liegt gewöhnlich einen Fuß unter der Oberfläche des Sandes, und enthält beinahe immer zwanzig bis fünf und zwanzig Eier, die auf einem Haufen liegend, nur durch die Wärme des Sandes ausgebrütet werden. Mein alter Patron war ein wahrer Nimrod auf dieser Jagd, und irrte sich nie in der rechten Stelle, wo die Eier lagen. Es war lustig zu sehen, wie dieser Indianer mit Aufmerksamkeit der Spur folgte, auf einmal stehen blieb, die Ferse in den losen Sand drückte und ausrief: „Aqui esta la matahuevos!“ — Hier liegen die Eier! — worauf er den Sand mit seiner braunen mageren Hand auftratzte, und in kurzer Zeit den ganzen Vorrath in seinem hohen Strohhute hatte. Er sammelte auch so viele, daß wir sie unmöglich verzehren konnten, obgleich ein Boga gegen zwei Stiege die Mahlzeit ist, sondern wir hoben sie auf, und verkauften sie, wenn wir an einen bewohnten Platz kamen.

Um Mittag aus sahen wir wieder die hohen Berge bei Ocaña, die nun auf längere Zeit die einförmige Aussicht nach dem rechten Ufer des Flusses unterbrachen. Um halb sieben Uhr hatten wir unser Canot wieder aufs Land gezogen, Feuer angezündet, und der Patron war auf der Eierjagd, die in-

dessen des Abends nicht so ergiebig ist, weil man alsdann die Spuren nicht so leicht entdeckt, und es außerdem geschieht, daß die Nester am Tage von anderen Jägern geplündert werden, zu denen man Caymane und Raubvögel rechnen kann. Ich kam dagegen mit einer besseren Jagd zurück, bestehend in drei Enten, die ich auf der anderen Seite der Bank geschossen hatte, denn ich sah, daß kurz vor unserer Ankunft eine unzählige Menge sich dort setzte. Sie sind eine Art kleiner schwarzbrauner Enten, mit rothen Schnäbeln und Füßen, die nach Sonnenuntergange in großen Schaaren sich auf den Sandbänken des Flusses niederlassen, und von den Indianern Patos de Magdalena — Enten vom Magdalenaflusse — genannt werden. Wenn man ihnen in der Dämmerung sehr nahe kommen kann, so ist es nicht ungewöhnlich, mehrere auf einen Schuß zu bekommen; übrigens aber sind sie scheu, und die ganze Schaar fliegt beim geringsten Geräusche davon, so daß man nie mehr, als einen Schuß thun kann.

Früh Morgens, den 5. Februar, wurden wir von einem Platzregen mit Donner geweckt. Wenn man auf einer kahlen Sandbank von einem solchen Ungewitter überrascht wird, so ist man nicht in dem beneidenswerthesten Zustande. Daran zu denken, sich selbst gegen die herabstürzende Wassermasse zu schützen, wäre thöricht und fruchtlos; der einzige Versuch ist, sie zu verhindern in die Sachen, die man bei sich hat, einzudringen; zu welchem Ende man die Koffer und das übrige Gepäck unter das Dach des Canots setzt, aus dem das Wasser beständig herausgeschaufelt werden muß. Die Bogas entkleiden sich gleich bei ähnlichen Vorfällen, und suchen nur die abgelegten Kleider vor dem Regen zu bewahren.

Man hat selbst nichts bessres zu thun, als grade aufrecht unter einem Regenschirme stehend, mit Geduld das Bad auszustehen, und zu erwarten, wer zuerst nachgibt, der Platzregen oder der Regenschirm, und da dies sehr oft länger als eine Stunde dauert, hat man die beste Zeit von der Welt philosophische Betrachtungen über die Sündfluth, die Arche Noah's, u. s. w. anzustellen. Bei Sonnenaufgange zertheilten sich endlich die Wolken, und kurz darauf verließen wir unseren Ararat, da es allenthalben wieder trocken zu werden anfing. Obgleich sich die Luft beim Regen natürlich etwas abkühlt, so ist sie, sobald die Sonne zu scheinen anfängt, eben so warm, wie vorher, und hat man dann nur trockene Kleider anzuziehen, so braucht man eben so sonderlich keine Erkältung zu befürchten.

Vormittags kamen wir bei einem Orte, Namens Boca de Rosario, vorbei, woselbst sich der Fluß nach der Beengung wieder öffnet, die er etwas weiter hinauf hat, verursacht von einer rothen Felsenwand, mit Namen Cañaletal, welche eigentlich eine Verlängerung der beinahe winkelrecht dem Flusse gegenüber liegenden Bergkette Giron ist, die bei Pamplona anfängt, und sich beinahe ganz hinab an den Magdalenafluß erstreckt. Gleich darauf gingen wir nach dem anderen Ufer hinüber, dem wir alsdann eine längere Zeit folgten. Die Hitze war stark nach dem Regen, und das Thermometer stand kurz nach Mittag auf 38° 30'. Das Nachtquartier nahmen wir, wie gewöhnlich, auf einer Krokodilbank.

Montag, den 6., waren wir um fünf Uhr des Morgens auf der Reise. Bei dem gewöhnlichen Rasten vor dem Frühstücke schoß ich einen der großen rothen Papagoyen. Er hielt gute drei Fuß zwischen dem Ende des Schwanzes und

der Spitze des Schnabels, glänzte auch mit den schönsten rothen, gelben und mehreren anderen Farben. Um Mittag fuhren wir bei einem großen und schönen Dorfe auf dem gegenüber liegenden linken Ufer, Namens San Pablo, ungefähr achtzig Meilen von Moralez vorbei. Das Thermometer stand zu derselben Zeit auf 37°. Heute fing der eine Boga — Zambo — an über Fieber zu klagen, das hernach, wenn auch nicht zunahm, doch jeden Tag sich einstellte, und unsere Reise bedeutend verzögerte, weil er nicht so viel wie sonst arbeiten konnte. Um sechs Uhr, da wir auf einer Sandbank landeten, gab ich ihm ein Brechmittel, worauf er sich etwas besser fühlte. — In der Nacht viel Musquitos und Tigergeheul.

Den 7. Februar, einige Zeit nachdem wir unseren Hafen verlassen hatten, fuhren wir vor dem Orte vorbei, wo ein Fluß, Namens Zimitarra, von der Bergkette Zimiti herabkommend, hier Guamoco genannt, sich in den Magdalenafluß ergießt. Des Vormittags fanden wir drei Krokodileier, die in den Sand verhärtet lagen. Diese sind etwas größer als Putereier, aber weiß und hart wie Stein, so daß sie schwer zu zerschlagen sind. Sie enthalten eine brandgelbe fette Materie, ungefähr wie die Schildkröteneier. Die Indianer essen sie aber nicht, zerstören indessen so viele sie habhaft werden können.

Nicht vor dem Aufgange der Sonne am achten verließen wir das Nachtquartier. Zur Frühstückszeit legten wir bei einer Roza auf dem linken Ufer des Flusses ans Land, wo wir ein ungewöhnlich großes Gehölz von Cacaobäumen mit vieler Frucht fanden. Die Bäume sind an Größe und Aussehen den Kirschenbäumen sehr ähnlich, und die dunkelrothe

Frucht, die dicht am Stamme und den Zweigen sitzet, sieht fast aus wie eine unebene Melone, in der die Bohnen sich befinden. Beinahe bei jeder angebauten Stelle fanden sich von nun Cacaopflanzungen, deren Produkte gewöhnlich auf dem Flusse nach Mompox und weiter verführt werden.

Kurze Zeit nach unserer Abfahrt von dieser Roza, kamen wir nach der Stelle des Flusses, wo er, bedeutend von seinem gewöhnlichen Laufe von Süden nach Norden abweichend, von Südost nach Nordost in der Mitte des Thals läuft, das gebildet durch die Guamoco- und Gironberge, hier das Bette des Magdalenaflusses ausmacht. Am Abend nahmen wir unser Nachtquartier auf einer Playa, der Mündung eines ziemlich bedeutenden Flusses, Namens Gallinazo, gegenüber, der oben in den Bergen bei Tuña entspringt, sich erst längs den östlichen Cordilleras erstreckt, darauf parallel mit den Gironbergen läuft, und zuletzt in den Magdalenafluß fällt, nachdem er einen Halbcirkel von mehr als zweihundert Meilen gemacht hat.

Früh Morgens, den 9., wurden wir von einem heftigen Regen geweckt, der gleichwohl bald aufhörte, da wir uns denn wieder auf den Weg begaben. Zur gewöhnlichen Mahlzeit beim Frühstücke, machte der Patron eine gute Jagd, und kam mit einem ganzen Hute voll Schildkröteneier nach Hause; auch mir war es gelungen einen schwarzbraunen Fasan zu schießen, beinahe so groß, wie eine kalekutische Henne, bei dessen Anblicke die Bogas ausriefen: „Comida muy sabrosa!“ — Sehr wohlschmeckende Speise! — Auch war er bald gepflückt und zertheilt, und gab, gekocht mit Reiß, ein sehr gutes Gericht, und würde dies auch für einen besseren Tisch als für eine Sandbank im Magdalenaflusse thun.

Das Tischzeug der Bogas ist eben so einfach wie ihr Tisch, und besteht immer aus einem ihrer breiten und kurzen Ruder, das sie in den Sand legen, wobei das flache Ende die Stelle des Tellers vertritt; der Machete, oder der kurze Säbel, wird dann wie Messer gebraucht, und übrigens haben sie keine andere Gabel, als die natürliche fünfzackige.

Am Abend fuhren wir an einem rothen Lehmufer auf der rechten Seite des Flusses vorbei, welches Baranca bermeja — röthlicher Erdwall — genannt wird, und deßhalb merkwürdig ist, weil die Bogas hier die Hälfte des Weges von Mompox nach Honda rechnen. Wir landeten auch gleich darauf an einer Sandbank, wo eine außerordentliche Verpflegung von Branntwein und Cigarren sie in den Stand setzte, die Erreichung dieser merkwürdigen Station besser zu feiern. Wie gewöhnlich ward auch hier ein großes Feuer angemacht, bei dem bis zehn Uhr Abends gesprochen und geraucht ward, und da die Musquitos, wie ungebetene Gäste beim Feste, sich in ungewöhnlich kleiner Anzahl einfanden, so war dieser Abend sehr angenehm und einer der anmuthigsten, den ich auf dem Magdalenaflusse zugebracht habe. Wie gewöhnlich führte der Patron das Wort, und erzählte seine Abentheuer während des Kriegs; und obgleich diese weniger merkwürdig waren, hörte ich sie immer mit Vergnügen, da dieser Indianer, wie viele andre dieser Klasse, mit einer beinahe redneriſchen Leichtigkeit und Stärke sprach, die durch die schöne, kraftvolle spanische Sprache noch erhöhet wurde. Es klingt vielleicht sonderbar, daß man die Beredtsamkeit eines Bogapatrons ohne die geringste Erziehung und Bildung bewundern kann, aber nach meiner Vorstellung wird jeder Nordeuropäer mit Vergnügen die wohllautenden, aus dem Lateinischen ent-

sprungenen Sprachen reden hören, selbst in den Ländern, wo die Menschen nicht so geübt sind zu reden, wie hier, wo Vornehmere und Geringere die Conversation mit Leidenschaft lieben, und wo eins der ehrenvollsten Zeugnisse, das man einem Menschen geben kann, darin besteht: „Habla muy gracioso“ — Er spricht mit viel Annehmlichkeit. Auch thun sie nichts anders in ihren langen äquinoctischen Abenden; denn sieht man sie manchmal lesen oder am Tage etwas anderes thun, so ist dies nie des Abends der Fall, sie mögen es nun gefährlich für die Augen, oder als ein Verbrechen wider el Conversacion ansehen. Dies macht, daß man Leute aus den niedrigsten Klassen trifft, die eine Erzählung mit aller der Annehmlichkeit und Fertigkeit anfangen, fortführen und endigen, wie ein darin geübter Gesellschafter bei uns nur verstehen würde, wo Sprache und Gewohnheit dieser Eigenschaft nicht so viel zu Hülfe kommen. Mein Patron war ein solcher Mann, und oft machte dieser geschwätzige Alte mir mit seinen langen Reden Vergnügen. Wenn er diese beendigt hatte, bat er mich gewöhnlich nun auch etwas zu erzählen, und nie war die Gesellschaft stiller und aufmerksamer, als wenn ich sein gewöhnliches Verlangen „Habla algo de su tierra del Norte“ — Erzählen Sie etwas von Ihrem Lande in Norden — erfüllte. Auch staunten sie vor Verwunderung, wenn ich anfing von unseren Wintern, mit ihrem Eise, Schnee und Kälte zu sprechen, und wie man dann auf Schlitten fährt und auf dem Wasser gehet. Dies war ihnen schwer zu begreifen, denn wenn es auch Wörter in der spanischen Sprache gibt, so waren wenigstens diese Sachen nie von ihren Sinnen gefaßt worden, und sie konnten nicht begreifen, daß die Kälte unangenehm sey, da man

hier nicht genug davon genießen könnte. Am meisten belustigte sie die Beschreibung unserer verschiedenen Jahrszeiten, und daß wir einen dreimal so langen Tag des Sommers als des Winters hätten, und an manchen Orten zu gewissen Zeiten gar keine Nacht, und dagegen wieder zuweilen keinen Tag. Bei diesen und ähnlichen Erzählungen äußerten sie ihre Verwunderung mit dem unaufhörlichen Ausrufe: „Jesus!“ — „Tan particular!“ — „Valgame Dios!“ — „Que tierra maravillosa!“ — O Himmel! — Wie sonderbar! — Gott erbarme sich! — Was für ein sonderbares Land! — Solche Erzählungen vom Norden, wie sie es nennen, werden von den Leuten dieses Landes immer gerne gehört, obgleich sie die Natur desselben nicht beneiden, sondern oft sagen: „Es mejor aqui!“ — Hier ist es besser! — während sie vielleicht, triefend von Schweiß, und erschöpft durch die Hitze, mit den Musquitos zu kämpfen beschäftigt sind.

Den sechzehnten fingen wir unsere Fahrt bei Sonnenaufgang an, und schritten den ganzen Tag langsam vorwärts, weil der eine Boga noch so schwach war, daß er nicht viel arbeiten konnte, sondern mein Bekannte mußte mit ihm abwechseln, wobei die Reise nicht gewann. Nun hatte der Fluß seinen alten Lauf von Süden nach Norden wieder angenommen. Das Thermometer stand um zwölf Uhr auf 35°.

Etwas hernach erblickten wir hinter uns ein kleines Canot ohne Dach, das ziemlich stark auf uns zukam, und da es näher kam, sahen wir, daß es die Post war, die man an dem breiten, dreifarbigen Bande erkennt, das der Patron über die Schultern trägt. Bald war es uns so nahe, daß ich in ihm meinen alten Patron zwischen Barranca und Monpox erkannte. Nach einer kleinen Weile war er uns zur

Seite, da er mich auch erkannte, und seine Bogas einen Augenblick sich ausruhen ließ, wobei er mich fragte, ob ich etwas nach Honda zu bestellen hätte, und da ich nein antwortete, sogleich weiter fuhr. Da er vor mir vorbei gekommen war, wandte er sich um, und sagte mit einer schelmischen Miene: „Adios Señor! A buen Usted no tiene embarcacion de correo.“ — Adieu, mein Herr! Jetzt sahen Sie nicht mit einem Postboote. Es dauerte nicht lange, so war er mir auch aus dem Gesichte. — Diese Postcanots, von denen schon einer beschrieben ist, sind leicht und klein. Sie haben kein Dach, sondern die Felleisen liegen in einer langen hölzernen Kiste, die genau zu dem Boote paßt; den übrigen Raum nehmen die beiden Bogas ein, der Patron und ein dritter Kerl, der mit den zwei erstgenannten abwechselt. So geht es dann von früh des Morgens bis spät Abends, oder so lange sie sehen können, wodurch es ihnen möglich wird in sechzehn Tagen von Barranca nach Honda zu gelangen, was doch zu ungefähr fünfhundert Meilen berechnet wird. Natürlich ist hier nicht die Rede von Ruhetagen oder von der Feier der vielen Festtage. Es sind auch nur auserlesene gute und sichere Leute, die dazu gebraucht werden, und die Bogas werden an drei Stellen auf dieser Reise umgetauscht. Das Postwesen wird auch beinahe am besten im Vergleiche mit allen anderen Angelegenheiten in diesem Lande besorgt. Dies muß aber vielleicht mehr der Ehrfurcht des Volks für diese Einrichtung, als dem Verdienste der Regierung zugeschrieben werden, denn daß ein so kleines Boot, nur mit vier unbewaffneten Leuten bemannt, ohne alle Gefahr auf diesem einsamen, großen Flusse beraubt zu werden, fahren kann, ist um so sonderbarer, da es oft mit großen Summen

in Gold und Silber beladen ist, weil man hier nichts von Wechseln weiß, sondern alle, selbst die unbedeutendsten Remissen in klingender Münze macht; wodurch es denn kommt, daß das Felleisen selten ohne einige größere und kleinere Beutel mit Dublonen und Piastern versiegelt wird.

Nachmittags gingen wir nach einigen neben einander liegenden indianischen Hütten, wo ich vergebens versuchte den kranken Boga gegen einen anderen zu vertauschen, und einige Zeit nachher mußten wir, weil es Nacht ward, auf einer Sandbank bleiben, obgleich wir nicht mehr als ungefähr zehn Meilen den Tag gemacht hatten.

Den eilften, des Morgens, wurden wir von einem starken Regen geweckt, der bis zum Aufgange der Sonne fortfuhr, und den wir auf die gewöhnliche Weise aushielten, worauf wir die langsame Fahrt bis zur Frühstückszeit fortsetzten, und auf einer Playe, etwas oberhalb einer kleinen Insel, Namens Isla de los Bravos, — Insel der Bösen — landeten. Die Ursache dieser Benennung ist die, daß vor einiger Zeit kleinere Flußfahrzeuge hier überfallen und geplündert, und die Besatzung von einem Stamme wilder Indianer — Indios Bravos — getödtet wurde, die sich in den benachbarten Opanbergen, auf der rechten Seite des Flusses, aufhalten. Mitten vor der Insel ergießt sich ein kleiner Fluß, der von den genannten Bergen kommt, mit Namen el colorado — der rothe — dessen Wasser auch etwas von dieser Farbe hat. Diesen fuhren sie mit ihren kleinen Canots hinab, begaben sich nach der benachbarten Insel, in deren dicken Gehölzen und Büschen diese Flußräuber auf ihre Beute lauerten. Sie haben noch jetzt auf den Bergen ein großes Dorf,

Namens Chaouey, und sind noch nicht gänzlich von der Regierung gezähmt, obgleich sie nun nicht mehr so kühn sind.

Nachmittags fuhren wir vor einer nun seit mehreren Tagen fremden Erscheinung, nämlich einem Dorfe, Rompeberg genannt, am linken Ufer vorbei. Da unser Proviant beinahe verzehrt war, so versuchten wir hier etwas frische Provision zu kaufen, welches, mit Ausnahme einiger Pintanen, wie gewöhnlich, völlig mißglückte. Eyer erhält man auch etwas anderes in den einsamen Häusern am Flusse zu kaufe, und die im Vorbeifahren beständig wiederholten Fragen, ob sie etwas zu verkaufen haben, werden beinahe immer mit nein beantwortet, so daß man mit der Zeit diese kakonischen Fragen und Antworten als eben so viele leere Grüße ansehen könnte. Auf diese Art hört man z. B. folgendes Gespräch: „Hay Follos?“ — „No!“ — „Hay Huevos?“ — „Tampoco!“ — „Cara...!“ — Habt ihr Küchlein? — Nein! — Habt ihr Eier? — Eben so wenig! — u. s. w. — Man kann sich kaum vorstellen, was diese beständigen Töne „No“ und „Tampoco“ zuletzt für einen unangenehmen Klang in dem Ohre desjenigen hervorbringen, der in längerer Zeit auf diesem brennenden Flusse Platanen und das trockene, gesalzene Fleisch verdaut hat. Wir mußten uns indessen damit auch dieses Mal begnügen, und thaten es um so viel eher, da wir morgen ein größeres Dorf, Namens San Bartolomé, erreichen sollten, wo nach der Behauptung des Patrons der Handel mit Lebensmitteln auf etwas besserem Fuße stand, und wo ich außerdem bestimmt hoffte, wornach ich am meisten fragte, einen andern Boga, der hier nicht aufzutreiben war, bekommen würde. Wir fuhren also gleich ab, und landeten vor Abend auf einer großen, mit dem Ufer zu-

sammenhängenden Sandebene, Namens Barbacoas, die als Schlachtfeld merkwürdig ist, wo die Columbier, den 29. Januar 1819 einen vollkommenen Sieg über die Spanier gewannen. Etwas vor der genannten Zeit war nämlich ein spanischer General, Namens Violen, von Carthagena aus mit einem Bataillon zur Bedeckung einer großen Menge Ammunitionskasten abgeschickt worden, die er den damals in Bogotá befindlichen spanischen Truppen zuführen sollte. Ein Capitain Mantilla, im Dienste der Republik, lag damals mit seiner Compagnie in Nare, einer kleinen Flußstadt, etwas oberhalb dieses Ortes, und hörte kaum davon sprechen, als er sogleich sein Corps auf einigen Canots einschiffte, ohne bemerkt zu werden hier ankam, sogleich die erstaunten Spanier angriff und sie so völlig, trotz ihrer Uebermacht, schlug, daß keiner von allen entkam, denn in diesem Kriege pflegte man selten Pardon zu geben. Was im Kampfe selbst nicht niedergemacht ward, wurde kurz darauf gewöhnlich verurtheilt pasar por las armas — über die Klinge zu springen. Die Folgen dieses Siegs waren bedeutender, als die dabei angewandte Stärke, denn die ganze Ammunition fiel den Columbiern in die Hände, und trug viel zu der merkwürdigen Niederlage der Spanier bei Vargas und Boyacá bei. — Wir wanderten über das Schlachtfeld, und sammelten eine große Menge Schildkrötenier, denn Ueberbleibsel von der Schlacht sah man nicht mehr.

Sonntags, den zwölften, da die Bogas sich grade damit beschäftigten ihr Frühstück auf einer am Ufer liegenden Sandbank zuzubereiten, und ich nebst dem Patron auf der Jagd war, begegnete ich unvermuthet am Ausgange des Waldes einem Geschöpfe, das mich um so viel mehr in Erstaunen

setzte, da ich anfangs nicht wußte, zu welchem Geschlechte es eigentlich gehörte, oder ob es Mensch, oder Thier genannt werden müsse. Ein kleiner, ganz runder schwarzer Kopf, mit einem kurzen, weißen krausen Haare, schwarzgelben Augen, einem breiten Munde mit einigen großen gelben Zähnen, reizten mich erst durch das Gebüsch an. Der Kopf saß auf einem dünnen, schwarzen Halse, unter dem hernach der eben so gefärbte trockne und magere Körper erschien, der von zwei krummen dünnen Füßen getragen wurde, welche wieder auf zwei dicken, kurzen und unförmlichen Stücken, welche Plattfüße vorstellen sollten, ruheten, aber weit mehr zwei nackten, schwarzen Löwentatzen glichen. Zwei lange magre Arme hingen von den breiten Schultern herab, wovon die eine ein langes Bambusrohr, und der andre einen kurzen, abgebrochenen Machet hielt. Die ganze Figur war nackt, mit Ausnahme eines alten, zerrissenen Taschentuchs, das um die Hüften hing. Ehe ich mich noch von dem Ueberraschenden dieses unvermutheten Anblicks erholt hatte, stand dies sonderbare Thier vor mir, und begrüßte mich mit einem „Buenos dias mi Amo!“ — Guten Tag, mein Herr! — Ich konnte ihr dessen auf diese Höflichkeitsbezeugung nichts antworten, sondern stand nur mit gespanntem Gewehre und sah ihn an, worauf er seinen Weg nach dem Orte, wo die Bogas ihr Essen kochten, fortsetzte. Als ich dahinkam, erfuhr ich, daß dieses sonderbare Geschöpf ein alter Negersklave sey, der viele Jahre eine benachbarte Plantage bewacht habe, und dessen Körper durch den beständigen Aufenthalt in freier Luft, und die Wirkung der brennenden Sonnenstrahlen, ganz gebacken und vertrocknet wäre, und der außerdem von einem unter ihnen gewöhnlichen Gebrechen der so ungestalteten Klumpfüße

beschwert werde, die hier nicht so unrichtig Patas de Leon — Löwenaffen — genannt werden. Bei näherer Betrachtung dieses schrecklich häßlichen Negers, konnte man sich nicht des Gedankens enthalten, wie ungleich und abwechselnd die Natur in allem ist, selbst in der Art von Thieren, die unter dem Namen von Menschen begriffen werden; was noch stärker in die Augen fällt, wenn man sich vorstelle, daß diesem alten, schwarzen Neger z. B. ein junges, blondes Mädchen aus dem nördlichen Europa zur Seite stehe. Beide werden jedoch Menschen genannt, obgleich der Unterschied unter ihnen so groß ist, als er nur zwischen zwei Arten des nämlichen Geschlechts möglicherweise seyn kann, und die Gelenke der Kette, wenn es anders eine solche gibt, die diese beiden Enden miteinander vereinigen soll, müssen eine beinahe unendliche Anzahl ausmachen.

Die Hitze war heute nicht so erstickend, wie gewöhnlich, und das Thermometer stand um Mittag nur auf 32°. Wir schritten auch etwas schneller, als gestern vorwärts, wozu am meisten die Hoffnung beitrug, vor Einbruch der Nacht nach San Bartolomé zu gelangen. Um vier Uhr hatten wir bei einer der schönen Platanenplantagen ans Land, die sich von nun an auf dem linken Ufer des Flusses zeigten. Hier badeten wir, wie gewöhnlich, und aßen Mittag, worauf die Reise fortgesetzt ward, so, daß wir etwas hernach das letztgenannte Dorf erblickten, das gerade kein so sonderlich schönes Gemälde darstellte. Eine große Kirche in der Mitte desselben mit ihrem abgebrannten Dache sieht aus, als wenn eine starke Explosion von da die benachbarten, auf einer weiten, im Walde ausgehauenen Ebene liegenden Häuser zerstreut hätte, wobei weder Bäume, noch Büsche geschont worden sind. Um

fünf Uhr fuhren wir längs dem hohen, steilen Ufer, an dem eine Menge Menschen versammelt war, das ankommende Canot zu betrachten; und grade da dieses beim Landungsplatze stille stand, erhielt ich den in diesem Lande wahrlich ungewöhnlichen Gruß, „Ödmjuka tjenare, min Herre!“ — Gehorsamer Diener, mein Herr! — der rein und richtig schwedisch ausgesprochen wurde.

Capitel X.

Reise auf dem oberen Magdalena- und Nare-Flusse.

Als ich an das Ufer trat, fand ich auch einen Schweden, Herrn Magemann, der mein Reisekamerade auf der Fahrt von Stockholm nach Carthagena gewesen war, und sich hier nun nebst einer Menge Deutscher aufhielt, die von Goldschmidt und Compagnie an Herrn Hauswolff abgesandt waren, um in seinen hiesigen Gruben zu arbeiten. Durch ein Mißverständniß hatten sie sich auf ihrer Reise nach dem Inneren der Provinz Antioquia hier etwas aufgehalten, und erwarteten nun weitere Befehle. Es war indessen sehr angenehm, hier einen Landsmann zu treffen, und wir genossen beide in gleichem Grade des so lange entbehrten Vergnügens, uns in unserer Muttersprache ausdrücken zu können.

Herr Plagemann hatte ein recht unangenehmes Geschäft, diese sogenannten Mineure von Carthagena hieher zu bringen, da sie, mit wenigen Ausnahmen, ein in Deutschland zusammengerafften Haufe waren, der mehr einem Schwarme von Abenteurern als Bergleuten glich. Auch würden sie gewiß besser für eine Rekrutenschule als für die Minen in Columbien gepaßt haben, da sie meistens aus relegirten Studenten, verabschiedeten Unterofficieren, untauglichen Gesellen, und mehreren ähnlichen Subjekten bestanden. Sie waren sehr schwer im Zaume zu halten, so daß Herr Plagemann genöthigt gewesen war, einen von ihnen zu San Pablo in den Stock zu legen, wo er noch saß und über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen in diesem Lande nachdachte, wo er wahrscheinlich eher erwartet hatte, nach Belieben im Golde zu waten, als seine Füße an einen hölzernen Block anschließen zu lassen. Diese ganze Gesellschaft bestand bei ihrer Ankunft in Carthagena aus funfzehn Personen, war nun aber durch Krankheiten bis auf zehn zusammengeschmolzen. Ihr Capitain, ein würdiger Anführer dieser Bande, hatte auch ein Mädchen vom Hamburger Berge mitgenommen, und seine Consorten außerdem aufgefordert, daß jeder sich mit einer solchen Begleiterinn nach der neuen Welt versehen sollte, indessen hatten sie nicht ihre Ausrechnung dabei gefunden, diesem Colonisationsprojekte zu folgen. — Ich führe diese Umstände deßhalb an, weil sie nicht nur einen Theil der Schwierigkeiten ausmachen, die unsere hiesigen, mit den Bergwerken beschäftigten, Landsleute zu besiegen gehabt haben, sondern sie geben auch eine allgemeinere Idee von der Beschaffenheit der Menge dieser sogenannten Mineure — Miners — welche die Engländer, von Zeit zu Zeit, in ganzen Schiffsladungen nach Carthagena

abgesandt haben, um in ihren dortigen Gold- und Silberminen zu arbeiten. Da diese Menschen, bestehend gewöhnlich aus einem in England und auf dem Continente zusammengerafften Gesindel, ohne alle physische und moralische Kraft, sich bei ihrer Ankunft meistens allen Ausschweifungen hingeben, an die sie sich in Europa gewöhnt haben, so fallen sie bald als Opfer dieses Climas; wo besonders bei der Ankunft eine ordentliche Lebensart zur Erhaltung der Gesundheit durchaus nothwendig ist, und wo Unmäßigkeit im Genuß von Obst und starken Getränken beinahe wie ein Selbstmord betrachtet werden kann. Auch war ich ein Zeuge davon, wie von funfzig solchen Mineuren beinahe der dritte Theil starb, ehe sie Santa Marta, den Ort ihrer Landung, verlassen hatten, welches die Aerzte nur allein dem unmäßigen Genusse von Obst und Branntwein zuschrieben.

San Bartolomé ist ein großes Dorf in der Provinz Antioquia, von dem ein kaum fahrbarer Weg nach dem Inneren der Provinz geht. Etwas unterhalb des Dorfes ergießt sich ein ziemlich großer Fluß, Namens Regla, in den Magdalenafluß, auf dem man einen Theil dieses Weges reiset, der hernach durch ein Dorf, mit Namen Remedios, geht, das in dem Theile der Cordilleras liegt, die den Cauca- und Magdalenafluß von einander trennen. Von hier an theilt sich der Weg nach Zaragossa und Rio-Negro, Städte in der Provinz Antioquia. Das Clima ist hier wohl nicht so unerträglich heiß, wie auf dem Flusse, so wie auch der Ort nicht so sehr von Musquitos beschwert wird, wozu besonders das Aushauen des Gehölzes um das Dorf herum beiträgt, wodurch der Luftwechsel befördert wird. Einige Zeit vor dieser klugen Veranstaltung, die Hitze zu mildern und die Musquitos zu

vertreiben, hatte der hiesige Priester bei der Feier eines bevorstehenden Festes durch starkes Räuchern in der Kirche versucht sie von den letzteren zu befreien. Er erreichte auch seine Absicht, denn die Musquitos wurden nicht nur getödtet, sondern auch verbrannt, aber das Unangenehmste bei diesem Versuche war, daß die hölzernen Mobilien und das Dach der Kirche ein eben solches Ende nahmen, und noch jetzt stehen die nackten Wände der großen verbrannten Kirche da. Nachdem der Priester auf diese Art den Tempel zerstört hatte, hielt er wahrscheinlich seine Anwesenheit für überflüßig, und reisete davon, worauf hier kein Gottesdienst weiter gewesen ist. Dies ist in diesem Lande nicht eben so ungewöhnlich, und es gibt mehrere Stellen, woselbst, auf die Frage, warum sie nicht in die Kirche gehen, nur die Antwort erfolgt „No hay Cura“ — Wir haben keinen Priester — obgleich die im guten Stande befindliche Kirche beweiset, daß der letzte nicht durch ein ähnliches angestelltes Rauchopfer seinen Geschäftsplatz zerstört hat.

Hier waren dagegen zwei andere gute Beamte, nämlich der Postmeister und der eine Alcalde, die Herr Plagemann als brave und dienstfertige Leute rühmte. Dem anderen Alcalden aber, bei dem ich Nachtquartier bekommen hatte, konnte ich nicht dasselbe ehrenvolle Zeugniß geben, da ich bei meinem Aufenthalte in seinem Hause einen Geldbeutel mit einigen Piastern verlor, den kein anderer als der Wirth genommen haben konnte, da er der einzige war, der die Nacht in demselben Zimmer zugebracht hatte. Dieser Verdacht wurde noch um so viel gegründeter durch die schlechte Fassung, die er bei der ihm gemachten Anzeige davon hielt, so wie durch die Beschreibung seines Charakters, die ich nachher erhielt. Hier

war indessen nicht Zeit, die Sache weiter zu untersuchen; sondern bei meiner Abreise denselben Morgen, wünschte ich nur meinem Wirthe, daß der Dieb je eher, je lieber ertappt werden möchte, um die Meinung von seinem Hause dadurch zu bestimmen.

Nachdem ich glücklich genug gewesen war, meinen kranken Boga hier gegen einen andern auszutauschen, der außerdem an Reisen auf dem nun kommenden heftigeren Narefluſſe gewöhnt war, und also geübtere Leute als der ruhige Magdalenafluß, erforderte, setzte ich Morgens, den 16. Februar, die Reise den Fluß hinauf wieder fort. Dem rechten Ufer folgend, hatten wir eine schöne Aussicht nach dem auf der anderen Seite liegenden Cerro grande, welches der höchste Punkt der vorhergenannten Bergkette in der Provinz Antioquia ist. Um Mittag aus passirten wir eine der gefährlichsten Stellen des Magdalenaflusses, Namens Remolino grande, — großer Mahlstrom — wo ein auslaufender Berg einen starken Wasserwirbel verursacht, der indessen für den merkwürdiger ist, welcher nicht den stärkeren Fall und Strom des Narefluſſes befahren hat. Nachmittags waren wir auf einer am rechten Ufer des Flusses liegenden Boga, die ihrer schönen Lage wegen eine der angenehmsten war, die ich am Ufer des Magdalenaflusses gesehen habe. Da solche Bogas so oft während der Reise erwähnt sind, muß ich hier eine umständlichere Beschreibung von diesen einsamen Wohnplätzen an dem wenig bewohnten, waldreichen Ufer dieses Flusses geben.

Unter Boga, auch Estancia genannt, versteht man eine kleine Hütte mit einigen noch kleineren Nebenhütten, nebst einer benachbarten Mais- und Plantanenpflanzung, die ausgehauen in dem dicken, undurchdringlichen Walde, einer india-

nischen Familie zur Wohnung und Nahrung dient, und wohl am richtigsten durch Kathen zu übersetzen wäre. Sie unterscheidet sich durch ihre wenigere Bedeutung von Hacienda, worunter größere Anpflanzungen, und folglich auch größere Häuser verstanden werden, und möchte wohl unseren Hufen entsprechen. Wenn mehrere solche bei einander liegen, so bekommen sie den Namen Sitio, das indessen noch keine Kirche oder einen Alcalden hat. Diese fangen erst mit Pueblos — unseren Dörfern — an, und von denen Villas — Flecken — sich nur durch ihre Größe und zuweilen durch bessere Häuser unterscheiden. Was wir Städte nennen, bezeichnet man hier mit Ciudades, und die größten derselben, oder die Hauptstädte, heißen Capitales. — Wir sind nun aber etwas zu weit ins gesellschaftliche Leben hineingekommen, und kehren deßhalb zum ersten Anfange desselben, oder der von einer einzigen Familie bewohnten, einsamen Roza am Magdalenaflusse zurück. Eine steile Anfahrt am hohen Ufer, woran gewöhnlich ein kleines Canot angeschlossen liegt, führt nach einer gesäuberten Ebene, auf der indessen hier und da einige Bäume stehen geblieben sind, unter deren schattenreichen Zweigen sie ihre Arbeiten verrichten und ihre Früchte, Geräthschaften u. s. w. hinstellen. Ein großer Tisch steht gewöhnlich auf diesem ebenen Platze, und weiter hin auf dem entgegengesetzten Ende desselben liegt das Wohnhaus selbst, umgeben auf der einen Seite von der Küche, und auf der anderen von dem Hühner- und Schweinestalle. Die Platanenpflanzung liegt dicht daneben, in einem das Haus umgebenden Halbcirkel, und das Maisfeld sehr oft etwas weiter entfernt, auf einem höheren Platze. Das Corps de Logis besteht aus einem zehn bis funfzehn Ellen hohen und halb so breiten Gebäude,

deſſen Wände nur aus Bambusrohr beſtehen, auf dem das Dach von Palmblättern ruhet. Dieſes ganze Gebäude wird ohne andere Materialien als Holz und Stroh aufgeführt, denn zwiſchen dem dicht zuſammengefügten Rohr in den Wänden bedarf es nicht weiter des Kalks oder des Abſetzens, und jede Verbindung zwiſchen dieſem und dem Dache beſteht aus ſtarken Weiden, ſo daß kein Nagel oder das kleinſte Stück Eiſen an dem ganzen Hauſe ſich befindet. Die Einrichtung iſt eben ſo einfach, und beſteht nur aus einer niedrigen Scheidewand von Bambusrohr, die das Haus in zwei ungleich große Zimmer theilt, von denen das kleinſte als Schlafzimmer betrachtet wird. Das größere hat zwei Thüren, einander gegenüber, aber keine Fenſter, und das kleinere weder Fenſter noch Thüren, ſondern nur eine Oeffnung auf der Zwiſchenwand. Die Thüren beſtehen aus einem hölzernen Rahmen, über den eine unbereitete, getrocknete Ochſenhaut ausgeſpannt iſt, und drei aus ihr herausgeſchnittene Striemen dienen als Schloß und Hängen. Die Mobilien beſtehen in dem äußeren Zimmer, la Sala — Saal — aus einem großen Waſſerkruge, ein Paar kleinen Stühlen, und eben ſo viel niedrigen Schemeln, auch zuweilen aus einem kleinen Tiſche. Wenn eine kleine Hangematte von der einen Ecke bis in die andre dieſes Zimmers hängt, ſo beweiſet dies ſogleich einen größeren Wohlſtand. Im Schlafzimmer ſind nur längs den Wänden ſtehende Bänke aus Bambusrohr, welche durch eine dünne Strohmatte in eben ſo viele Betten verwandelt ſind. Sollte eins der vorher genannten breiteren Betten, von einer ausgeſpannten Haut, in der innerſten Ecke dieſes Zimmers entdeckt werden, ſo gehört der Beſitzer zu den mehr bemittelten, und wenn ein aus grobem Baumwollenzeuge ver-

fertigtes Musquitonetz über denselben aufgehängt ist, so schlafen die Bewohner des Hauses in einem mit ungewöhnlichem Luxus möblirten Schlafzimmer. Wenn man nun diese Zimmer, und mit ihnen das ganze Haus besehen hat, kommt zunächst die Ordnung an die daneben liegende Küche. In diese braucht man durch keine Thüre hineinzugehen, denn sie hat keine Wände, und besteht nur aus vier Pfählen, die aufrecht in die Erde gestellt, ein spitzzugehendes Palmendach tragen. Drei große Steine in der Mitte bilden den Feuerherd, für den es keines Schornsteines bedarf, und in der einige der vorherangeführten Grapen aus Thon die Kochgefäße aufnehmen. Ein großer drei Fuß hoher, am oberen Ende etwas ausgehöhlter Baumstamm steht daneben, und dient nebst einer schweren, hölzernen Keule zum Mörser, den Mais zu zerstoßen, der nachher auf einem daneben stehenden, flachen Steine feiner zerrieben wird, welcher in einer neigenden Lage auf drei niedrigen in der Erde befestigten Pfählen ruht, wobei ein kleinerer Stein zum Läufer gebraucht wird. Einige ausgehöhlte Cocosschaalen, Calebassen und Tutumbas — eine beinahe eben solche Frucht — nebst einem abgebrochenen Machet zur Holzart ist der Rest des Kücheninventariums. Auf der anderen Seite des Wohnhauses liegen gewöhnlich der Schweine- und Hühnerstall, die beide aus neben einander gestellten Pfählen und Bambusrohr bestehen, und sich nur durch ihren Bau unterscheiden, da der erstere nur ein Dach mit offenen Giebeln bildet, der letztere hingegen einen oben bedeckten Kegel, in den die Hühner des Abends durch ein kleines Loch auf der Seite hineingelassen werden. Der auf dem Hofe stehende große Tisch nimmt beinahe einen so großen Raum ein als das Wohnhaus selbst, und besteht aus

gespaltenen Guaas bravas, die mit ihrer flachen Seite dicht an einander gelegt, die Schribe bilden, welche mehrere in der Erde stehende Pfähle tragen. Hierauf legen sie ihr Fischergeräth, ihre Früchte und dergleichen, um es gegen die los umher gehenden Schweine zu sichern. Unter den vielen verschiedenartigen Bäumen, die den Hof zieren, zeichnet sich beinahe immer außer der Cocospalme, ein niedriger, aber großer Baum, Namens Palo de Tutumba, aus, an dessen langen Zweigen eine runde, dunkelgrüne Frucht, so groß wie ein Menschenkopf hängt, die, in der Mitte durchschnitten, und befreit von den darin liegenden losen Fasern, zwei der dünnsten, leichtesten und stärksten hölzernen Schaalen gibt, die man sich nur denken kann. Man gebraucht sie auch beständig, und sie bilden, in Verbindung mit der ebenfalls ausgehöhlten Calebaßfrucht, nebst einer Art sehr großer Kürbisse, ihre einzigen Haushaltungsgefäße. Mit Ausnahme einer Menge Hunde haben sie selten andere Hausthiere, als Schweine und Hühner, so daß ihre Fleischspeisen meistens aus Speck, Küchlein und Eiern bestehen; denn obgleich der Fluß Ueberfluß an verschiedenen Arten von Fischen hat, so fangen sie sehr wenig davon; eine Folge ihrer elenden Geräthschaften, die nur aus kleinen Harpunen und einigen schlechten Angelhaken bestehen, da sie sehr selten Netze gebrauchen. Einige kurze Wurfspieße oder Lanzen, der Tiger wegen, und dieser und jener Bogen mit Pfeilen, um Vögel zu schießen, sind ihre Jagdgeräthschaften, die sie aber wenig benutzen, und es sind besonders Knaben, die zu ihrem Vergnügen mit den letzteren einen Papagoy oder Guacharaca erlegen. Sie nähren sich auch meistens von Speisen aus dem Pflanzenreiche, womit sie die benachbarte Anpflanzung von Mais und Pla-

tanen reichlich versieht. Unter diesen nimmt das Pisanenland den ersten Platz ein, weil es die Frucht hervorbringt, die als das vorzüglichste Nahrungsmittel innerhalb der Wendekreise angesehen werden kann, und mit Grund als das Manna dieses Landes betrachtet wird, weßhalb auch eine nähere Beschreibung nicht so ganz überflüssig seyn möchte.

Die Platane — Platanus — die hier Platanos heißt, wird auch Pisang genannt, und ist eine in allen heißen Climaten wohl bekannte Frucht. Der Baum selbst, der richtiger eine große Pflanze genannt werden könnte, erreicht die Höhe zweier Männer, und hält mehr als einen halben Fuß im Durchmesser. Der Stamm gleicht mehr einem großen, losen Blumenstengel, als einem gewöhnlichen Baumstamme, weil er nur aus weichen und losen Blattfasern besteht, die mit einem Safte reichlich angefüllt sind. Er geht ganz grade in die Höhe bis zur Krone, die eine Menge außerordentlich großer Blätter hat, von denen zwei ganz und gar einen Menschen bedecken könnten. Unter ihnen und um den Stamm hängt die Frucht in mehreren Trauben, jede oft von vierzig bis funfzig Stücken, so daß ein Baum oft über zweihundert Platanen tragen kann. An Gestalt gleichen sie einer etwas gekrümmten Gurke, aber sind viel größer, und manche sind von der Länge eines Fußes und beinahe von der Dicke eines Armgelenkes. Sie sind, so lange sie wachsen, grün, nehmen aber, völlig reif, eine hochgelbe Farbe an. Ihre dicke und zähe Schaale ist der unserer Erbsenschoten ähnlich, leicht abgeschält, und wird von den Hausthieren sehr gerne gegessen. Die darin liegende Frucht ist reif dunkelgelb, hat ein weiches, saftvolles Fleisch, dessen Geschmack eben so angenehm, als schwer zu beschreiben ist, und möchte vielleicht am meisten

einem Gemische von Bergamottbirnen und Kartoffeln gleichen, obgleich bei weitem wohlschmeckender und nahrhafter. Sie wird auf drei verschiedene Arten gegessen: grün, und noch nicht reif, wird sie auf glühenden Kohlen gebraten und gibt so ein vortreffliches Brod; sie wird auch dann in dünne Scheiben zerschnitten, die in Fett gebraten zur Chocolade, eben so wie unsere Theebrödchen gegessen werden. In eben diesem Zustande wird sie gekocht, wie Gemüse zu Speck, Fleisch u. s. w. benutzt, und entspricht dann unseren Kartoffeln; und endlich, vollkommen reif, ist sie eine der wohlschmeckendsten und gesundesten Früchte, die man genießen kann. Dieser vielfache Nutzen macht auch, daß diese Frucht überall, so wie unser Brod bei der Berechnung der Lebensmittel hoch angeschlagen wird, so daß selbst bei der Armee, außer dem Fleische, gewisse Rationen von Platanen für jeden Mann täglich festgesetzt sind. Bei Anlegung eines Platanenlandes wird der Wald zu Anfange der trocknen Jahrszeit abgehauen, in den hernach das Holz trocknet, so daß es am Ende derselben verbrannt werden kann, worauf die ganze Zubereitung gemacht ist. Nun werden die Pflanzen in Reihen gesetzt, ungefähr funfzehn Fuß auseinander, und fordern keine andere Wartung als die Reinigung von Unkraut, was indessen bald überflüssig wird, da das Gewächs so stark in die Höhe treibt, daß es bereits nach dem neunten Monate seine volle Größe erreicht hat, und es trägt alsdann beständig Früchte, vom zweiten bis zum zehnten Jahre. Es ist auch beinahe unglaublich, wie schnell der weiche, saftvolle Stamm dieses Baums in die Höhe wächst, was am besten sichtbar wird, wenn man ihn mit einem Machet abhaut, da denn die inwendigsten Ringe über einander emporschießen, ganz so wie

ein ausgezogenen kleinen Rubus, und zwar mit einer so gro-
ßen Geschwindigkeit, daß, wenn man auch nicht eben wie
man sagt: hören kann wie es wächst, es doch nach der kür-
zesten Abwesenheit erblickt. Man kann sich eine Vorstellung
von der außerordentlichen Produktion und Ergiebigkeit dieses
kleinen Baumes machen, wenn man bedenkt, daß ein engli-
scher Acre, etwas größer als vier Scheffel Aussaat, mit Pla-
tanen bepflanzt, jährlich so viel abwirft, daß er allein hin-
reichend ist, zwanzig Personen zu ernähren. — Dieser Baum,
nebst dem heißen Clima, wird auch immer ein großes Hin-
derniß für Columbiens zunehmende Industrie bleiben, da er
so leicht alle Bedürfnisse befriedigt, welche sie sonst befördern
müßte. Ein hiesiger Indianer gebraucht, nachdem er aus
Cocospalmen und Bambusrohr seine Hütte erbaut, und ei-
nige Platanen gepflanzt hat, die zugleich mit einigen leicht
zu ernährenden Hausthieren seine Nahrung ausmachen, dann
nicht viel mehr um leben zu können, denn der Cedrestamm
gibt ihm ein Canot und den Kürbiß, so wie der Cutumba-
baum, verschafft ihm sein Hausgeräth. Alles dieses bietet
ihm die umgebende Natur überall dar, für wenig Arbeit,
und das einzige, welches noch hinzukommt, und durch Ge-
wohnheit zum Bedürfnisse geworden ist, ist ein Machet, der,
nebst einem leichten Zeuge zum Hemde, das Einzige ist, wel-
ches er zu kaufen nöthig hat, denn das vielleicht nothwen-
digste Kleidungsstück, den Hut, verfertigt er selbst von Palm-
blättern und Maisstängeln, woraus auch Strohmatten, die
besten Betten, die er hier gebrauchen kann, gemacht werden.
Die Maispflanzung erfordert beim Anbau eben so wenig Be-
schwerde wie die Platane, und versieht ihn außerdem mit
Nahrung, selbst für seine Hausthiere, welche alle, vom Pferde

an bis zum Küchlein, die kräftigen, nahrhaften Maiskörner verzehren. Nicht so oft ist ein Theil des Ackers einer Roza auch mit Cacaobäumen und Zuckerröhr besetzt, und dann trinken ihre Bewohner auch Chocolade und ebenfalls ein sehr gangbares Getränk, Namens Guarapo, zubereitet aus dem gekochten und gegohrnen Safte des Zuckerrohrs. Da eine solche Roza keine Zuckersiederei gestattet, so wird auch der ganze Ertrag vom Zuckerrohr zur Bereitung dieses erfrischenden Getränks verwandt. Zu dem Ende wird das Rohr erst zwischen zweien, in einem Rahmen unter einander liegenden, kleinen, geriefelten, hölzernen Cylindern gepreßt, die mittelst eines Handgriffs umgedreht werden, wie ein Schleifstein, da denn der Saft des dazwischen gelegten Zuckerrohrs in eine darunter gesetzte Calebasse rinnt. Wenn dieser nun gekocht worden ist, wird er zum Gähren in das eben genannte Gefäß gesetzt, und als ein eben so wohlschmeckendes, wie erquickendes, Getränk von den Indianern, besonders von den Bogas betrachtet, die, wenn sie von Arbeit erhitzt sind, wohl eine ganze Kanne, ohne die Tutumba vom Munde zu nehmen, hinunterstürzen können. Auch fahren sie nie bei einem Hause vorbei, ohne die Frage zu thun: „Hay Guarapo?“ und ist die Antwort nein, so folgt eben so gewiß ihr Lieblingsfluch, der beinahe eben so klingt, wie das Getränk, wornach sie fragten. — Nachdem sie sich hier in dem nicht theuren Guarapo recht satt getrunken hatten, indem eine volle hölzerne Schaale von mehr als einer Kanne, nur einen Quartillo kostete, wurde die Reise von dieser schönen und angenehmen Roza weiter fortgesetzt.

Abends landeten wir auf einer, mitten im Flusse liegenden, kleinen Playa, wo wir auch unser Nachtquartier

nahmen. Solche Sandbänke wurden nun seltener, weil der Fluß schon schmäler und tiefer zu werden begann. Wir schliefen hier um so viel besser, da auch die Musquitos weniger zahlreich zu werden anfingen. So weit indessen diese Peiniger ersetzt werden konnten, so waren sie es nun auch durch eine Menge viel kleinerer Fliegen, die die Columbier Gegens, und die Engländer Sandflies nennen. Diese Sandfliegen heißen mit Recht so, da sie nicht größer als wie ein Stecknadelkopf, von schwarzgrauer Farbe, sich in einer solchen Menge einfinden, daß sie oft das Gesicht und die Hände bedecken, wo sie nicht stechen, sondern vielmehr beißen, so daß sie immer einen kleinen rothen Punkt oder eine Wunde, mit Blut bedeckt, zurücklassen, welches ein starkes Jucken verursacht. In so weit sind sie weniger unangenehm als die Musquitos, da sie sich nie des Nachts zeigen, sondern des Vormittags hervorkommen, und sich des Abends wieder zurückziehen, so daß sie einander an den Oertern, welche mit beiden Gattungen versehen sind, ordentlich ablösen in ihrem fleißigen und beschwerlichen Wachehalten.

Den folgenden Morgen, den siebzehnten, fingen wir unsere Reise etwas vor Sonnenaufgang an, und kamen neun Uhr Vormittags in einem kleinen, ausgezeichnet schönen Dorfe, Namens Garapata, auf dem linken Ufer des Flusses, an. Einige zerstreut stehende, laubreiche Bäume beschatten das steile Ufer, längs welchem eine Reihe getrennter Häuser mit einer kleinen Kirche an einem Ende liegt. Da sie offen stand, glaubte ich, daß man Messe darin halten würde, aber bei meinem Eintritte fand ich sie in verfallenem Zustande, und da ich nach der Ursache fragte, antwortete man, daß hier in langer Zeit kein Priester gewesen wäre. Das Dorf hatte indessen den Anschein von allgemeinem Wohlstande; auch wa-

ren hier Lebensmittel feil, wovon wir Eier, Küchlein und Platanen kauften.

Da der eine alte Boga hier etwas krank wurde, so kamen wir erst Nachmittags von hier, und diese Zeit benutzte ich einen Spaziergang auf einem schmalen Fußsteige in den Wald zu machen, der nach einem entfernten Maisfelde führte. Solche Promenaden sind besonders ziemlich früh Vormittags die interessantesten, die man nur machen kann, hier in dieser fremden und zugleich so lebhaften und reichen Natur. Unter dem Gewölbe der verschiedenen Bäume, deren Stämme oft durch Wände von Büschen und mit schönen Blumen dicht verwebter Lianen vereinigt sind, geht man auf einem schmalen Fußsteige langsam vorwärts, auf dem jede der beständigen Krümmungen eben so oft die stets beschränkte Aussicht verhindern, so daß man sich immer wie in einem grünen Saale befindet, der indessen bei jedem Schritte seine Tapeten mit aller der Abwechslung verändert, woran die prunkende tropische Vegetation so reich ist. So sieht man hier den schönen Apfelsinenbaum, dessen brandgelbe Früchte, wie Sterne, in dem dicken, dunkelgrünen Laube eingefaßt sitzen, wodurch ihr Glanz noch mehr erhöhet wird. Gleichsam um sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und die Insekten zu verscheuchen, schwingt über diesem Baume eine hohe Cocospalme ihre langen weichen Zweige in gleichmäßiger Bewegung, wobei ihre eigenen großen Nüsse dann und wann hervorblicken, die in einem engen Kreise dicht um den Stamm sitzen, als wollten sie die von ihm ausschießenden Zweige zusammenhalten. Etwas weiter vorwärts prangt ein Citronenbaum mit seiner ungleichen Frucht, die nach ihrer größeren oder geringeren Reife eine vollständige Farbensammlung zwi-

schen der kleineren dunkelgrünen, bis zur größeren hellgelben, ganz gereiften Citrone darstellt, und endlich, zur Erde gefallen, bald eine mehr brandgelbe Farbe annimmt. Diese ganze Gruppe wird zuweilen von der großen stolzen Ceder beschattet, die schützend ihre ungeheuren Zweige über die, im Vergleiche mit ihr kleineren, Bäume ausstreckt, von denen einige bis in die Wipfel mit gelben und feuerrothen, eben so schönen als glänzenden Blumen bedeckt sind. Unter diesen zeichnet sich besonders der schöne, von den Indianern so genannte Mariabaum aus, der seinen mit hochrothen Blumen überall geschmückten Wipfel oft funfzig Fuß hoch in die Luft ausdehnt. Nicht so groß, aber eben so schön, ist ein hiesiger großer Blumenbusch, dessen gelbrothe Blumen der in unseren Orangerien bekannten Hortensia so gleich sind, daß er wahrscheinlich keine andre Pflanze ist, obgleich sein Stengel in diesem Treibhause zu zwei Mannslängen getrieben wird, und seine Blume in demselben Verhältnisse größer, frischer und voller wächst. Auch weiter hinunter bemerkt das Auge eine Menge fremder Blumen, die, verwebt in das dichte Lianenlaub, ihr Haupt nur durch die grünen Jalousien stecken können, um freundlich den vorbeigehenden Fremdling zu grüßen, der seiner Seits nicht anders als mit froher Bewunderung die unbekannten Schönheiten betrachten kann. — Allein auch andre mehr organische Wesen erzeugt der hiesige alles belebende Himmel; denn welche Menge verschiedenartiger Käfer, Fliegen, Schmetterlinge, Eidechsen u. s. w. wimmeln hier nicht in unendlicher Veränderung, als wetteiferten sie miteinander in den glänzendsten, schönsten Farben. Es ist schwer zu sagen, wer am schönsten ist, der, so zu sagen, emaillirte, glänzende Käfer; die grüne, vergoldete Fliege; der Sammet gleiche, schwarzrothe Schmetterling; der Sylphen gleich da-

hinschwebende, vielfarbige Honigvogel; die kleine, in Blau und Gelb strahlende Eidechse; der in Schwarz und Dunkelroth lieblich abwechselnde Colorin, oder der große, mit allen funkelnden Farben prunkende Papagey, denen unendlich spielende Farben noch unglaublich durch das helle Licht des klaren, hohen, azurnen Himmels erhöhet werden. In dieser Hinsicht ist es, als wanderte man in einem großen Naturalienkabinette, woselbst der Besitzer beim Einsammeln am meisten auf das Glänzende und das Auge Ergötzende Rücksicht genommen hätte, denn es gibt darin fast nichts, worauf nicht die Schöpfung verschwenderisch ihre Kraft ausgedehnt hätte, durch die schönsten Farben diese ihre Lieblingswesen würdig zu machen, hier in dieser großen kraftvollen, ewig grünenden, ewig sommergleichen Natur zu wohnen. Allein wie viele kleinere, nicht sogleich bemerkte Thiere kriechen nicht bei einander auf dieser Leben schenkenden Erde, auf die man seinen Fuß nicht setzen kann, ohne ein lebendes Wesen zu zerstören. Außer einer Menge von Würmern und kleineren, kriechenden Insekten wimmelt die Erde überall von Ameisen, denen es hier viele verschiedene Arten gibt, und darunter eine von der Länge eines Zolls. Besonders gibt es eine große braune Gattung, deren gebahnte Wege, an Breite und Länge, sich den Fußsteigen der Menschen nähern, und wenn man nicht von Gebüsch und wuchernden Gewächsen verhindert wird, zu folgen, so kommt man endlich zu einem Ameisenhaufen, der, seiner Größe wegen, mehr einem von Menschen aufgeführten rundlichen Gebäude, als einer von Insekten gemachten Wohnung gleicht. Ordentliche, wiewohl krumme, von eiligen Ameisen angefüllte Gassen durchschneiden die Oberfläche dieses Hügels, und führen in die unteren Quartiere hinab; ein dumpfes Gemurmel steigt aus dem In-

nern dieser großen lebhaften Ansiedelstadt empor, deren nähere Betrachtung in vieler Hinsicht an unsere großen, volkreichen Hauptstädte erinnert. — Grade da ich in Betrachtung dieser arbeitsamen, kleinen Republik versunken stand, wurde ich von einem gellenden Tone und darauf folgendem Geräusche von Vogelflügeln geweckt, und da ich in die Höhe blickte, saß ein großer, dem Puter gleicher, schwarzer Vogel auf einem nahen Baume, und sah scheu von den Zweigen desselben um sich. Die Lust, diesen bisher nicht gesehenen schönen Vogel näher zu betrachten, flogte bald über alle andere mildere Gefühle, und gleich darauf taumelte der erschossene Fasan aus den Zweigen in einen darunter stehenden Busch, aus dem er nur mit Mühe herausgenommen werden konnte. Es war ein schöner, schwarzer, glänzender Vogel, von der Größe eines kalekutischen Huhns, mit langem Halse und kleinem Kopfe, auf dem sich ein aus schwarzen und weißen Federn bestehender Kamm oder Busch erhob, der zum Theil einen kleinen, dicken eitrongelben Schnabel beschattet. — Da ich mit meinem Fange nach dem Canot kam, begegnete ich meinem Patron, der beim Anblicke dieses Vogels ausrief: „Muy buena caceria Señor!“ „Usted ha matado un Pagi!“ Herrliche Jagd, mein Herr! Sie haben einen Pagi geschossen. — Diese Vögel, welche ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben, gibt es in großer Menge in den Wäldern, und ich habe sie auch hernach zahm, wie unsere Puter auf den Höfen der Häuser umhergehen sehen.

Nachdem wir hier Mittag gegessen hatten, welches meistens aus dem Fleische des geschossenen Vogels bestand, verließen wir Cavapata vier Uhr Nachmittags, und fuhren sehr langsam am linken Ufer hin, weil der eine Boga noch nicht so gesund war, daß er arbeiten konnte, sondern der junge

Walsche mußte, so gut er vermochte, seine Stelle vertreten. Um sechs Uhr landeten wir bei einer kleinen Sandbank, und gleich darauf entdeckten wir in einiger Entfernung auf dem Flusse zwei schwarze Geschöpfe, die mitten in dem Strome angeflossen kamen, und aufrecht auf der Wasserfläche saßen, als wenn es zwei Meergeister gewesen wären, die so ihre Abendspromenade den in den Abendschatten bereits versunkenen Fluß hinunter machten. Allein bald kamen sie so nahe, daß die Täuschung zum Theil verschwand, und uns zwei Neger zeigte, die den Fluß hinunter auf einer Art Floß reiseten, von dem mit Recht gesagt werden kann, daß er, nächst dem Baumrindenstücke der Eichhörner, das einfachste und ungekünstelteste Fahrzeug ist, das zu einer Fahrt auf dem Wasser angewandt werden kann. — Da der kranke Boga in diesen Reisenden zwei Bogas zu erkennen glaubte, von denen er hoffte einen miethen zu können, um statt seiner das Canot nach dem benachbarten Dorfe Nare hinaufzuarbeiten, so rief er ihnen zu, worauf sie ans Land legten und eine nähere Betrachtung ihres kleinen gebrechlichen Fahrzeugs verstatteten. Ein solcher Floß, der hier Balsa heißt, besteht nur aus einigen trocknen Baumstämmen und Zweigen, die, verbunden durch Weiden, ein Viereck bilden, ungefähr so breit als eine Mannslänge, und zweimal so lang. Quer über beide Enden liegt eine Lage von kleineren Zweigen, die eine Art von erhöhtem Vordertheil oder Schanze bilden, worauf die zwei Bogas mit ihren langen Stangen sitzen, die jeder neben sich als einen Bord gelegt hat, und mit dem kurzen Ruder in der Hand, um die Fahrt des mit dem Strome fließenden Flosses zu steuern. So reisen sie gewöhnlich den langen Weg von Honda nach Mompox und sogar nach Barranquilla, nachdem sie von den Champanen entlassen sind, die nicht den

vierten Theil ihrer Besatzung bedürfen, um leer, dem Fluß abwärts, zurückzukehren. In der Folge sah ich öfters diese leichten Fahrzeuge, auf denen ein oder zwei Indianer in schauerlicher Einsamkeit mitten auf dem ruhigen, stillen, öden Flusse schweigend hinschwebten, langsam mit dem unveränderten Strome fortfließend, wie die Figuren in einem Schattenspiele, die hervorkommen, vorübergehen, und auf dem Schirme verschwinden, unbemerkt von einer unsichtbaren Hand gezogen. — Wie ungekünstelt ist diese Fahrt nicht, und welch ein unbeschreiblicher Unterschied ist nicht in dieser Hinsicht zwischen dem Magdalenaflusse und z. B. dem Hudson, ohne die Themse nennen zu dürfen; und welche Ungleichheit zwischen der ewig gleichen, stillen graugelben Oberfläche des ersten, auf der vielleicht ein einsames Canot oder Balsa sanft zwischen dem niedrigen, einförmigen Ufer mit seinen unaufhörlichen, undurchdringlichen grünen Laubwänden hinabfließt, längs welchem zuweilen ein den Fluß hinan arbeitender Chaumpan Schnecken gleich kriecht, als wenn er unter den feurigen Strahlen der senkrechten Sonne verschmachtete, welche despotisch über der erschöpften, leblosen Natur ruht — und der von einem frischen Winde bewegten Oberfläche des anderen, beständig zertheilt von der Menge durcheinander segelnder Fahrzeuge und Böte, die von dem einen Lande nach dem anderen kreuzen, zwischen dem mit Städten, Flecken, Klippen, Aeckern, Wiesen und Wäldchen ungleich geschmückten Ufer, längs welchem die rauchenden Dampfschiffe, den Strom an, schnell dahineilen, und durch ihr ununterbrochenes Plätschern noch mehr das thätige, lebhafte Geräusch vermehren, welches man überall hört. Diese zwei Flüsse sind jedoch beide in America, beide in der Welt, deren beide Theile vor drei Jahrhunderten gleich fremd einander waren, obgleich die Län-

der, welche sie jetzt durchfließen, nun an Bildung, Cultur und Kunstfleiß so ungleich sind, wie nur zwei Länder es seyn können, und es vielleicht immer bleiben werden; von denen das eine in der heißen Zone, und das andere in der gemäßigten liegt; das eine von Spaniern, und das andere von Engländern zur Colonie gemacht worden ist.

Früh am folgenden Morgen fingen wir unsere Reise wieder an; und von nun an ging es mit einer in langer Zeit ungewöhnlichen Fahrt den Fluß hinauf, weil es mir geglückt war, einen der gestern genannten Vogel zu Hülfe zu bekommen. Da wir zu Anrichtung des Frühstücks an einer Sandbank landeten, glückte es mir eine Löffelgans — Patocuchara — zu schießen, was ich bis jetzt sehr oft, wiewohl immer vergeblich, versucht hatte. Dieser Vogel ist von einer sehr klaren rosenrothen Farbe, welche gegen die Strahlen der auf- oder untergehenden Sonne den schönsten Anblick gewährt, den man sich denken kann. Ihr Körper ist etwas größer, als der einer Ente, mit langen Füßen und langem Halse, und einem, einen halben Fuß langen, gelben Schnabel, der sich in ein breites Oval, ganz wie ein Eßlöffel endigt, und zu dem sehr passenden Namen Veranlassung gegeben hat. Sie sind gewöhnlich in kleineren Schaaren, aber sehr scheu, so daß es außerordentlich schwer ist sie zu schießen. Man sieht sie sonst sehr oft auf dem Magdalenaflusse, auf dessen niedrigen Sandbänken sie im Wasser waten, und auf die kleinen Fische und Würmer lauern, die sie mit ihrem langen und breiten Schnabel geschickt fangen. Sie haben aber einen mächtigen Nebenbuhler bei dieser Jagd an dem großen und schönen Storche, der von den Indianern Soldado — der Soldat — genannt wird. Dieser schöne Vogel ist grade stehend, fünf Fuß hoch, mit einem schneeweißen Körper,

schwarzem Kopfe und Halse, um dessen unteres Ende ein breiter hochrother Ring geht, schwarzen Füßen und einem, einen Fuß langen Schnabel von der nämlichen Farbe. Sein stolzes Aussehen und abgemessener Gang haben vermuthlich Anlaß zu seinem Namen gegeben; auch macht er eine eben so sonderbare als auffallende Figur, entweder, wenn er grade, mit hoher Brust, wie eine Schildwache unter einem, über ihn hängenden Zweige steht, oder wenn er, stolz und langbeinig, wie ein Corporal, seine großen, abgemessenen Schritte auf dem obenen Sandufer macht.

Um Mittag aus kamen wir nach dem merkwürdigsten Orte auf dem Magdalenenflusse, nämlich nach dem schmalen und tiefen Passe, Namens Angostura, der, gebildet von zwei steilen Bergen, den Fluß zur Hälfte seiner gewöhnlichen Breite zusammenpreßt, und ihn dadurch so gewaltsam und heftig macht, daß diese Stelle sehr schwer, den Fluß hinauf, zu befahren, und zur Regenzeit oft unmöglich für die beladenen, größeren Champane zu passiren ist. Die auf beiden Seiten stehenden kahlen, scharfen Felsenwände scheinen anzudeuten, daß eine größere Naturrevolution sie veranlaßt, oder daß ein Erdbeben ehemals diesen Berg zersprengt habe, durch welchen der Fluß nachher seinen Lauf genommen. Mit vieler Mühe krochen wir längs der westlichen Wand, an deren Absätzen die Bogas sich mit den Händen hielten, weil sie ihre Stangen in den Klüften derselben nicht anbringen konnten. Da der Strom hier mit einer erstaunlichen Heftigkeit lief, ging dies Hinaufholen um so langsamer, weil die Bogas auf die Befehle des Patrons nicht Acht gaben, sondern durcheinander schrien und lärmten, so daß zuletzt kein anderes Commandowort, als das alles überstimmende „Cara!“ gehört ward. Bei solchen Gelegenheiten geschieht es oft, daß

Canots und Champans umkentern, da sie sonschmal gegen ihre Länge sind, daß wenn die breite Seite gegen den Fluß gelegt wird, der Strom den niedrigen Bord bald unter das Wasser wirft, und in demselben Augenblicke ist der kiellose Boden oben. Solche Abentheuer sind um so weniger ungewöhnlich, da die Bogas nie ihr Leben dabei zusetzen, und nichts anders zu verlieren haben; so daß sie eine solche Balgerei freilich für eine Widerwärtigkeit ansehen, aber doch nicht so groß, daß man zu ihrer Vermeidung so große Anstrengungen zu machen brauchte. — An dieser Stelle war einige Zeit vorher ein großer mit Kaufmannswaaren beladener Champan gekentert, dessen Ladung indessen meistens aufgefischt worden war, da die Bogas ungewöhnlich geschickt im Tauchen sind, und bei meiner Ankunft in Bogotá erfuhr ich, daß ein anderer hernach das nämliche Schicksal hierselbst gehabt hatte. — Nach und nach kamen wir durch diesen mehr beschwerlichen als gefährlichen Ort, und befestigten unser Canot oberhalb desselben unter einigen hervorragenden Zweigen, in deren kühlem Schatten wir eine Zeitlang nach der angreifenden Arbeit ausruheten.

Kurze Zeit nachdem wir diese Stelle verlassen hatten, kamen wir an die Mündung des Narefluſſes, der aus dem Innern der Provinz Antioquia kommt, und sich hier in den Magdalenafluß stürzt. Sein Wasser ist klar und im Vergleich mit dem des Magdalenafluſſes kalt, auch ist es ein wahrer Genuß einmal frischeres Wasser zu kosten, als das gewöhnliche, schmutzige, lauwarme des Magdalenafluſſes. Dieser Genuß war um so viel größer, da man hiemit gleichsam den Ehrentrunk der Ankunft in der gemäßigten, oben im den Andes liegenden schönen Provinz trank, von deren kälterem und frischerem Clima man nun einen Vorschmack erhielt, für

denjenigen um so viel sichrer und willkommner, der eine längere Zeit an dem niedrigen und heißen, von dem warmen, graugelben Magdalenaflusse bewässerten Ufer sich aufgehalten hat. Auch wünschte ich mir herzlich Glück, nun bald die brennenden, von Musquitos wimmelnden, Sandbänke der letzteren, gegen die in höheren, kühleren Regionen liegenden Berge der ersteren vertauschen zu können. — Obgleich wir den Narefluß hinauf hätten gehen sollen, fuhren wir nun doch über seine Mündung, um nach dem etwas weiter oberwärts am Magdalenaflusse liegenden Dorfe Nare zu kommen, wo wir unser Nachtquartier nehmen wollten, indem wir heute nicht weit auf dem erstgenannten Flusse kommen konnten, weil er keine Sandbänke zum Nachtlager hat. Es war auch nicht ferne bis dahin, und drei Uhr Nachmittags landeten wir bei dem großen Dorfe Nare, das vielleicht deßwegen am merkwürdigsten ist, weil es für denjenigen die letzte Station auf dem Magdalenaflusse ist, der sich nach der Provinz Antioquia begeben will.

Nare ist eine kleine Stadt oder großes Dorf am linken Ufer des Magdalenaflusses, etwas oberwärts der Stelle, wo der Fluß desselben Namens sich mit dem Magdalenaflusse vereinigt. Dirse Lage hat auch den Ort merkwürdig gemacht, als einen Hafen, durch den alle Produkte der unteren Provinzen, so wie alle ausländische Kaufmannswaaren nach der Provinz Antioquia gelangen. Hier lagen nun mehrere große Champane, von denen zwei, mit Tabak und Cacaobohnen beladen, nach Juntas, dem letzten Hafen am Narefluſſe, bestimmt waren, von wo die Waaren weiter zu Lande nach dem Innern der Provinz verführt werden sollten. Sie hatten also denselben Weg wie wir zu machen, was ich mit Verdruß erfuhr, da ich überzeugt war, daß meine Bogas

nicht eher, als sie, abgehen würden, welche wiederum eben so gewiß morgen, da es Sonntag war, nicht abgingen. Meine Furcht ward auch bestätigt, und anstatt sich anzuschicken, den nächsten Morgen abzureisen, gesellten sich meine Bogas ganz gemächlich zu den Kameraden; und der Patron, den ich an sein Versprechen erinnerte, keinen Sonntag stille zu liegen, schüttelte beständig den Kopf und sagte: „No se puede, Señor! El Rio Nare es muy bravo, y nos matará, si iramos el Domingo!“ — Das geht nicht an, mein Herr! Der Narefluß ist sehr böse, und wird uns tödten, wenn wir am Sonntage reisen. Es war also nichts anderes zu thun, als den Sonntag hier zu bleiben, um nicht von dem erbitterten Narefluße verschlungen zu werden. Der sanftmüthige Magdalenafluß dagegen erpreßte hier heute ein Opfer, obgleich die Ursache dieses Unglücksfalles eher dem gefährlichsten aller Flüsse — dem Branntweine — als dem unschuldigen Magdalenafluße zugeschrieben werden müßte. Es waren nämlich zwei betrunkene Neger, die sich auf einem kleinen Canot einschifften, um, den Strom abwärts, nach einer benachbarten Boza zu gehen. Kaum waren sie vom Lande, so warfen sie sich beide auf eine und dieselbe Seite des kleinen, schmalen Fahrzeugs, und eben so geschwinde war auch das Unterste oben, und die beiden Kameraden taumelten ins Wasser. Wären sie nicht betrunken gewesen, so hätte ihnen dieses Bad nicht geschadet, denn sie hätten sich bald auf das neben ihnen fließende Canot durch Schwimmen retten können; allein nun hatten sie alles Bewußtseyn verloren, und anstatt sich dem letzteren zu nähern, entfernten sie sich immer mehr und mehr von ihm, plätscherten mit Armen und Füßen über dem Wasser, und den Kopf oft unter. Da unser Canot, in welchem ich und der Patron saßen und fischten, am nächsten

lag, so war es bald zu ihrer Hülfe auf dem Flusse; da aber die Wogas alle drei Ruder ans Land genommen, so hatten wir nichts anders als die beiden langen Stangen, das Boot zu lenken, die indessen weniger brauchbar dazu waren, als wir etwas vom Ufer kamen; so daß wir sie nicht schnell genug erreichen konnten. Wir schrien inzwischen einer weiter hinunter liegenden Pirogue zu, in der ein am Bord befindlicher Indianer sogleich vom Lande stieß, und so bald mit dem Strome schnell fließende Gruppe zurückschob. Er rettete auch den einen von ihnen, der sich hernach wieder einholte, aber der andre war schon unter dem Wasser, und der oben auf fließende hohe Strohhut trieb allein den Fluß hinab, als ein trauriges Kennzeichen der Stelle, wo dessen ertrunkener Besitzer vielleicht hätte gesucht werden müssen, in so fern er nicht schon ein Raub der auflauernden Caymane geworden war. Die nun angekommenen Böte suchten ihn vergebens, und kamen nur mit dem Canot und den anderen Ueberbleibseln dieser traurigen Expedition zurück. Das Beste dabei war, daß der Alkalde sogleich den Geretteten in den Stock setzen ließ; und in diesem groben, hölzernen Klotze konnte er, obgleich betrunken, weder sich selbst noch andre der Gefahr aussetzen, durch Kentern das Leben zu verlieren.

Um fünf Uhr am nächsten Morgen stieß unser Canot zum letzten Male den Magdalenastuß hinab, und kurz darauf verließen wir ohne Trauer diesen Fluß, auf dem wir so lange zugebracht hatten, und kamen nun auf den heftigen Rarefluß. Dieser ungleiche Strom hatte nun eine so starke Fluth, daß die nach uns kommenden, beladenen Champane nicht weiter vorwärts konnten, sondern in den Hafen, bei einer auf der linken Seite liegenden Roza, einlaufen mußten. So etwas fällt hier sehr oft vor, da dieser Fluß, im Verhältniß

zu dem häufigeren oder wenigeren Regen in den Bergen, mit einer solchen Heftigkeit steigt und fällt, daß man nach einer kurzen Betrachtung einer bestimmten Stelle es an den über das Ufer hängenden Bäumen und Büschen sehen kann. Auch ist sein Strom zuweilen so stark, daß man zwei bis drei Wochen gebraucht hat von Nare nach Juntas zu kommen, ein Weg, den man zu derselben Zeit, den Fluß abwärts, in eben so vielen Stunden gemacht hat. Allein am schlimmsten von allem sind doch die vielen Fälle, Wirbel und engen Pässe, woran dieser stark abschüssige, wilde Bergstrom einen Ueberfluß hat, die immer beschwerlich, oft gefährlich und nicht selten unmöglich zu passiren sind. Wir hatten auch in Nare auf die beste Weise unser kleines Schiff zu dieser schweren Reise in Ordnung gemacht; das Kajütendach war weggenommen, und die Koffer nebst dem übrigen Gepäck auf eine solche Art umgepackt, daß nichts die freie Fahrt unter den über das Wasser hängenden Büschen hindern konnte, und die Last dadurch in die Mitte des Schiffes so vertheilt, daß das Boot hinten und vorne so leicht, wie möglich ward. Das Inventarium war außerdem mit einem zehn Faden langen Tau, von dem vorher genannten Pita vermehrt, das beim Passiren der beschwerlichen Stellen unumgänglich nothwendig war. Alles dessen ungeachtet wollte der Patron und der eine Boga, die an diesen Fluß weniger gewöhnt waren, die Reise heute nicht länger fortsetzen, und wäre nicht der neue zu uns gekommene Boga, ein alter Matrose dieses Fahrwassers, weniger bange gewesen, so wären wir nicht weiter als bis beiden Champane gekommen. Nun setzten wir jedoch unseren Weg fort, um nach Nuz zu kommen, welches ungefähr auf dem halben Wege zwischen Nare und Juntas

liegt, denn dieser Theil unseres Weges war nicht so beschwerlich als der übrige. Wir mußten indessen durch mehrere kleinere Fälle und Wirbel — Chorros — von denen einige der ersteren die Hülfe des Taus erforderten. Besonders war es einer, an den wir Vormittags um acht Uhr kamen, der viel Wortwechsel gab, ob wir ihn passiren sollten oder nicht. Endlich ward das Unternehmen beschlossen. Zu diesem Ende mußte der Bursche mit dem Tau im Munde in den Fluß springen, und schwamm einen Umweg nach einer Stelle am Ufer, oberhalb des Falles, wo das Seil zum Festhalten des Fahrzeugs um einen Baumstamm gelegt ward. Nun arbeiteten die Bogas, jeder auf seiner Seite mit ihren Stangen den Strom hinan, und für jeden Ruderschlag, wodurch sie das Canot aufwärts zwangen, zog der Bursche das Seil straff ans Land, und hielt so das Boot zurück, welches sonst zurückgetrieben wäre, wenn die Bogas ihre Stangen zu einem neuen Stoße aufhoben. Während der Zeit steuerte der Patron hinten, und verhinderte dadurch das Canot, sich quer vor den Fall zu legen. So ging es nun glücklich hindurch, und zwar um so viel besser, da ich ihnen gedroht hatte, daß der erste, der schrie, den Patron ausgenommen, für den Tag weder Branntwein noch Tabak bekommen sollte, wenn sie aber schwiegen, sollten sie eine doppelte Portion erhalten. Auf solche Art arbeiteten wir uns nach Nuz, wo wir eilf Uhr, Vormittags, anlangten, da der Fluß nun so hoch gestiegen war, daß es beinahe unmöglich war, heute weiter zu kommen.

Hier ist nur ein großes Magazin — Bodega — wo Handelswaaren aufgelegt werden, und einen kleinen Zoll bezahlen, um dann in die Provinz eingeführt zu werden; so daß das Wort Bodega hier eigentlich durch Zollhaus übersezt

werden muß. Der Zollaufseher — el Bodeguero — wohnt hier allein, und hat nebst einem Diener ein sehr stilles und von anderen Menschen abgesondertes Leben, das nur zuweilen von einer Heerde Maulesel, die selten, zum Abholen von Waaren, hieherkommen, gestört wird, da das weiter am Flusse hinauf liegende Zollhaus bei Juntas einen kürzeren Landweg über die Berge in die Provinz gewährt. Diese Bodegueros werden auch jeden dritten Monat umgetauscht, und der jetzige, ein junger, artiger Creole, der nur noch einige Tage hatte, war seines ausgestandenen Eremitenlebens herzlich müde, und sah mit Vergnügen der Ankunft seines Erlösers entgegen. Er wurde auch sehr froh über den Besuch eines Fremden, und nachdem wir zusammen Mittag gegessen hatten, nahm er willig meinen Vorschlag an, am Nachmittage einen Spaziergang nach den hohen, drohenden Bergen zu machen, deren mit Wald bewachsene Gipfel zu erklettern ich mich so lange gesehnt hatte. Nachdem er einen alten rostigen Karabiner über die eine Schulter, und einen kleinen Ammunitionsbeutel von Tigerfell über die andre geworfen hatte, fingen wir zusammen die langsame und mühevolle Wanderung an. Ein schmaler Fußsteig schlängelte sich in beständigen Biegungen und Krümmungen den Berg hinauf, wobei er manchmal so steil war, daß man sich mit den Händen an den zur Seite befindlichen Wurzeln und Zweigen der Bäume helfen mußte, und sich nicht anders als verwundern konnte, daß beladene Maulesel hier hinauf kletterten. Nachdem wir uns auf diese Art in die Höhe gearbeitet hatten, in etwas mehr als einer halben Stunde, wurde der Weg horizontaler, und schlängelte sich nun nach einem hohen Bergrücken, auf beiden Seiten von holzbewachsenen Abgründen umgeben, und

zusammengepreßt von einander durchkreuzenden Bergrücken, die sich, der eine über den anderen, mit ihren grünen dunklen Gipfeln erhoben, und die Aussicht beschränkt und einförmig machten. — Da mein Begleiter versicherte, daß hier in langer Zeit keine bedeutendere Höhe sey, so setzten wir uns auf einen umgefallenen Baumstamm, uns hier auszuruhen und der frischeren Luft zu genießen. Diese war auch wirklich erfrischend, und mehr als angenehm für den, welcher eine solche beinahe in einem Jahre nicht eingeathmet hatte. Da mein Geführte sehr gesprächig war, und gerne von der Lebensart und den Reisen in den Cordilleras von Antioquia erzählte, verfloß die Zeit schnell, bis die am Horizonte senkrecht untergehende Sonne uns daran erinnerte, daß wir die Bodega über eine halbe Stunde unter uns hatten. Wir begaben uns deßhalb sogleich auf den Weg, und kamen kurze Zeit, nachdem die untergegangene Sonne ihr Licht dem beinahe vollen Monde überlassen hatte, zurück, der sich nun in dem heftigen Rareflusse spiegelte, welcher von dieser und jener Krümmung des sich hinabschlängelnden Fußsteiges zwischen seinen jähen Felsenwänden hervorglänzte.

Obgleich die Luft bei der Bodega freilich nicht so kühl als auf den Bergen war, so war sie doch sehr gemäßigt, und ich bereitete mich grade darauf vor, in dieser Hinsicht eine angenehme Nacht zu haben. Dem zu Folge wurde meine Hangematte unter einer Art von Säulengange beim Hause aufgehängt, und ich war im Begriffe, wie gewöhnlich, mein Musquitosnetz über dieselbe auszuspannen, als der Bobeguero hinter mir lächelte und mich fragte, was ich mache. Als ich ihm nun antwortete, daß ich mein Musquitosnetz in Ordnung bringe, fügte er mit einem gewissen Vergnügen hinzu: „No hay mosquitos!“ — Hier sind keine Musquitos! — Man

muß eine lange Reise auf dem Magdalenafluſſe gemacht haben, um den Eindruck recht faſſen zu können, den eine ſolche Antwort hervorbrachte, und man muß ſo oft unter der ſummſenden Muſik der Musquitos eingeſchlafen ſeyn, um das Harmoniſche dieſer drei Wörter einzuſehen. Ich, meines Theils, habe die ſchöne ſpaniſche Sprache nie wohllautender gefunden, als in dieſen fünf Vocalmodificationen, und konnte mir das Vergnügen nicht verſagen, durch ſcheinbares Entfallen deſſen, was er ſagte, meinen Wirth noch einmal die angenehmen Worte: No hay mosquitos, wiederholen zu laſſen.

Nachdem ich eine der angenehmſten Nächte an dieſem freundlichen Orte zugebracht hatte, nahm ich am Morgen von el Bodeguero Abſchied, und ſchiffte mich wieder ein, da der Fluß in der Nacht weniger gewaltſam geworden war, ſo daß der Patron verſprach, daß wir heute das Ziel unſerer Reiſe, oder die Bodega bei Juntas erreichen ſollten. Deſſen ungeachtet war der Fluß heftig und gefährlich, und wir mußten oft das Tau benutzen, da die Waſſerfälle und Wirbel größer und heftiger werden, je weiter man auf den unruhigen Bergſtrom kommt. — Es iſt beinahe, als ſollte man durch dieſe Gefahren und Beſchwerden die Probe beſtehen, würdig zu werden die ſchöne Provinz Antioquia zu betreten, und in dieſer Hinſicht erſcheint der ſteil herabfallende Narefluß wie eine beſchwerliche Leiter, auf der man von dem Ufer des niedrigen, heißen und feuchten Magdalenafluſſes, nach den hohen, gemäßigten und friſchen Gegenden in den Cordilleras de los Andes hinaufſteigt. Wenn man ſitzend in dem kleinen Canot die wolkenhohen Felſenwände betrachtet, die oft ſenkrecht über den am Boden fließenden Fluß hängen, zwiſchen deren, mit Wald bewachſenen Wipfeln man oft die großen Papagayen mit ihrem durchdringenden Geplapper hin

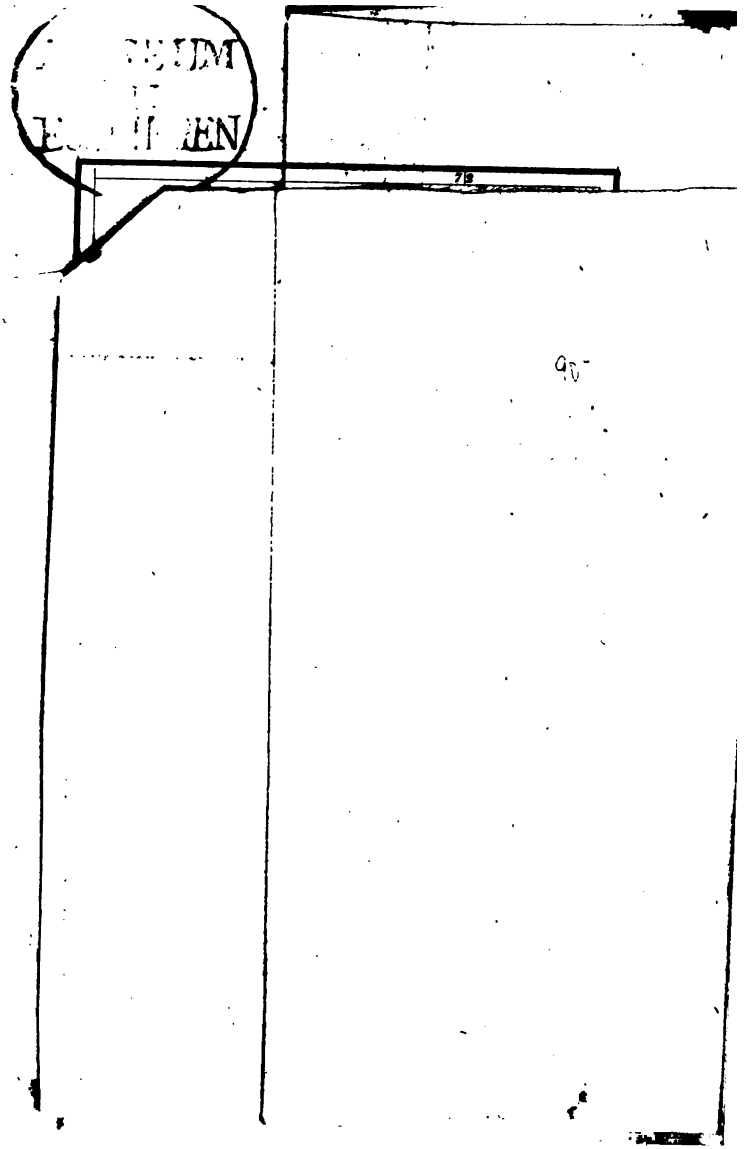
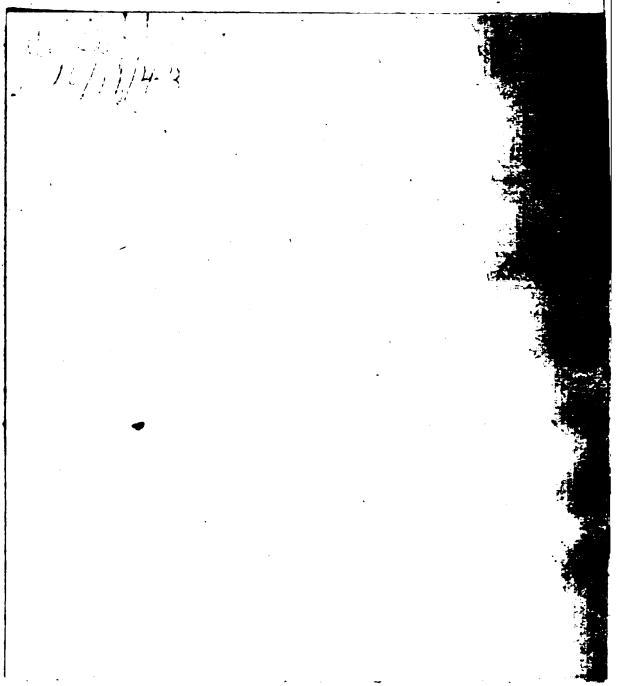
und her fliegen, und eine Menge Affen bei einer heulenden Musik ihren leichten Tanz auf den Aesten der Bäume ausführen sieht; und wenn man bei allem diesen das Getöse hört, welches die zusammengedrängte Wassermasse verursacht, die in schäumenden Cascaden und heftigen Wirbeln sich einen Weg durch die Berge sucht; während, das Auge und die Ohren mit diesen Gegenständen beschäftigt, man gleichsam bei jedem Schritte das Einathmen einer kühleren Luft empfindet — so scheint es, als wenn die Reise auf diesem Flusse ein Prolog des großen Schauspiels wäre, das die Natur dem weiter in die Andes hinein Reisenden geben will, wie eine Ouvertüre, in der man den Geist und die Charakterzüge des bald anfangenden Stückes zu finden glaubt.

Um Mittag aus passirten wir die gefährlichste Stelle dieses Flusses, wo sich alles vereinigt die Durchfahrt beinahe unmöglich zu machen. — Eine Klippe ragt von dem einen Ufer, oder richtiger, von der Bergwand hervor, die den Fluß bis zur Hälfte seiner gewöhnlichen Breite zusammenpreßt, und ihn zugleich zwingt eine Biegung anzunehmen, bei der er mit Heftigkeit einen Fall am Rande der Klippe bildet, von der er hernach in das niedrigere, breitere Bette stürzt. Mit vieler Arbeit glückte es uns indessen, längs dem einen Berge zwischen Felsenspitzen und Steinen kriechend, an denen das Canot oft mit der halben Länge über dem Wasser hing, uns durch diese gefährliche Stelle hindurch zu winden. — Nachdem wir uns zwei Stunden lang durch Wirbel, Wasserfälle und Klippen durch gearbeitet hatten, wobei wir sehr oft in längerer Zeit keine Stangen gebrauchen, sondern uns nur mit den Händen unter den Bäumen und Büschen, die über das Ufer des Flusses hingen, mit dem Tau hindurchziehen konnten, entdeckten wir zuletzt die Bodega bei Juntas, welche,

wie ein Adlerneſt, auf einem hohen mit Wald bewachſenen Berge lag, bei dem der Rio-Verde ſich mit dem Nareſluſſe vereinigt.

Wir hatten alſo endlich das Ziel unſerer langen, beſchwerlichen Flußreiſe erreicht, dieſen Wendepunkt für alles, was Champane, Bongos und Canots heißt; dies non plus ultra für Patrone und Bogas, auf deſſen anderen Seite man für immer nicht nur von ihrer Geſellſchaft und ihrem Wirkungskreiſe, ſondern auch von der in ihrer Gemeinſchaft ausgeſtandenen Hitze, Musquitos u. ſ. w. befreit wird — mit einem Worte, wir waren nach dem letzten Hafen für Einſchiffungen auf dieſer Seite des Magdalenafluſſes gelangt. Es iſt alſo ſchwer die Gefühle zu beſchreiben, mit welchen man ſich dieſem gelobten Lande nähert. Wenn ſie auch nicht grade denen gleichen, die ein ſeekranker Paſſagier erfährt, wenn er nach einer langen, ſtürmiſchen Reiſe endlich aufs Verdeck gekommen iſt und mit trunkenen Blicken den nahen Hafen betrachtet, wo er nun gewiß iſt, bald von ſeinen vielen Beſchwerden und der Urſache derſelben befreit zu werden: wenn ſie grade nicht ganz dieſen gleichen, ſo müſſen ſie ſich doch einander etwas ähnlich ſeyn; wenigſtens konnte ich nicht unterlaſſen, mit Ungeduld die noch übrigen erforderlichen Male zu zählen, die das Fahrzeug mit den Stangen fortgeſchoben werden mußte, um nach der jetzt nahe liegenden Bodega zu kommen.

Indem wir dem rechten Ufer des Rio-Verde folgten, waren wir bald mitten vor dieſer Stelle, wurden aber genöthigt, uns auf den Fluß weiter hinauf zu arbeiten, um dann mit ſeinem heftigen Strome nach dem, auf der anderen Seite liegenden Hafen hinüber rudern zu können. — Endlich waren wir ein gutes Stück hinauf gekommen, als

der Patron mit seinem „Abre la proa!“ — Setzet den Vordersteven ab! — dem Boga befahl, vom Lande zu stoßen, und in demselben Augenblicke flogen wir, vom Strome ergriffen, mit einer erschrecklichen Fahrt den Fluß hinab. Zugleich waren die Bogas fertig mit ihren kleinen, breiten Rudern das Canot nach dem anderen Lande zu arbeiten, so daß wir uns langsam diesem Ufer näherten, während wir schnell längs demselben hineilten. — Endlich waren wir ihm so nahe, daß der eine Boga mit seiner nun wieder ergriffenen Stange der Fahrt Einhalt zu thun vermochte, worauf der andre die Zweige eines nahe stehenden Baumes faßte, so daß, da der Vordersteven auf diese Weise stehen blieb, und das Canot darauf mit dem Flusse ans Land sich schwenkte, der Hinterstamm grade vor dem kleinen Landungsplatze lag. — Froh sowohl über die nun vollendete Reise, als auch über dies wirklich schöne Manöver, fingen die Bogas an, ihr „Ave Maria santissima!...“ anzustimmen. Der Patron rief zu gleicher Zeit: „Gracias a Dios!...“ und mit einem herzlichen „Amen!“ einstimmend, sprang ich auf das steile Felsenufer.

Ende des ersten Theils.